4 f 30
. Un Annegarn.
9 oe

Weltgeschichte

für die

katholische Jugend.

Von

J. Annegarn,
Pastor zu Selm.

Bayerische Staatsbibliothek München

R

Erstes Bändchen:
Von Erschaffung der Welt bis Cyrus.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Münster, 1832.
In der Theissingschen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die Nachsicht, welche der ersten jetzt vergriffenen Auflage meiner Weltgeschichte für die katholische Jugend geworden ist, hat mir zum Sporn gedient, der zweiten Auflage, von welcher hier der erste Theil erscheint, nicht nur einige Ausdehnung zu geben, sondern auch überall die verbessernde Hand anzulegen. Fast jede Seite hat Verbesserungen in Hinsicht der Sprache erhalten, manche Artikel sind der Verständlichkeit wegen anders geordnet, historische und chronologische Punkte berichtigt. Weil das Werk ein größeres Publikum gefunden hat, als ich zu hoffen wagte, so ist die Form der Anrede an die Leser, die nur für kleine Kinder passet, überall verändert, jedoch der ganze Ton so gehalten, daß das Buch noch ein Buch für die

Jugend bleibt, und dabei den Erwachsenen nicht abstößt. — Die Mythologie habe ich im ersten Theile noch weiter ausgedehnt, oder vielmehr als ein Ganzes neu bearbeitet. Ohne Mythologie ist die alte Geschichte ein Unding, und die Ueberzeugung, daß man unserer christlichen, katholischen Jugend lieber gewisse andere mythologische Lehrbücher in die Hände gebe, als die Mythologie selbst in die Geschichte einflechte, habe ich noch nicht gewinnen können.

Dem verehrlichen Herrn Rez. in Baiern, der die letzten vier Bändchen mit vielen gründlichen Bemerkungen begleitet hat, statte ich hier öffentlich gern meinen Dank ab, und werde seine Noten zur Zeit gewiß benutzen.

Selm den 11. Dezemb. 1831.

J. Annegarn.
Pastor.

Register.

Seite
Einleitung 1

Alte Geschichte.

Erster Zeitraum. Erschaffung der Welt — Sündfluth.

1. Erschaffung der Welt 9
2. Die ersten Menschen 9
3. Lebensart der ersten Menschen 10

Zweiter Zeitraum. Sündfluth — Moyses.

4. Die Sündfluth 13
5. Der Thurmbau zu Babel 14
6. Gründung der ersten Königreiche 15
7. Die Wunder zu Babylon 16
8. Die Phönizier 20
9. Die Aegypter 24
10. Die Israeliten 30
11 Die Griechen 32

Dritter Zeitraum. Moyses — Romulus.

12. Uebersicht 34

I. Die Israeliten.

13. Moyses in Aegypten 35
14. Die Israeliten in der Wüste 37
15. Einzug der Israeliten in Kanaan 38
16. Sitten der Israeliten 38
17. Die Richter in Israel 40
18. König Saul 41

Seite
19. König David 44
20. König Salomon 45
21. Theilung des Reiches 46

II. Die Aegypter.

22. Einleitung 47
23. Der See Möris 48
24. Die Obelisken 48
25. Die Pyramiden 54

III. Die Phönizier.

26. Das prächtige Tyrus 57
27. Gründung von Karthago 58
28. Religion der Phönizier 59

IV. Die Assyrer und Meder.

29. Das Mannweib Sardanapal 60
30. Arbaces, Herrscher in Asien 61
31. Sitten der Assyrer und Meder 62
32. Sitten der Scythen 64

V. Die Griechen.

33. Einleitung 66
34. Die Götter der Griechen 66
35. Dichtungen von der Unterwelt 101
36. Die Göttinnen der Rache und des Schicksals . 107
37. Die Götter unter den Menschen 114
38. Perseus 115
39. Herkules 116
40. Die zwölf Arbeiten des Herkules 120
41. Noch andere Thaten des Herkules 126
42. Herkules letzte Schicksale 128
43. Kastor und Pollux 131
44. Orpheus und Eurydice 131
45. Pandion, Philomele und Prokne 133
46. Theseus 134
47. Der Minotaurus in Kreta 136
48. Theseus als Staatsmann 138

Seite
49. Theseus und Pirithous 139
50. Theseus Rückkehr und Tod 140
51. Dädalus und Ikarus 140
52. Der Argonautenzug 142
53. Medea 149
54. Die kalydonische Jagd 151
55. Amphion 152
56. Oedipus traurige Schicksale 153
57. Die Kriege gegen Theben 154
58. Der Goldmacher Midas mit Eselsohren . . . 157
59. Die Pelopiden 158
60. Der Apfel des Paris 160
61. Der trojanische Krieg 162
62. Das hölzerne Pferd 171
63. Rückkehr des Agamemnon 174
64. Orestes und Pylades 175
65. Die Rückkehr des Odüsseus 178
66. Die Drangsal der Penelope 196
67. Telemachs Reise 197
68. Odüsseus im Vaterlande 202

Vierter Zeitraum. Romulus — Cyrus.

69. Einleitung 212

I. Die Römer.

70. Das uralte Italien 213
71. Aeneas in Italien 213
72. Romulus und Remus 214
73. Die ersten Staatseinrichtungen in Rom . . . 216
74. Romulus Tod 219
75. Numa Pompilius 220
76. Tullus Hostilius 225
77. Die Horatier und Curiatier 228
78. Die Zerstörung von Alba 229
79. Ancus Martius 233
80. Tarquinius Priscus 234
81. Servius Tullius 237
82. Tarquinius Superbus 243
83. Vertreibung der Könige aus Rom 246

Seite

84. Brutus und seine Söhne 249
85. Tod des Brutus 250
86. Porsenna vor Rom 251
87. Horatius Cocles 251
88. Mucius Scävola 253
89. Clölia's kühne Flucht 255
90. Sitten der Römer in diesem Zeitraume . . . 255

II. Die Aegypter.

91. Das Labyrinth 260
92. Psammitich mit der ehernen Opferschale . . . 261
93. König Nechao 262
94. Der grausame Apries 263
95. König Amasis 265

III. Die Griechen.

96. Völkerwanderungen in Griechenland 267
97. Gründung der griechischen Freistaaten 268
98. Die Amphiktyonen 270
99. Die Orakel 271
100. Die olympischen Spiele 276
101. Lykurgus, Gesetzgeber zu Sparta 281
102. Die messenischen Kriege 289
103. Solon, Gesetzgeber zu Athen 298
104. Die Pisistratiden zu Athen 309
105. Befreiung Athens vom Joche der Pisistratiden 315
106. Griechische Kunst in diesem Zeitraume . . . 318
107. Die sieben Weisen Griechenlandes 320
108. Aesop 321

IV. Die Israeliten.

109. Zustand der Israeliten unter ihren letzten Königen 333
110. Die Propheten 335
111. Die babylonische Gefangenschaft 336

Einleitung.

Wie es jetzt in unserm Vaterlande ist, so ist es noch nicht lange gewesen.

Vor 100 Jahren waren noch wenige gute Schulen, nur die wenigsten Kinder lernten Schreiben und Rechnen; an Erdbeschreibung, Naturgeschichte und viele andere hübsche Wissenschaften wurde gar nicht gedacht. Was thaten die Kinder denn in der Schule? Sie lasen, und lernten ihren Katechismus auswendig. Das ewige Lesen mußte ihnen wohl sehr widerlich werden. Dabei wurde in den Schulen nur Plattdeutsch gesprochen. Und viele tausend Kinder konnten gar nicht in die Schule gehen, so wenige Schulen gab es. Kein Wunder, daß damals die Leute sehr unwissend und einfältig waren. Jedermann fürchtete sich vor Gespenstern, des Abends und Nachts spukte es in allen Ecken, alte rothäugige Weiber galten für Hexen, und wurden ohne Gnade lebendig verbrennt, weil man glaubte, daß sie mit dem bösen Geiste im Bunde ständen, und ihren Nebenmenschen alles mögliche Leid anthäten. Wer für die Unglücklichen ein Wörtchen sprach, der war auch ein Hexenmeister, und wurde ebenfalls zum Feuer verdammt. — Wie in den Wissenschaften, so waren damals die Deutschen auch in den Handwerken noch weit zurück. Ein Kleidungsstück, ein Stuhl, ein Schrank aus jener Zeit wird jetzt belächelt, so wie vielleicht nach 100 Jahren unsere Nachkommen über unsern Geschmack spötteln werden.

Von einem König von Preußen, der jetzt ein so angesehener Monarch ist, wußte man vor anderthalbhundert Jahren noch nichts.

Noch ganz anders sah es vor 400 Jahren in Deutschland aus. Da war noch kein Kaffee und Zucker vorhanden, noch weniger Kartoffeln. Man hatte noch gar keine gedruckte Bücher, sondern nur geschriebene, die Hunderte kosteten, und 20 Bücher machten schon eine bedeutende Bibliothek aus. Schulen gab es fast gar nicht; wer lesen konnte, hieß schon ein gelehrter Mann. Das Reisen, Briefwechseln und Handeln waren sehr kostbare und sehr gewagte Sachen, denn es gab keine Posten, und alle Landstraßen wimmelten von Räubern.

Vor 600 Jahren hauseten in Deutschland und der Nachbarschaft die Ritter auf ihren Burgen. Sie plünderten jeden aus, der vorbei reisete, und lachten der Kaiser und Gesetze. Jeder schaffte sich Recht mit seinem Schwerte — denn Flinten und Kanonen kannte man noch nicht — das nannte man das Faustrecht. Nur eins war, was man hoch in Ehren hielt, die Religion. Geld hatte man so wenig, daß man 1 Scheffel Roggen für 6 Pfennige kaufte.

Gehen wir vollends 1000 Jahre zurück — da sind in Deutschland kaum 20 Städte, und deren Straßen nicht gepflastert, deren Häuser Lehmhütten mit Strohdächern, wie unsere armseligsten Dörfchen. Löffel, Messer und Gabeln, Uhren und steinerne Oefen suchet man da vergebens. Kaiserinnen und Königstöchter sitzen am Spinnrocken und Webstuhle, die Männer treiben nur Jagd und Krieg, denn Tapferkeit wird über alles geschätzt. Der Acker wird von Sklaven bestellt, freie Bürger und Bauern gibt es nicht. Die Deutschen dieser Zeit waren wohl tapfere, redliche, aber auch grausame Menschen.

Je weiter wir uns zurückversetzen, desto wilder sieht es in unserm Vaterlande aus. Vor 1500 Jahren war Deutschland mit Sümpfen bedeckt und mit hohen, dichten Eichenwäldern, in denen Wölfe und

Bären wohnten, und es war in diesem Waldlande fast so kalt, wie jetzt im nördlichen Rußland. Städte und Dörfer waren gar nicht, alle Hütten standen einzeln in den Wäldern, und die Deutschen thaten nichts, als kriegen, jagen und zechen. Sie waren alle noch Heiden, und dachten sich nach dem Tode einen Himmel, in welchem sie unaufhörlich Bären und Feinde erschießen, Speck essen und Bier trinken würden. Wie sich das alles seitdem geändert hat! Ganze Schwärme wilder Völker durchzogen damals unser deutsches Vaterland, der eine Haufen verdrängte oder erschlug den andern; keiner war seines Lebens sicher. Aber eben dieses wilde Hin- und Herziehen der Völker richtete damals ein Reich zu Grunde, welches bis dahin das größte und mächtigste auf dem Erdboden gewesen war — das römische Reich.

Vor 1800 Jahren, als der Heiland auf Erden lebte, war Rom die Hauptstadt der ganzen bekannten Erde, wohin die Schätze aller Länder geschleppt wurden. Die Römer herrschten in Europa, Asien und Africa; von America vermutheten sie noch nichts. In Rom gab es Leute, die Schlösser wie unsere Könige hatten, für ein einziges Abendessen 10,000 Thaler ausgaben, mit Löwen spaziren fuhren, und keine andere Gefäße in ihren Zimmern duldeten, als goldene. Aber auch in Wissenschaften übertrafen sie weit ihre Ueberwinder, die rohen Deutschen. Die Gebäude, Landstraßen, Gesetze und Schriften der alten Römer sind den spätesten Zeiten als Muster, aus denen wir lernen. Die lateinische Sprache war die Muttersprache dieser merkwürdigen Römer. Jetzt wird dieselbe von keinem Volke mehr gesprochen, aber doch noch aus Büchern erlernt, weil in ihr die herrlichen Schriften der Römer geschrieben sind.

Aber sind denn die Römer das erste gebildete Volk gewesen? Nein. Als die Römer noch rohe Bauern waren, und so wenig zu gebieten hatten, daß ihnen fast in jedem Sommer die nächsten Nachbarn feindlich vor den Thoren standen, da blüheten

östlich wo jetzt die Türkei ist, die wackern Griechen, ein herrliches Volk, schön an Körper und Geist. Ihr Ländchen, Griechenland, war klein; sie eroberten auch nicht, wie die Römer, aber sie besaßen eine glühende Freiheitsliebe und ein feines Gefühl für das Schöne. Unter ihnen waren Dichter, Redner, Maler, Bildhauer, Baumeister, Feldherren und Staatsmänner, wie sie noch kein anderes Volk aufzuweisen hatte, und was die Römer Schönes besaßen, hatten sie von den Griechen gelernt oder geplündert. Denn leider artete das Griechenvolk bis zur Scheußlichkeit aus, und wurde da den Römern zur Beute. Noch stehen von ihren Gebäuden herrliche Ruinen in der rohen Türkei. Ach, wie vergänglich ist alles auf Erden! Die Griechen blüheten vor 2200 Jahren. Damals wußte man von Römern noch wenig, und an Deutsche, Franzosen und Engländer war noch gar kein Gedanke.

Aber von welchem Volke haben die Griechen denn gelernt? Vielleicht von keinem, sie haben sich aus sich selbst herausgebildet. Doch waren schon vor ihnen, in andern Erdtheilen, Völker merkwürdig.

Die Aegypter in Africa, an beiden Seiten des Nils, glänzen schon vor 3800 Jahren als ein kunstreiches Volk. Sie hatten ordentliche Gesetze, webten feine Zeuge, machten Papier, legten Kanäle und Schleusen an, und führten riesenartige Gebäude auf. — Fast um dieselbe Zeit thaten sich in Asien die Phönizier, ein Völkchen reich an Erfindung, und die Assyrer und Babylonier hervor. Neben diesen wohnten die Israeliten, in einer Hinsicht unter allen alten Völkern das merkwürdigste, weil es allein den wahren Gott anbetete, denn die ganze übrige Welt war heidnisch.

Sind wir nun bald zu Ende? — Ja; wir wissen, daß vor 5800 Jahren die ganze Welt noch nicht war.

Aber woher wissen wir das, was die Menschen vor uns auf Erden gemacht haben? — Es hat in den meisten Zeiten fleißige Männer gegeben, die alles treu aufschrieben, was zu ihrer Zeit oder kurz

vorher wichtiges auf Erden geschah. Sie heissen Geschichtschreiber, und ihre Bücher hat man sorgfältig aufbewahrt. Ein Geschichtbuch hat Gott selbst für die Menschen verfassen lassen, die heilige Schrift. — Wenn man nun aus den Werken der Geschichtschreiber das Wichtigste erzählt, was die Menschen vor uns gemacht haben, so heißt das die Weltgeschichte. Alles kann man nicht erzählen, was jeder einzelne Mensch, der auf Erden gelebt hat, gethan habe, weil man es nicht weiß, und wenn man's auch wüßte, so würde doch das Leben eines Menschen dann nicht hinreichen, die ganze Weltgeschichte zu erzählen. Auch sind viele Begebenheiten gewiß des Erzählens nicht werth. Darum sagte ich eben, in der Weltgeschichte würde das Wichtigste von den Thaten der Menschen erzählt, d. h. was auf Erden viel Aufsehen gemacht, viel Gutes oder Böses gestiftet hat.

Wer die Weltgeschichte mit Nutzen studiren will, muß sich zweierlei wohl merken, die Zeit, wann die Begebenheiten vorgefallen sind, und den Ort, wo sie sich zugetragen haben. Diese beiden Stücke, die Chronologie (Zeitrechnung) und Geographie (Erdbeschreibung), sind gleichsam die beiden Augen der Weltgeschichte, ohne sie würde man beim Erlernen derselben im Finstern tappen. Daher muß, wer Geschichte lies't oder anhört, immer die Zeittafel und den Atlas vor Augen haben.

Also könnten wir anfangen, und zwar von vorn, bei der Erschaffung der Welt. Das sind jetzt schon über 5700 Jahre. Eine lange, lange Zeit, die wir da hindurchspaziren müssen! Um nicht müde zu werden, wollen wir unterweges zuweilen Stationen machen.

Erst erzähle ich euch, was vorgefallen ist von Erschaffung der Welt bis zur Sündfluth. Das sind über 1600 Jahre, für die Erzählung aber der kürzeste Zeitraum, weil wir aus dieser Zeit gar wenig wissen.

Dann gehen wir von der Sündfluth bis Moyses, einen äusserst wichtigen Mann. Das ist

ein Gang von 800 Jahren, aus welchen meinen jungen Lesern gleichfalls nur wenig zu sagen ist, doch werde ich da allerlei artige Mährchen zum Besten geben, die sie wohl nicht ungern hören.

Darauf müssen wir wieder 800 Jahre abmachen, von Moyses bis Romulus, und da gibt es der Mährchen noch mehr zu erzählen, aber auch schon mehr aus dem Gebiete der Wahrheit.

Von Romulus bis Cyrus, der ein gewaltiger Mann war, sind nur gut 200 Jahre, es ist aber eine Zeit reich an bekannten Begebenheiten und ärmer an Mährchen.

Die folgenden 200 Jahre von Cyrus bis Alexander sind die Epoche der herrlichen Griechen.

Von Alexander bis Christus, völlig 300 Jahre, ist die Heldenzeit der Römer, von denen ich euch früher sagte.

Dann haben wir noch reichlich 400 Jahre von Christus bis zur Völkerwanderung, und da machen wir eine große Station, weil dann die alte Geschichte aus ist, mit welcher wir uns vor der Hand begnügen wollen.

Mit der Völkerwanderung schließt die alte Geschichte, die völlig 4400 Jahre umfasset; denn mit der Völkerwanderung erscheinen ganz neue Völker mit andern Sprachen, andern Trachten, andern Sitten auf dem Schauplatze der Geschichte. In der alten Geschichte sind die Hauptvölker Heiden, in der mittlern und neuen Geschichte aber Christen.

Alte Geschichte.

Von

Erschaffung der Welt

bis zur

Völkerwanderung.

(Etwa 4400 Jahre.)

Erster Zeitraum.

Von Adam bis zur Sündfluth.

(1656 Jahre.)

(Vor Christus 3984 bis 2328.)

§. 1.
Erschaffung der Welt.

Die Bücher Moysis in der heil. Schrift des alten Bundes sind die zuverläßigsten Geschichtbücher über die Urzeit, und auch die ältesten Bücher der Welt. Was andere alte Völker über den Ursprung der Welt fabelten, gehört nicht hieher. Da aber auch die h. Geschichte uns nur Weniges von diesem Zeitraum erzählt, so gibt es hier nicht viel für uns. Wir können uns hier auch kurz fassen, etwas ausführlicher lies't man es in der biblischen Geschichte.

Gott schuf die Welt in sechs Tagen. Am Ende des sechsten Tages erschuf Er den Menschen, Adam genannt, d. h. Erdmann, und setzte ihn, als einen Unterherrn der Erde, in eine anmuthige Gegend, welche das Paradies heißt. Wo das Paradies gewesen, weiß man nicht. Die Sündfluth hat die Lage der Länder vielleicht ganz verändert, so daß jetzt zum Theil Meer seyn mag, was vorher festes Land war.

§. 2.
Die ersten Menschen.

Adam und Eva, die beiden ersten Menschen, waren von Gott in Heiligkeit und Gerechtigkeit er-

schaffen, und lebten in ihrer Unschuld sehr glücklich. Sie hatten nichts zu fürchten, aber alles zu hoffen, da ihr allmächtiger, allgütiger Schöpfer sie liebte. Aber so gut und so selig blieben sie nicht. Sie sündigten, und nun sprach Gott Leiden und Tod auf Erden über sie aus, und auch nach ihrem Tode hätten sie, und wir mit ihnen, nichts hoffen können, hätte Gott ihnen nicht einen Erlöser verheissen.

Durch die erste Sünde waren die Menschen verderbt: das zeigte sich schon an dem ersten Kinde unserer Stammeltern. Kain mordete seinen Bruder Abel, weil dieser gottesfürchtiger war, als er. Die Sünde bringt doch nichts, als Unglück, hervor!

Gott schenkte den betrübten Eltern statt des erschlagenen Abel einen andern frommen Sohn, Namens Seth. Seths Nachkommen waren fromme Menschen; sein Sohn Enos führte schon einen gemeinschaftlichen Gottesdienst ein. Wie oft mögen Adam und Eva ihre Kinder und Enkel um sich versammelt, und ihnen vom Paradiese, von ihrem kläglichen Sündenfalle und von Gottes Erbarmung erzählt, und mit Thränen sie an den Mörder Kain erinnert, und sie zum Guten ermahnt haben! Kain war davon geflohen.

§. 3.

Lebensart der ersten Menschen.

Von der Lebensart der ersten Menschengeschlechter sagt die h. Schrift für unsere Neugier sehr wenig. So viel ist gewiß, daß sie sehr alt wurden, und schon einige nützliche Künste erfanden. Das hohe Alter war ein sehr großes Glück für die gegenseitige Hülfe und für die Erhaltung guter Sitten in Seths Familie.

Was die Erfindungen der ersten Menschen angeht, so müssen dieselben wohl sehr langsam gekommen seyn, da man in dem warmen Lande wenig nöthig hatte, und nur Noth erfinderisch macht. Die ersten Kleider hatte Gott selbst unsern Stammeltern gegeben. Nach Obdach zum Schutze gegen kalte

Nächte und reissende Thiere sahen sie sich zuerst vielleicht selbst um. Man fand eine Höhle, den Bauch eines hohlen Baumes, und wie leicht war es nun, von Reisern und Rasen eine Hütte anzulegen, bis man aus Holz und Steinen bauen lernte! Waren die ersten Kleider abgenutzt, wie natürlich war da der Einfall, einem Thiere seinen Pelzrock auszuziehen, und sich denselben verkehrt umzuhängen! —

Mehrere Erfindungen sind gewiß ohne Absicht gemacht. Der Blitz entzündete einen Baum; so lernte man das Feuer kennen. Das geschah gewiß so oft, daß man sich zuletzt nicht mehr davor fürchtete, und man lernte die Kunst, das Feuer zu unterhalten. Von ungefähr lag vielleicht ein metallreicher Stein in dem Feuer. Das Metall fing an zu glühen und die Menschen lernten nun die Kunst, es zu allerlei Werkzeugen zu verarbeiten, und Beile, Hämmer, Messer und Wurfspieße zu machen. Tubalkain, einer von den Nachkommen Kains, war der erste Schmied. Aber alle Erfindungen sind anfangs roh, und werden erst durch langes Bemühen verständiger Menschen ausgebildet. Jubal, der einige musikalische Instrumente erfand, hat sicher noch keine Concerte gespielt.

Bald geriethen die Menschen mit den wilden Thieren in Kampf. Anfangs wehrte man sich mit Baumästen oder Keulen; aus dem Aste wurde eine Lanze, man erfand Bogen und Pfeile, und es entstand Jagd.

Verschiedene von den Thieren, welche neben den Menschen lebten, ließen sich leicht zahm machen. Man fand, daß die Milch der Kühe, Schafe, Ziegen und Kameele auch für Menschen ein wohlschmeckender und erquickender Trank sey, man legte sich also Heerden von solchen Thieren an. Gestandene und gerüttelte Milch gab zur Erfindung von Butter und Käse Anlaß. Nun trieben viele Menschen Viehzucht. An Grasmähen und Heueinfahren dachte man damals noch nicht. Hatte also das Vieh das Gras in einer Gegend abgeweidet, so zog man in eine andere, dem Vieh zu Gefallen. Man

konnte bei einem solchen unstäten Hirtenleben nicht in Häusern, sondern nur unter Zelten wohnen. Schon Abel war ein Hirt, aber Jabel, ein Nachkomme Kains, heißt in der h. Schrift der Stifter des Hirtenlebens. Das Fleisch der Thiere scheinen die Menschen vor der Sündfluth nicht gegessen zu haben, Obst und Kräuter waren wohl ihre erste Nahrung. Aber bald lernten sie auch Korn kennen. Erst aß man die Getraidekörner roh, nachher gekocht, und eine allgemeine Sitte des Alterthums war es, sie zu rösten, wie wir es jetzt mit den Kastanien machen. Mit der Zeit zermalmte man sie zwischen Steinen, und kochte sich aus dem Mehl einen Brei. Das erste Brod waren Kuchen, zwischen Steinen in der Asche am Heerde gebacken. Ob man schon vor der Sündfluth Brod gebacken habe, ist ungewiß, aber das Korn zu benutzen verstand man schon zu Adams Zeit, denn schon Kain war ein Ackersmann. Der Ackerbau verträgt sich nicht mit dem unstäten Leben, denn der Acker trägt erst dann viele Früchte, wenn er viele Jahre lang gebauet worden ist. Daher errichteten sich die Ackersleute zwischen ihren Aeckern dauerhaftere Häuser, man bekam feste Wohnsitze, abgesondertes Eigenthum, und es entstanden aus der Annäherung mehrerer Nachbarn kleine Dörfer und Städte. Kain legte schon eine Stadt an.

Dieser und jener ließ endlich den Feldbau liegen, und verfertigte bloß mancherlei Geräthschaften, gegen welche er überall Früchte bekam. So entstand ein Tauschhandel. Aber das Tauschen veranlaßt oft Streitigkeiten. Man sann also nach, wie man durch sichere und bestimmte Zeichen den Werth der Waaren angeben könnte. Man nahm dazu etwas, das selten ist, und hübsch aussieht, nämlich Gold und Silber. Anfangs wägte man Stücke von diesem Metalle nach Pfunden ab, doch das war immer noch sehr unbequem. Endlich ließen die Könige runde Stückchen schlagen, auf denen irgend ein Zeichen abgedruckt war, und befahlen, daß so ein Stückchen künftig eben so viel gelten

sollte, als bisher ein Pfund rohes Silber oder Gold. Nun ist gemünztes Geld da, und der beschwerliche Tauschhandel hört gänzlich auf. Ueberall ist Waare zu haben gegen Geld. Nun breitet sich Handlung rings herum aus. Dadurch werden die Leute reicher, sie dürfen nicht mehr so mühsam für ihr tägliches Brod sorgen, sie sinnen daher mehr auf Bequemlichkeiten des Lebens, und erfinden endlich Künste und Wissenschaften.

Doch daran müssen wir in diesem ersten Zeitraum der Geschichte noch nicht denken. Adam hat sicher noch kein Geld gekannt, das ist erst einige tausend Jahre später erfunden. Wann aber? Darüber kann man nichts sagen. Auch Staaten, Fürsten und Könige suchet man in den 1656 Jahren zwischen Adam und Noe wohl vergebens, weil die Menschen noch nicht anders getrennt waren, als nur in Gotteskinder und Menschenkinder, von denen jene von Seth, diese von Kain abstammten, und mehr noch zwei große Familien, als verschiedene Völker vorstellten. Aber zahlreich soll das Menschengeschlecht wohl schon gewesen seyn, da fast alle Menschen 800 bis 900 Jahre erreichten. Adam lebte noch 56 Jahre mit Lamech, dem Vater des Noe.

Zweiter Zeitraum.

Von der Sündfluth bis Moyses.

(796 Jahre.)

(Vor Christus 2328 bis 1532.)

§. 4.

Die Sündfluth.

Seths Nachkommen blieben nicht gut. Sie ließen sich von Kains bösen Nachkommen anstecken, und das Sittenverderbniß ward schnell allgemein. Je-

der dachte nur an Befriedigung seiner Lüste, und Gott war vergessen.

Da schickte Gott eine Fluth, die alle Menschen vertilgte. Nur Noe mit seiner Familie wurde in einer Arche gerettet, die er auf Gottes Befehl erbauet hatte. Ein volles Jahr mußte er in derselben zubringen, ehe die Erde wieder trocken wurde. Und als er endlich herauskam, brachte er Gott ein Dankopfer, und Gott ließ den Regenbogen erscheinen als ein Zeichen seiner Gnade, daß er die Menschen nicht mehr durch eine Sündfluth strafen wolle. In der biblischen Geschichte findet sich die Geschichte der Sündfluth ausführlich. Sie ist lehrreich, und Kinder müssen sie ja nicht flüchtig übersehen.

§. 5.

Der Thurmbau zu Babel.

Nach der Sündfluth vermehrten die Menschen sich bald wieder so stark, daß sie nicht mehr zusammenbleiben konnten. Sie beschlossen also sich im Frieden zu trennen, aber vorher ihr Andenken bei der Nachwelt zu verewigen — durch einen hohen Thurm. Sie bauten denselben in der Ebene Senaar, d. h. in Asien am Euphrat. Aber der Herr vereitelte ihr stolzes Beginnen, indem er ihre Sprache verwirrte. Welche sich nun einander noch verstanden, die sammelten sich, und zogen davon. Der Ort der Verwirrung ward Babel genannt.

Noe hatte drei Söhne gehabt, Sem, Cham und Japhet. Derer Abkömmlinge bevölkerten nun die drei Erdtheile.

Die Semiten blieben zu Babel, von ihnen stammen die meisten Asiaten ab.

Die Chamiten besetzten Kanaan, Arabien, Aegypten, kurz, die meisten afrikanischen Länder.

Die Japhetiten gingen nach Kleinasien, Griechenland, den Inseln des mittelländischen Meeres, bevölkerten also Europa.

Wie und wann Amerika und Australien bevöl-

kert sey, davon wissen wir nichts. Vielleicht hing Amerika einst mit Asien im Norden zusammen.

§. 6.

Gründung der ersten Königreiche.

Als die Menschen einander nicht mehr verstanden, da zerfielen sie in viele andere Völker, die einander weiter nichts angingen. Jedes Volk hatte seine eigene Sprache und Lebensweise, jedes trieb sein Wesen für sich.

Von allen Völkern der Erde haben wir anfangs keine Nachricht, in dieser Periode wissen wir nur von den Babyloniern, Assyrern, Phöniziern, Aegyptern und Israeliten zu erzählen.

Fast alle Völker des Alterthums fanden es gleich anfangs nützlich, sich in Gesellschaften zu vereinigen, die man Staaten nennt. Sie wählten den Tapfersten und Klügsten zu ihrem Anführer, zum Könige, wenn sie vor wilden Thieren oder vor feindlichen Nachbarn bange waren, ergaben sich ihm als seine Unterthanen, und setzten das Vertrauen auf ihn, er werde sie so regieren, wie es für ihre Wohlfahrt am besten sey. Das erste Reich, welches nach der Sprachverwirrung entstand, soll das babylonische gewesen seyn. Nemrod war sein Stifter, der in der heil. Schrift ein gewaltiger Jäger heißt.

Die ersten Könige waren klein, hatten oft nur ein einziges Dorf unter sich. Als die Staaten größer wurden, konnte der König nicht mehr alles allein übersehen; er wählte sich daher kluge Gehülfen zur Regierung, die man heut zu Tage Minister zu nennen pflegt.

Noch sonderte sich bald eine andere Art von Leuten ab, die man Priester nannte. Fast alle Völker verkannten nämlich den wahren Gott, und ersannen sich mehrere Götter, denen sie allerhand Namen gaben. Einige beteten die Sonne und den Mond an, wie daß noch jetzt von manchen wilden

Völkern geschieht. Von den unsichtbaren Göttern machte man sich sichtbare Abbildungen in Menschengestalt, den Bildsäulen erbauete man Tempel, in denen man durch Gebete und Gesänge die Götter zu ehren suchte. Man dachte die Götter sich nur als Menschen, aber mächtiger, doch auch eben so lasterhaft, damit man sich vor ihnen nicht besonders zu scheuen brauchte; und so glaubte man, sie würden einen lieblichen Geruch und einen fetten Braten nicht verachten. Man verbrennte daher in den Tempeln köstlichen Weihrauch, und schlachtete und bratete auf steinernen Altären verschiedene Thiere. Dies nannte man Opfer, und es geschah darum, weil man glaubte, sich dadurch die Liebe der Götter zu erwerben. Die dazu bestellten Männer waren nun die Priester. Diese überredeten auch das Volk, sie hätten einen geheimen Umgang mit den Göttern, erführen oft von ihnen ihren Willen, und könnten daher über alles am besten Rath und Auskunft geben. Man kann leicht denken, daß das Volk für diesen Wahn oft genug wird betrogen seyn. Die Regierer lebten nämlich immer in gutem Vernehmen mit den Priestern, und damit nun das Volk nicht murrete, wenn ihm von seinen Beherrschern bald dies, bald das befohlen wurde, so waren die Priester immer so gefällig gegen die Beherrscher, daß sie jeden neuen Befehl derselben dem Volke als einen Befehl der Götter ankündigten. Nun mußten die armen Leute still seyn.

§. 7.

Die Wunder zu Babylon.

Die assyrische und babylonische Geschichte dieses Zeitraums ist voll von Mährchen. Zwei Herren, die lange nachher lebten, Ktesias und Berosus, haben sich den Spaß gemacht, zwei dicke Bücher von der Geschichte dieser Völker zu schreiben, und da sie davon nichts Gewisses wußten, so erfanden sie selbst etwas. Zum Glück aber erdichteten sie so grob, daß man die Unwahrscheinlichkeit davon auf den

ersten Blick einsieht. Es wird aber noch jetzt so oft davon gesprochen, daß es gut ist, mit diesen Fabeln bekannt zu seyn.

Ninus, ein tapferer und ehrsüchtiger König von Assyrien, bezwingt unzählige Völkerschaften von Aegypten bis Indien. Als er damit fertig ist, bauet er sich zu Hause eine prächtige Hauptstadt, und nennt sie Ninive; einige sagen, sie habe am Flusse Tigris, andere, sie habe am Euphrat gelegen. Mauern umgaben sie, 100 Fuß hoch, und darin waren 1500 Thürme angebracht, die noch einmal so hoch waren. Und wie groß der Umfang der Stadt gewesen ist! Ueber 20 Meilen. Eine solche Stadt gibt es jetzt auf Erden nicht mehr. Aber freilich, wer lügen will, der muß lügen, daß man es hören kann.

Nun macht sich Herr Ninus wieder auf, zieht zu Felde, und nimmt — 1 Million Soldaten mit. Natürlich, wenn's weniger gewesen wären, das würde sich für einen solchen Herrn nicht geschickt haben. Aber dennoch wird's ihm sauer, die Stadt Bactra zu erobern, und wenn nicht eine tapfere Hauptmannsfrau zu Pferde mit angegriffen hätte, so hätte er vielleicht noch eine Million Soldaten nachkommen lassen müssen. Aber die Dame that Wunder. Darob freuete sich der König sehr, und wünschte eine solche Heldinn zur Frau zu haben. Darum ließ er ihrem Manne Menones die Wahl, entweder sie oder seine beiden Augen zu verlieren. Dem armen Manne war beides lieb, und so erlag er der Verzweiflung, und erstach sich selbst.

Nun wurde Frau Semiramis Königinn. Sie soll schlecht gelebt, strenge regiert, tapfer gekriegt und prächtig gebauet haben. Sie bat den König, ihr zu erlauben, daß sie nur einmal fünf Tage allein regieren dürfte. Er bewilligte es, und das Erste, was sie that, war, daß sie ihren neuen Herrn Gemahl ermorden ließ. Nun soll sie 42 Jahre allein, und immer in Mannskleidern regiert haben. Bei einem Aufstande in der Stadt läßt sie sich eben ankleiden. Sie hört den Lärm, springt auf, setzt

sich, wie sie ist, halb angekleidet zu Pferde, und sprengt unter das Volk, das sich ehrerbietig zurückzieht. Als der Aufruhr gestillt ist, reitet sie nach Hause, und läßt sich fertig frisiren.

Semiramis hätte wohl in Ninive bleiben können; allein sie wollte in einer noch prächtigern Stadt wohnen, die sie selbst gebauet hätte. Dies war Babylon am Euphrat, der Beschreibung nach die schönste Stadt des Alterthums.

Babylon, heißt es, war ein Viereck, dessen Seiten genau nach den vier Weltgegenden abgepaßt waren. Jede Seite war gegen 4 Meilen lang, und hatte 25 Thore. Die Mauern waren höher, als bei uns der höchste Kirchthurm; auf derselben waren unzählige Thürme angebracht, die natürlich noch weit höher waren, und oben auf der Mauer konnten 16 Reuter bequem neben einander reiten, denn sie war 87 Fuß dick. Das nenne ich doch eine Mauer! Dafür gehörten die Mauern Babylons auch unter die sieben Wunder der Welt. Die Straßen der Stadt waren schnurgerade, und schnitten sich unter rechten Winkeln. Den Euphrat sah man in der Stadt nirgends, denn seine Ufer waren durch hohe Mauern eingefaßt. Mitten in der Stadt lagen zwei Schlösser, an jeder Seite des Flusses eins, und durch einen Gang, der unter dem Flusse herging, standen sie in Verbindung — also ein wahrer Tunnel!! Unsern Engländern hat so ein Werk noch nicht gelingen wollen. — Merkwürdig ist noch der Belusthurm im alten Babylon. Er war unten weit, oben enger, und auswärts lief eine Wendeltreppe um denselben, so daß man hinauf reiten und fahren konnte. Oben auf dem Thurm war der Belustempel, über 800 Fuß hoch, das höchste Gebäude alter und neuer Zeit.

Man sieht, Babylon muß, wenn auch manches übertrieben ist, doch eine herrliche Stadt gewesen seyn. Ihre vollständige Schönheit soll sie indessen erst unter einem viel spätern Könige Nabuchodonosor erlangt haben, der auch noch ungeheure Gärten, die schwebenden Gärten der Semira-

mis genannt, hinzugefügt haben soll, die auf breiten Terrassen, immer eine höher, als die andere, weit über die Stadtmauer hinaus, angelegt waren, so daß man viele tausend Stufen hinaufsteigen mußte, um auf den höchsten zu kommen. Wie sauer es den Leuten geworden seyn muß, die Erde dazu hinauf zu bringen! Dafür aber hatten die Babylonier auch schwebende Wälder und Lustgärten in der Luft, die man auf sechs Meilen weit sehen konnte. Auch sie gehörten zu den sieben Wundern der Welt.

Semiramis hat auch Aethiopien erobert, und that einen großen Zug nach Indien. Drei Millionen zu Fuß, 25000 Pferde und 100000 Wagen zogen ihr nach. Um den Mangel der Elephanten zu ersetzen, deren sich die Indier bedienten, erfand sie eine seltsame Kriegslist. Sie ließ 100000 schwarze Ochsen todt schlagen, und die Häute derselben so zubereiten, daß sie elephantenmäßig aussahen, und mit diesen Häuten überzieht sie 100000 Kameele, und rückt damit gegen den Feind an. Die Rüssel werden wohl von Blech gewesen seyn. Aber sieh da! die List mißlingt, die Heldinn wird geschlagen, kehrt um, und wird bald nachher zu Hause von ihrem eigenen Sohne Ninyas umgebracht. — Auf ein schändliches Leben folgt ein schändlicher Tod.

Ninyas regierte, wie es sich von einem Muttermörder erwarten ließ, und seine Nachfolger waren nicht besser. Sie schlossen sich in ihren Pallast ein, und schwelgten: selten bekam ein Unterthan sie zu sehen. Doch stand dies babylonische Reich wohl 1000 Jahre (2000—875 v. Chr.)

Das Volk sah übrigens viel nach den Sternen, betete sie an, und las seine Schicksale in ihnen. Sonne und Mond wurden unter dem Namen Bel und Nebo verehrt. Man machte Bilder von beiden, erbauete ihnen Tempel, gab ihnen Priester zum Dienste, und opferte ihnen nicht selten Menschen. An den Festtagen der Götter wurden die gröbsten Ausschweifungen getrieben. — Man sieht, gefühlt haben es die Menschen zu allen Zeiten, daß die Welt von einer göttlichen Macht regiert wird,

aber über dem Grübeln, wie diese beschaffen sey, sind sie auf die größten Tollheiten verfallen. Ehe aber ein Volk darüber nicht vernünftige Vorstellungen hat, kann es auch nicht aufgeklärt genannt werden. Und diese Aufklärung besaß nur ein Völkchen des Alterthums, von welchem wir bald sprechen werden.

§. 8.

Die Phönizier.

Das war ein ganz anderes Volk, lebhaft, freiherzig, immer thätig, etwas neues zu erfinden, und sich hier und dort in der Welt umzusehen. Handel war ihr Leben, und überall, wo etwas hübsches zu haben war, dahin gingen sie, und machten's sich zu Nutze. Da sannen sie denn hin und her, wie sie sich ihre Reisen erleichtern könnten. Einer bemerkte, wie ein hohler Baumstamm auf dem Wasser schwam, ohne unterzusinken. Das wurde benutzt. Sie bauten nun einen wasserdichten Kasten ließen ihn aufs Wasser, und sieh! auch das Ding schwamm glücklich. Einer wagte es, sich hineinzusetzen, dann zwei zugleich, dann eine ganze Gesellschaft mit Sack und Pack; ein jeder nahm eine Stange zur Hand, und nun wurde frisch darauf los gerudert. So war das Schiff erfunden. Aber kühn aufs hohe Meer zu steuern, wagte der Phönizier nicht: er hielt sich hübsch nahe am Lande, um den Weg nicht zu verlieren, und auch so kam er schon weit. Die Phönizier waren demnach die ersten Seefahrer und Kaufleute der Welt.

Sie ruderten allmählig bis nach Afrika hin, und machten dann allerlei Abstecher, selbst bis nach Spanien, aus welchem sie sich viele theils kostbare, theils nützliche Metalle holten. Spanien war das Goldland der alten Welt. Dies Land war damals noch wenig bewohnt; den Namen Spanien hat es erst später bekommen, von den Phöniziern wurde es Tartessus oder Tharsis genannt. Sogar bis nach England und Preußen sollen die

Phönizier gekommen seyn; aus jenem holten sie Zinn, aus diesem Bernstein, der in der alten Welt fast mehr galt, als Gold.

Auch den Wagen sollen die Phönizier erfunden haben. Anfangs hatte er nur zwei Räder, war also nur ein Karren. Zwei andere glückliche Erfindungen fielen ihnen noch zu, wodurch sie auf einmal reiche Leute wurden.

Einmal stiegen phönizische Schiffer an der Küste aus, um sich ein Essen zu kochen. Ihr Feuerheerd war ein Plätzchen auf der Erde, wo schöner reiner Kiessand lag, und einige Salpetersteine, die gerade in der Nähe waren, dienten ihnen zur Unterlage. Sie setzten ihren Kessel darauf, und machten Feuer darunter. Aber o Wunder! so wie das Süppchen im Kessel zu kochen anfing, ward es auch unter dem Kessel lebendig: Die Salpetersteine zerschmolzen, vermischten sich mit der Asche und dem Sande, und als das Feuer ausgebrannt war, verhärtete sich der Brei zu einer schönen, blanken, durchsichtigen Masse, und wurde — Glas.

Ein anderes mal weidet ein phönizischer Hirt seine Heerde nicht weit vom Meeresstrande. Sein Hund schnöbert überall umher, und kommt endlich zurück mit blutendem Maule. Der Hirt will den Schaden besehen, aber sieh da! es ist kein Blut, sondern ein Saft, und nach einigem Suchen findet der Hirt eine zerbissene Schnecke. Eine schönere Farbe hatte der Mann nie gesehen; er macht die Sache bekannt, man versucht es, Zeuge mit diesem Safte zu färben, und diese Purpurkleider wurden so kostbar geachtet, daß nur Könige und sonst sehr reiche Leute im Alterthum dergleichen tragen konnten. Der reiche Prasser im Evangelio kleidete sich in Purpur. Jetzt ist die kostbarste rothe Farbe die Scharlachfarbe aus gedörrten Cochenillenwürmern, Purpur kennt man nicht mehr.

Das waren den Herren Phöniziern ein Paar ganz unverhoffte Glücksfälle. Sie hielten beide geheim, so wie sie auch anderen Völkern ihre Seewege nicht lehrten. Folgte ihnen ein Schiff, so leiteten sie es

irre, und segelten bei Nacht und Nebel von ihm weg. Das Glas hatte bei ihnen indessen noch wenig Nutzen: sie brauchten es nur als Münze und Putzwerk. Trinkgefäße machten die Alten aus Blech, Gold oder Silber; Fensterscheiben brauchte man in dem warmen Morgenlande nicht, man schloß die Oeffnungen höchstens durch Vorhänge, und Spiegel, die erst später vorkommen, waren polirte Metallplatten.

Noch wichtiger für uns ist die Erfindung der Buchstabenschrift, die ebenfalls den schlauen Phöniziern zugeschrieben wird. Thaautes, der sich nachher in Aegypten niederließ, soll der Erfinder seyn. Die Phönizier hatten nur 16 Buchstaben, und schrieben von der Rechten zur Linken; und alle, die von ihnen schreiben lernten, folgten ihrem Beispiele, z. B. die Israeliten, Chaldäer, Araber. Die Griechen schrieben nachher die erste Zeile nach der Rechten, die zweite nach der Linken, die dritte wieder nach der Rechten, und so abwechseld, ohne abzusetzen. Dies nannte man Bustrophedon, Ochsenwendung, weil die Ochsen beim Pflügen so gehen. Noch später schrieben die Griechen bloß nach der Rechten hin. Man schrieb auf gepreßte Palmblätter, auf feine Lindenrinde, auf Leinwand, auf ägyptischen Papyrus, wovon nachher die Rede seyn wird, u. s. w. Man hatte schwarze und rothe Dinte, Vornehme schrieben auch mit Purpur. Die Bücher waren Rollen, wie bei uns ein Stück Tuch. Doch war das Schreiben anfangs nur das Geschäft der Regierungen; Briefe von Privatpersonen kommen viel später vor.

Durch manche nächtliche Seefahrt wurden die Phönizier auch auf die Beobachtung des gestirnten Himmels geleitet. Sie merkten sich bald einzelne Sterne und Sterngruppen, und gaben ihnen Namen, die sich zum Theil bis jetzt erhalten haben.

Aus dieser Beobachtung der Gestirne ging nachher eine sehr wichtige Wissenschaft hervor, die Astronomie oder Sternkunde, durch welche die Menschen erst spät erfuhren, wie es zugeht, daß allemal

nach 365 Tagen dieselbe Tageslänge herrscht, daß die Tage im Winter kurz und kalt, im Sommer lang und heiß sind, daß Sonnen- und Mondfinsternisse entstehen, und vorher berechnet werden können, daß der Mond bald ab-, bald zunimmt, was für eine Gestalt unsere Erde hat, und tausend andere sehr wissenswürdige Dinge. Ohne Astronomie würden wir nicht einmal Kartoffeln, Thee, Kaffee und Zucker haben können, denn ohne Astronomie kann man nicht über das Weltmeer schiffen. Habt also Respect vor der Astronomie, junge Leser, und vor den Leuten, die sich damit beschäftigt haben und noch beschäftigen. Mit der Astronomie müsset ihr aber nicht die Astrologie verwechseln, die jetzt kein Vernünftiger mehr treibt. Die Alten zum Theil beteten Sonne, Mond und Sterne an. Die Tausende von goldenen Kugeln, die in unwandelbarer Ordnung durch die unermeßlichen Räume des Himmels schweben, diese mögen es wohl seyn, dachte man, die unsrer Erde den Segen der Fruchtbarkeit schenken. Von der Göttlichkeit der Sonne war man früh überzeugt, denn sie erleuchtete, erwärmte und belebte ja sichtbar die Welt mit jeder neuen Morgenröthe. Und so kam es, daß man im Morgenlande die Sonne und verschiedene Sternbilder als Götter anbetete, ja sogar aus den Sternen menschliche Schicksale vorher erforschen zu können glaubte. Diesen Aberglauben, den man Astrologie nennt, hatten besonders die Chaldäer, Assyrer und Babylonier, deren Priester dies Geheimniß zu besitzen vorgaben, und damit das Volk zuweilen unerhört betrogen, immer aber wenigstens nach ihrem Willen lenkten. Nachbarn von diesen drei asiatischen Völkern waren die Magier, ein kleines Volk, das sich vorzüglich auf Wahrsagerei, Traumdeuterei und Taschenspielerstückchen legte. Das brachte Ehre und Geld ein; denn alle sinnlichen Menschen haben eine unersättliche Neugier, das Künftige zu wissen, und die alten Magier haben die Ehre, daß noch heut zu Tage Taschenspieler nach ihrem Namen genannt werden.

§. 9.
Die Aegypter.

Dies sonderbare Volk lassen wir jetzt zum ersten male auftreten, ohne jedoch viel von ihm sagen zu können.

Chams zweiter Sohn, Mizrahim, war der Vater der Aegypter, weswegen Aegypten bei den Propheten auch das Land Mizrahim heißt.

Die alten Aegypter fabelten von Göttern und Göttinnen, die anfangs in ihrem Lande geherrscht haben sollen. Unter diesen nennen sie besonders den Osiris und seine Frau Isis, welche Städte bauten, Gesetze gaben, und den Ackerbau lehrten. Theben, die Stadt mit 100 Thoren, 4 Stunden in der Länge, war ihr Werk. Als Osiris starb, wanderte sein Geist — in einen Ochsen, Apis genannt, der in einem prächtigen Tempel in der Stadt Memphis wohnte. Hier wurde ihm von vielen Priestern gedient, und sogar sein Unrath war heilig; durch Kopfnicken und dergleichen weissagte er den gläubigen Aegyptern, natürlich, vermittelst der Auslegung der Priester. Wenn der Apis starb, so kam ein Ochsenkalb zur Welt, in welches der Geist des Osiris gleich wieder einzog, und die Priester suchten nun den jungen Apis in allen Kuhställen des Landes; bis sie ihn fanden, war Aegypten in tiefer Trauer. Nur die Priester kannten die Kennzeichen des Apis: er mußte schwarz seyn mit einigen weissen Flecken an bestimmten Stellen des Körpers. Der neue Apis wurde mit großem Gepränge eingeholt. Lebte aber der göttliche Ochs 25 Jahre, so wurde er ersäuft, und ein neuer gesucht. — In andern Städten wurden ebenfalls göttliche Ochsen angebetet; auch gab es Oerter, wo man eine Ziege, einen Löwen, ein Krokodil, ein Schaf als Götter verehrte; auch Hunde, Katzen, Wölfe, Störche, Spitzmäuse galten als Gottheiten, und wer nur eine Katze auf der Straße schlug, mußte sterben, ohne Gnade. Zu Canopus betete man sogar einen dickbäuchigen Wasserkrug an. Den Göttern schlachtete man

unreine Thiere, und Menschen wurden ihnen zu Ehren lebendig verbrennt. Nach Bubastus wallfahrteten jährlich 700000 Menschen auf Kähnen zum Tempel der Kriegesgöttinn; bei jeder Stadt stiegen sie aus, und prügelten sich. Zu Sais hielt man jährlich das Lampenfest, und wer auch nicht hinreisen konnte, illuminirte wenigstens zu Hause. — Noch ein berühmter Gott wohnte in der lybischen Wüste. Es war der Jupiter Ammon, ein Menschenbild mit einem Widderkopfe, mit Hörnern versehen. Mit diesem Bilde hielten die Priester zuweilen Prozessionen, und rannten dabei kreuz und quer umher, indem sie sagten, der Gott ziehe sie bald hierhin, bald dorthin, und dabei wackelte dieser immer mit seinem gehörnten Schafkopfe, woraus die Priester denn die Zukunft weissagten.

Wer nun aber denken wollte, die Aegypter wären in allen Stücken einfältige Leute gewesen, der würde sehr irren. Sie verstanden früh allerhand nützliche Sachen zu verfertigen, und sind die ältesten Papier- und Leinwandfabrikanten der Erde. Das Papier machten sie aus der Biblusstaude, die in den Sümpfen des Nils wächst, und einen dreieckigen Stamm von 9 bis 15 Fuß Höhe hat. Ihre mittlere Haut wurde in breiten Schichten abgetrennt; diese legte man auf einen Tisch neben einander, begoß sie mit trübem gewärmten Nilwasser, legte eine andere Schichte quer darüber, preßte sie zusammen, ließ sie an der Sonne trocknen, und schlug und glättete sie mit Hämmern. So war das Papier fertig. Bücher (im Griechischen Bibloi), Bibel und Bibliotheken haben davon den Namen, wie auch Papier selbst, weil Biblus auch Papyrus hieß. Aus dem äussern Baste dieser Staude machte man Tücher, Decken und Schuhe. — Leinwand bereiteten die Aegypter von einer Flachsart, Namens Byssus. Man hält es heut zu Tage für die weltbekannte Baumwolle; was aber die Alten davon erzählen, klingt fast unglaublich, und soll doch gewiß wahr seyn. Der Byssus soll zu so feinen Fäden verarbeitet worden seyn, daß sie ein-

zeln kaum zu sehen waren, und doch nicht leicht rissen. Ein römischer Kaiser soll eine Jägerwand zum Fange der wilden Schweine, aus diesem Flachse verfertigt, besessen haben, welche man nebst den dazu gehörigen Schnüren, wenn sie zusammengewikkelt war, durch einen Fingerring ziehen konnte.

Die Aegypter hatten auch schon Backwerk, Töpfe, Eimer, Pfannen, eiserne Aerte, silberne Trinkbecher, Leuchter und ähnliche Geräthschaften, wie aus der Geschichte des aegytischen Joseph erhellet. Sie besaßen schon die Kunst, ihre Zeuge zu färben, Tapeten zu machen, und Edelsteine einzufassen, um sie als Ringe an den Fingern zu tragen. Auch von Malerei findet man schon Spuren in diesem Zeitraum. In den Ruinen von Theben sind noch jetzt die Farben so frisch, als wären sie eben erst aufgetragen. Auch in der Astronomie müssen sie schon den Anfang gemacht haben: Der Ring des Osymandias über dem Grabe dieses Königs, wovon bei Theben noch Ruinen vorhanden sind, ist der Beweis. Dieser Ring war eine Elle breit, 365 Ellen lang, ganz von Gold, und stellte einen astronomischen Kalender vor; jedem Tage des Jahres war eine Quadratelle bestimmt, mit dem Auf- und Untergange der Gestirne und ihrer astrologischen Bedeutung beschrieben. Auf die genaue Berechnung des Jahres wurden die Aegypter zuerst wohl durch die Ueberschwemmung des Nils geführt, die jährlich zu derselben Zeit wiederkehrt. Dieser Fluß ist die größte Wohlthat für Aegyten, und war es schon in den früheſten Zeiten. Er schwillt nämlich im Sommer dergestalt an, daß er von beiden Seiten übertritt, und nun das seltsamste Schauspiel gewährt. Von der Mitte des Augusts ist fast das ganze Land von Wasser blank wie ein Spiegel; die Erde sieht man nicht, nur Berge, Häuser und Bäume ragen über der großen Wasserfläche hervor, und die Leute können während dieser Zeit nicht aus den Häusern gehen. Dies dauert bis zum Ende Octobers. Dafür sehen sie nun aber, sobald das Wasser gefallen ist, ihre Felder mit einem zähen, äusserst fruchtbaren

Schleime bedeckt, den das abgelaufene Wasser zurückgelassen hat, und ihre Saaten gehen nun desto schneller und blühender auf. Ausser Aegypten gibt es kein Land in der Welt, für dessen Befruchtung der Schöpfer auf eine so wunderbare Weise gesorgt hat. Regen hat man in Aegypten fast nie, sondern immer heitern Himmel mit sengender Hitze.

Das ganze Volk war in Casten, d. h. in erbliche Stämme getheilt, nämlich in Priester, Soldaten, Ackerleute, Handwerker und Hirten. Keiner konnte aus der Caste, in welcher er geboren war, hinaustreten; wessen Vater also ein Handwerker war, der mußte auch ein Handwerker werden, und zwar eben das Handwerk ergreifen, welches sein Vater getrieben, wenn er auch noch so wenig Lust und Talent dazu hatte.

Der Priesterstand war der höchste. Er gab sich mit dem Götterdienste und dem Studiren ab, er allein besaß Wissenschaft. Die Priester lebten wie Einsiedler, schritten feierlich einher, in weisse Leinwand gekleidet, und machten immer ein sehr ernsthaftes Gesicht; auch lebten sie sehr mäßig. Sie waren Lehrer, Aerzte, Richter, Traumdeuter, Gaukler, Baumeister des Landes, sie waren Alles. Sie umgaben den König, und wachten über seine Tagesordnung. Gleich nach dem Aufstehen mußte der König die eingegangenen Berichte lesen und beantworten, dann sich waschen, den königlichen Schmuck anlegen, und sich in den Tempel verfügen, wohin ihn das Volk begleitete. Wenn das Opfer brannte, so trat der Oberpriester neben ihn, und verrichtete ein lautes Gebet für sein Wohl. War dies vollendet, so pries er laut alle Tugenden, die der König hatte, oder die man ihm wünschte. Auf dieses Lob folgte ein eben so lauter Tadel aller seiner Laster, die aber aus Schonung seinen Rathgebern beigemessen wurden. Nach dem Opfer wurden ihm Sittenlehren aus den heiligen Büchern vorgelesen, und so wurde er endlich zu seinem Geschäften entlassen. Hier lernt man von Heiden, wie man den Tag anfangen soll. — Auch die

Erholungszeit, die Speisen, u. s. w. waren dem Könige durch Gesetze bestimmt. Nur von Kälbern und Gänsen durfte er Fleisch genießen, und der Wein wurde ihm täglich zugemessen. Der König wurde aus der Soldatencaste gewählt, selten aus der Priestercaste. Bei seinem Tode dauerte die Landestrauer 72 Tage. — Mit der Religion sollen die Priester ein schändliches Spiel getrieben haben. Man sagt, sie selbst hätten den wahren Gott erkannt und angebetet; sie hielten dies aber für sich, und nährten beim Volke den abscheulichsten Götzendienst. Sie unterrichteten zwar die Kinder der andern Casten im Schreiben, aber die andern Wissenschaften behielten sie für sich in ihrer geheimen Schrift, die nicht aus Buchstaben, sondern aus Zeichen bestand, und Hieroglyphenschrift heißt. An den alten Gebäuden der Aegypter findet man noch jetzt Hieroglyphen, aber man kann sie nicht lesen. — Die Priester trieben auch Magie, heilten Krankheiten durch geheimnißvolle Kräuter unter allerlei Zauberformeln. Hatte der Priester dergleichen nicht beobachtet, und der Kranke starb, so konnte der Arzt gerichtlich belangt werden. Die Gaukelkünste der ägyptischen Priester sind aus den Büchern Moysis bekannt.

Die Caste der Soldaten hatte steuerfreies Land zum Unterhalte, besaß aber wenig Tapferkeit.

Die Caste der Hirten war unehrlich, sogar von den Tempeln ausgeschlossen. Desto geehrter war die Caste der Ackersleute.

Bei einem Sterbfalle trauerte die Familie öffentlich. Man warf sich Koth auf das Haupt, trug keine weiße Kleider, trank keinen Wein, brauchte keine Bäder, und ging schreiend umher. Die Leichen wurden balsamirt. Dazu war eine besondere Klasse bestellt, die zur Priestercaste gehörte. Die Balsamirer holten die Leiche ab, legten sie auf die Erde, und der Anschneider nahm so viel Fleisch weg, als das Gesetz erforderte, lief aber auf der Stelle davon, und wurde zum Schein von den andern mit Steinen verfolgt, weil jede Gewaltthätig-

keit am menschlichen Körper für frevelhaft gehalten wurde. Dann nahm man die Eingeweide heraus, reinigte sie, spülte sie mit Palmwein aus, und rieb sie mit gestoßnen Spezereien. Darauf wurde der ganze Körper mit allerlei wohlriechenden Sachen angefüllt, zugenähet, und 70 Tage lang in Salpeter gelegt. Zuletzt wurde er abgewaschen, in feine Leinwand gewickelt, und mit einem Gummi überstrichen, wie auch in einen Kasten gelegt, der ihm genau paßte. Eine solche Leiche, Mumie genannt, verwesete nie, sondern trocknete ganz ein. In Naturalienkabinetten, z. B. zu Kassel, hat man Mumien, die noch ganz frisch aussehen.

Die Verwandten holten die Leiche wieder ab. Ehe sie dieselbe aber beisetzen durften, wurde das Todtengericht gehalten. Die Verwandten ließen den Todtenrichtern sagen: „N. will über den See fahren." Dann wurde an dem bestimmten Tage die Mumie in einem Kahne auf einen Teich gesetzt. An der einen Seite des Teiches nahmen die Richter, an der andern die Verwandten Platz, und nun konnte jeder den Verstorbenen anklagen. Bewies der Kläger seine Beschuldigung nicht, so wurde er hart bestraft; wurden die Klagen aber gegründet befunden, so ward die Leiche der Ehre des Begräbnisses beraubt, und die Familie stellte sie dann zu Hause hin, bis etwa die Nachkommen dem Verstorbenen Verzeihung auswirkten. Trat kein Kläger auf, oder wurden die Kläger als Verläumder erwiesen, so legten die Verwandten ihre Trauerkleider ab, hielten dem Verstorbenen Lobreden, und setzten die Mumie bei, besuchten sie aber noch oft. Ja, die finstern Aegypter verschoben oft absichtlich die Beisetzung lange, um die Mumie desto länger zu Hause zu behalten, denn sie glaubten, so lange der Leib nicht verwese, wohne noch die Seele in ihm, nach der Verwesung aber müsse die Seele durch allerlei Thierkörper wandern, 3000 Jahre lang, bis ihr wieder ein Menschenleib vergönnt werde. Bei Gastmählern ließen die Aegypter eine Mumie oder wenigstens ein Bild derselben herumgehen, mit

den Worten: „Sieh, so schön wirst du einst werden.“ — Die Gräber bauten die Aegypter herrlich, aber die Häuser schlecht, ohne Abtheilung in Zimmer, so daß nicht einmal die Viehställe abgesondert waren. Ihre Häuser nannten sie aber auch nur Herbergen, ihre Gräber Wohnungen.

Die Aegypter waren stolz auf ihre Nation, dünkten sich die klügsten Menschen, und nahmen keinen Ausländer an ihren Tisch. Sie waren verschlossen und trübsinnig, in der Freude aber auch ganz wüst. In der Nahrung waren sie sparsam, und speiseten auch ihre Kinder mit Wurzeln und Kräutern, obschon ihr Land ein einziger Gemüsegarten war. Auch sonst wurden die Kinder hart gehalten: man badete sie oft in kaltem Wasser, und gewöhnte sie zu strengem Gehorsam.

§. 10.

Die Israeliten.

Eine freundliche Erscheinung in dieser finstern Zeit der Abgötterei gewährt ein Völkchen in Asien, die Israeliten. Sein Stammvater hieß Abraham, der etwa viertehalb Jahrhunderte nach der Sündfluth (2000 v. Chr.) lebte, und von Sem abstammte. Er führte ein Nomadenleben, und zog als ein Hirtenfürst zwischen dem Euphrat und Tigris in dem Ländchen Mesopotamien mit seinen großen Heerden umher. Das Land war ganz in Abgötterei versunken, Abraham aber betete noch den wahren Gott an, und überließ sich unbedingt dessen Leitung. Gott befahl ihm, sein Vaterland und seine Verwandtschaft zu verlassen, und nach Kanaan zu ziehen. Kanaan hieß alles Land am mittelländischen Meere, obgleich es von mehrern Völkerstämmen bewohnt war. In diesem Lande zog nun Abraham umher, ohne einen Fußbreit Landes zu besitzen. Er war der Fürst seiner vielen Knechte, gab Befehle, und verrichtete selbst viele häusliche Arbeiten. Zugleich war er der Priester seiner Familie. Sara, seine Frau, kochte, backte, besorgte die Kleidung,

und gab den Mägden Arbeit. Getraide wurde für Vieh oder Wolle eingetauscht. Der Lagerplatz war leicht verändert; man besetzte aber nur solche Weiden, die noch keinen Eigenthümer hatten. Eine solche Lebensart war einförmig und angenehm, erhielt die Sitten rein, und ließ die Religion nicht untergehen.

Abraham erhielt von Gott große Verheissungen: er sollte eine zahlreiche Nachkommenschaft haben, seine Abkömmlinge sollten das Land Kanaan besitzen, und von ihm sollte der Erlöser der Menschen abstammen. Die erste Verheissung fing an in Erfüllung zu gehen durch die Geburt seines Sohnes Isaac, welcher der Vater Jacobs war. Isaac und Jacob folgten Abraham im Hirtenleben und in der Frömmigkeit. Jacob, der auch Israel hieß, hatte zwölf Söhne, die Väter der zwölf Stämme Israels. Er hatte in seinem Leben viele Schicksale. Flüchtig vor der Wuth seines Bruders Esau, den es reuete, ihm das Recht der Erstgeburt verkauft zu haben, mußte er lange dem Vetter Laban in Mesopotamien dienen. Als er endlich zurückkehrte, und Esau friedlich abzog, da machten ihm seine Söhne viel Herzenleid. Besonders konnten diese es nicht leiden, daß der Vater ihren jüngern Bruder Joseph gern um sich hatte, und ihn seiner Unschuld wegen vorzog. Nun zeigte sich recht die göttliche Fürsehung in neuen Geheimnissen. Die neidischen Brüder verkaufen Joseph nach Aegypten, und der Sklave Joseph wird durch Gottes Führung in Aegypten erster Minister. Eine Theurung nöthigt Jacob, in Aegypten um Korn nachsuchen zu lassen. Hier erkennt Joseph seine Brüder, und läßt die ganze Familie nach Aegypten kommen. Die Familie war 215 Jahre in Kannaan gewesen; jetzt sollte sie einmal den abgöttischen Ägyptern ein beschämendes Beispiel werden, und selbst die Gräuel des Thierdienstes mit Augen sehen, und sie verabscheuen lernen. Gott wollte die Israeliten zu einem Lichte unter den Heiden erziehen, nur sollten sie erst Trübsal erfahren, aus welcher allein

Gott sie retten konnte, und sollten sich desto fester an ihren Retter anschließen, und die Götzen verschmähen.

Kaum war nämlich Joseph gestorben, so begann Israels Knechtschaft, und dauerte über 200 Jahre. Die Aegypter hielten alle Hirten für unehrlich, und konnten deswegen die wandernden Israeliten nicht leiden, befürchteten auch, das fremde Volk möchte ihnen zu mächtig werden, da es sich ungeheuer vermehrte. Sie befahlen den Israeliten, sich Städte zu bauen, und nicht mehr mit den Heerden von einem Orte zum andern zu ziehen. Aber die Israeliten hielten zusammen, und bewahrten ihre Sitten rein, obgleich sie nun, wie die Aegypter, in festen Häusern wohnten. Nun wurden sie zu Sklavendiensten verurtheilt. Das war hart. Endlich erschien ein königlicher Befehl, alle israelitische Knaben sollten gleich nach der Geburt getödtet werden. Das war grausam. Die Israeliten hätten sich wehren können, denn sie zählten schon 600000 streitbare Männer; aber sie thaten dies nicht, sondern dachten: Besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun. Sie vertrauten fest auf Gott, der ihnen ja schon durch Joseph Rettung verheissen hatte. Sie duldeten, weil sie den Aegyptern ehemals die Rettung vom Hungertode verdankten, und in dem Lande nur Fremdlinge waren.

Hier wollen wir die Israeliten verlassen. In der Folge wird der Herr ihnen schon einen Retter erwecken.

§. 11.

Die Griechen.

Diesen merkwürdigen Leuten müssen wir jetzt unsern ersten Besuch machen. Vieles gibt es zwar jetzt bei ihnen noch nicht; wir wollen nur eben bei ihnen einsprechen, um nachher mit ihnen bekannter zu seyn.

Javan, ein Sohn Japhets, soll sich zuerst in Kleinasien niedergelassen haben. Weil Javans Nach-

kommen sich in Kleinasien stark vermehrten, so setzten viele über das Meer, welches von den vielen Inseln der Archipel heißt, und bevölkerten das Land zwischen Kleinasien und Italien. Eben dies Land ist das berühmte Griechenland. Die ersten Ankömmlinge hießen Pelasger (Meerleute), wohl deswegen, weil sie übers Meer kamen, und waren die ersten, welche die griechische Halbinsel, die nachher Peloponnes hieß, besetzten.

Zu Abrahams Zeit langte Inachus, ein neuer Fremdling, unter den wilden Pelasgern an, und stiftete im Peloponnese das erste bedeutende Königreich Argos. Neben demselben bestand schon ein anderes Reich, Sicyon genannt. Der Enkel des Inachus machte seine Unterthanen schon etwas gesittet, denn er lehrte sie Eicheln essen. Wie ärmlich mag denn vorher ihre Kost gewesen seyn! Halbnackt liefen die Pelasger noch umher.

Als es den Inachiden in dem sumpfigen Argos nicht recht mehr gefiel, zogen einige nach dem fruchtbaren Arkadien mitten im Peloponnese, und fingen Viehzucht an. Andere verließen sogar die Halbinsel, und drangen in das nördliche Griechenland ein. Der nördlichste Theil dieser Gegend bekam den Namen Thessalien von seinem Eroberer Thessalus, und der südliche ward Hellas genannt, von Hellen, dem Bruder des Thessalus. Alle diese Landschaften theilten sich aber nach und nach unter viele kleine Majestäten.

Ein großer Wohlthäter der Griechen wurde der Aegypter Cecrops, der am Ende dieses Zeitraums in Griechenland ankam, und die Stadt Cecropia, das nachher so berühmte Athen, erbauete. Er fand die Menschen des Landes in Höhlen wohnen, in Thierfellen feindlich umherschwärmen und morden, Wasser trinken, und wilde Kräuter und Beeren verzehren. Da wurde er ihnen ein großer Wohlthäter, daß er sie mit dem Feuer bekannt machte, sie an Ackerbau und Städte gewöhnte, und die gräßlichen Menschenopfer abschaffte.

Fast um dieselbe Zeit, als Cecrops, kam der

Phönizier Kadmus nach Griechenland, und erbaute die Stadt Theben in der Landschaft Böotien, welche zunächst über Attika (dem Gebiete Athens) liegt. Er allein hätte den Bau schwerlich vollendet; aber er schlug einen Drachen todt, säete dessen Zähne, und daraus wuchsen — geharnischte Riesen von der Erde auf, welche sich einander erschlugen; nur fünf blieben am Leben, und diese waren des wackern Kadmus Gesellen, da er Theben baute. Die Griechen sind immer reich an Mährchen gewesen. Indessen ist Kadmus wohl des Nennens werth, denn seine Stadt ist in der Folge sehr berühmt geworden. Aber die Geschichte sagt auch von ihm, daß er die Buchstabenschrift nach Griechenland gebracht habe. Doch muß man nicht glauben, daß die Griechen alle nun gleich Briefe, oder gar Bücher geschrieben haben, das dauerte wohl noch 500 Jahre. Jetzt kann fast jedermann schreiben, und es ist gar keine Kunst; aber der Phönizier, der zuerst die Buchstaben erfand, muß einen erstaunlichen Scharfsinn besessen haben. Thaautes soll ja der Mann gewesen seyn. Hätte einer das Schreiben nicht von andern erlernt, er würde im Leben nicht darauf fallen, daß es möglich wäre, mit etwa 20 Buchstaben alles zu bezeichnen, was der Mensch nur immer sprechen kann. Er würde vielmehr, wie die Chinesen in Ostasien noch heut zu Tage, glauben, dazu müßten wohl hunderttausend Zeichen kaum hinreichend seyn.

Dritter Zeitraum.

Von Moyses bis Romulus.

(778 Jahre.)

(Vor Christus 1532 bis 754.)

§. 12.

Uebersicht.

Wir haben nun die ersten Völker der Erde gesehen, die weichlichen Assyrer und Babylonier, die

schlauen Phönizier, die finstern Aegypter, die wandernden Israeliten, die rohen Griechen. Man sieht, daß es mit der Bildung der Menschen sehr langsam geht, und die Verehrung des wahren Gottes immer mehr abnimmt.

Jetzt müssen wir hören, wie sich diese Völker weiter geholfen, wie sie sich verbessert oder verschlimmert haben.

Bei welchen sprechen wir denn nun zuerst ein? Bei den Babyloniern? O, diese sitzen noch fest in ihren dicken Mauern, und man kann gar nicht gut durchsehen, was sie daheim machen. Wir wollen lieber vorn in Africa bleiben, wo die armen Israeliten in der ägyptischen Dienstbarkeit seufzen.

I, Die Israeliten.

§. 13.

Moyses in Aegypten.

Die Israeliten mußten in Aegypten noch immer Sclavenarbeiten verrichten, und die Kinder wurden vor den Augen der Mütter gemordet. Aber nun hatte bald die Stunde ihrer Rettung geschlagen.

Einst bekam eine Israelitinn aus dem Stamme Levi ein Söhnchen. Der Knabe lächelte so freundlich, daß die Mutter ihn unmöglich den Mördern hingeben konnte. Drei Monate versteckte sie ihn, aber da wurde er zu groß und zu laut. Die arme Mutter setzte ihn daher in einer Schachtel auf den Nil, und dachte, wenn der Herr ihn erhalten wollte, so würde es wohl geschehen. Und so kam es auch. Die Schachtel, von den Wellen getrieben, gelangte in die Lustgärten des Königs, wo eben eine Prinzissinn umherwandelte. Diese ließ sich das Kästchen bringen, und fand das Knäbchen so liebenswürdig, daß sie es erziehen, und nachher am Hofe in allen Künsten und Wissenschaften der Aegypter unterrichten ließ. Der Findling wurde Moyses (aus dem Wasser gezogen) genannt.

So gut es Moyses als Prinz am Hofe hatte, so konnte er doch seine Landesleute nicht vergessen, und ihr Leiden ging ihm tief zu Herzen. Einst sah er, wie ein ägyptischer Aufseher einen israelitischen Frohnarbeiter jämmerlich zerprügelte. Er hob seinen Stock auf, und weil gerade kein Mensch in der Nähe war, so schlug er den Barbaren todt. Indessen mußte Moyses am andern Tage doch hören, daß seine That gesehen, und sogar dem Könige zu Ohren gekommen sey. Er ließ also Aegypten Aegypten seyn, und nahm die Flucht. Im Lande Madian (Arabien) traf er zu einem Priester und Hirtenfürsten, dessen Tochter Sephora er zur Frau erhielt, und weidete 40 Jahre lang dessen Schafe.

Hier war es, am Berge Horeb, wo ihm der Herr erschien, und ihn nach Aegypten sandte, die Israeliten herauszuführen nach Kanaan. Aber davon wollte König Pharao nichts wissen, er konnte die zu Sclaven gemachten Menschen gut gebrauchen. Moyses verrichtete große und schreckliche Wunder vor seinen Augen, aber vergebens. Als endlich in einer Nacht alle Erstgebornen der Aegypter getödtet wurden, und auch der König einen Sohn unter den Todten hatte, da trieb er die Israeliten, noch in derselben Nacht das Land zu räumen, damit Jehova nicht auch ihn tödte. Freilich schämte er sich bald seiner Willfährigkeit, als die erste Angst vorüber war, und setzte den Israeliten nach. Aber da hatte er sich eine Ruthe für seinen eigenen Rücken gebunden. Die Israeliten zogen eben durch das rothe Meer, welches Moyses auf Gottes Befehl mit einem Schlage getheilt hatte. Pharao meinte, dieser kurze Weg wäre auch ihm eben recht. Aber als die Aegypter eben mitten im Bette des Meeres sind, kehrt das Wasser auf Gottes Geheiß zurück, und alle werden lebendig in den Wellen begraben. So verherrlichte sich Gott vor den abgöttischen Aegyptern, und man kann denken, wie sich die Israeliten werden gefreuet haben. Sie sangen dem Herrn auch gleich Danklieder.

Die Israeliten zogen aus Aegypten im J. 1487 v. Chr. Geb.

§. 14.

Die Israeliten in der Wüste.

Die Israeliten, über zwei Millionen stark, zogen nun frisch in die arabische Wüste hinein, denn Gott führte sie, des Tages durch eine Wolkensäule, des Nachts durch eine Feuersäule. Diese Wüste ist noch heutiges Tages eine schreckliche Gegend. Man findet in ihr selten eine labende Quelle, viel weniger Früchte, sondern alles ist dürres Sandfeld, glühend gemacht durch die Sonnenstrahlen, die dort zehnmal stärker brennen, als in Deutschland. Darum wurden die Israeliten hier auch bald verdrüssig. Aber doch konnten sie nicht klagen, denn täglich wirkte Gott durch Moyses Wunder: er gab ihnen Wasser und Fleisch, und Brod fiel täglich vom Himmel, das Manna. Dennoch waren die Israeliten eigensinnig: oft fingen sie an zu murren, mehrmals wollten sie Moyses morden, und bei den täglichen Wundern Gottes wendeten sie sich oft noch zu Götzen, und trieben die schändlichsten Dinge. Darum mußten sie 40 ganze Jahre in der Wüste umherirren, und als ungeberdige Kinder von Gott erst durch viele Prüfungen erzogen werden, ehe sie in das verheissene Segensland kamen.

Hier in der Wüste am Berge Sinai, war es, am 50sten Tage nach dem Auszuge aus Aegypten, wo Gott den Israeliten seine Gebote gab, und ihren Gottesdienst, so wie ihre bürgerlichen Gesetze anordnete, wie man in der h. Schrift ausführlich lesen kann. So waren die Israeliten das einzige Volk, welches die Kenntniß und Anbetung des wahren Gottes auf Erden erhalten, und das Licht unter den Heiden seyn sollte.

Die Empörungen gegen Gott und Moyses dauerten dennoch immer fort, und wurden oft schrecklich gestraft. Alle, die aus Aegypten gezogen waren, starben in der Wüste, nur zwei fromme Männer ausgenommen. Selbst Moyses kam nicht in das verheissene Land, sondern starb in der Wüste, ~~102~~

120

Jahre alt. Seinem Nachfolger Josue war es aufbehalten, das Volk in Kanaan einzuführen.

§. 15.

Einzug der Israeliten in Kanaan.

(1447 v. Chr.)

Die erste Stadt, welche die Israeliten eroberten, war Jericho. Das ganze Volk zog sieben Tage nach einander um die Stadt, und sang heilige Lieder, und beim letzten Umgange stürzten die Mauern ein.

So leicht ging es aber nicht immer. Kanaan war von vielen Völkerschaften bewohnt, und diese mußten alle niedergemacht werden. So hatte es Gott befohlen, damit die Israeliten allein wohnten, und nicht wieder zum Götzendienste verführt würden. Das war nun ein saures Stück Arbeit, bei welcher die Israeliten durch ihre Sünden oft sich des göttlichen Beistandes beraubten. Erst sieben Jahre nach dem Einzuge in Kanaan gelangten sie zu einiger Ruhe, daß sie sich das Land theilen konnten. Sie trafen die Vertheilung nach den 13 Stämmen — denn der Stamm Joseph machte zwei Stämme aus — nur bekam der Stamm Levi kein abgesondertes Stück, sondern nur zerstreuete Städte in allen einzelnen Stämmen, damit sie überall als Lehrer, Richter und Aerzte bei der Hand wären.

Doch alle Kanaaniter wurden noch nicht ausgerottet, und dies war in der Folge oft der Israeliten Unglück; denn von den noch vorhandenen Kanaanitern ließen sie sich zu derer Götzendienste verführen, und wurden dann zur Strafe Sclaven derselben.

§. 16.

Sitten der Israeliten.

Die Israeliten gaben in Kanaan mit der Zeit das Hirtenleben auf, wohnten in Städten und Dörfern, und trieben Ackerbau. In Aegypten hatten sie

viele Dinge kennen gelernt, die zur Bequemlichkeit des Lebens gehören: sie konnten jetzt weben, auch allerhand Gefäße und Werkzeuge aus Metall machen. Ihre Kleidung war ein leinenes weites Gewand, mit einem Gürtel befestigt. Ihre Häuser hatten nur ein Stockwerk, statt der Fenster nur Gegitter, und waren oben platt. Wirtshäuser kannte man nicht; Fremde kehrten bei Bekannten ein, die sie gelegentlich wieder bewirtheten, wenn dieselben in ihre Stadt kamen. Diese gegenseitige Bewirthung hieß Gastfreundschaft, und herrschte unter allen gebildeten Völkern des Alterthums.

Das Fleisch wurde auf mancherlei Weise bereitet, aber gedeckte Tafeln, bei denen man auf Polstern lag, muß man bei den Israeliten erst später suchen. Noch weniger kannte man Messer, Gabeln und Löffel. Jeder aß sein Stück Fleisch aus der Hand, biß mit den Zähnen ab, und lag dabei gewöhnlich am Feuer. Jedem Fremden reichte man bei seiner Ankunft Wasser zum Reinigen der Füße, in spätern Zeiten auch Salben für die Haare. Das Brodbacken verstanden die Israeliten jetzt schon. Das Korn wurde zwischen Steinen oder auf Handmühlen zerrieben, und das Brod nicht geschnitten, sondern gebrochen.

Der älteste Sohn erbte das väterliche Vermögen, die jüngern Söhne mußten mit einer Kleinigkeit zufrieden seyn, und im Hause dienen, wie auch die Töchter die gar nichts bekamen. Jeder durfte nur in seinem Stamme heirathen. Wenige oder gar keine Kinder haben, galt für eine große Schande.

Wer aus Armuth seine Güter verpfändet hatte, der erhielt im 49sten Jahre doch alles wieder, und wer sich zum Sclaven verkauft hatte, wurde im 49sten Jahre wieder frei. Dieses Jahr hieß das Jubeljahr. Im siebenten Jahre durfte auch nicht gesäet und gepflanzt werden, und was dann in Gärten und auf Feldern von selbst wuchs, gehörte den Armen. Das siebente Jahr hieß das Sabbatjahr.

Von Musik und Tanz waren die Israeliten gro-

ße Liebhaber. Sogar beim Gottesdienste gehörte das Tanzen zu den Feierlichkeiten, nur kein wildes Tanzen nach heutiger Mode.

War jemand gestorben, so zerrissen die Verwandten ihre Kleider, die Weiber legten eine besondere Trauertracht an. In spätern Zeiten hielt man bei der Leiche Klageweiber, die für Geld jammerten; auch wurde wohl ein Trauertanz mit Musik aufgeführt, wie noch jetzt bei den Bergschotten Sitte ist. Die Leichen wurden in Grüften beigesetzt, nicht eingescharrt.

§. 17.

Die Richter in Israel.

(1447—1091 v. Chr. d. h. 356 J.)

Könige hatten die Israeliten anfangs nicht, sondern Gott selbst wollte sie regieren. Bei wichtigen Veranlassungen gab er durch den Hohenpriester seinen Willen kund. In bürgerlichen Sachen stellte das Volk einen Freistaat vor: jeder Stamm, ja jede Stadt wählte sich selbst einige weise Männer zu Schiedsrichtern. Diese hießen Aelteste, weil man gewöhnlich die alten Männer zu diesem Amte bestellte. Diese Aeltesten waren die Fürsten des Volkes, und wenn es nöthig war, so hielten sie Gericht, und zwar im Stadtthore. Das Thor war überhaupt der geachtetste Platz der Stadt.

Immer hatten aber die Israeliten noch gegen die Reste der alten Landesbewohner zu fechten. Oft machten sie sich auch mit ihren heidnischen Nachbarn gemein, und ließen sich zur Anbetung ihrer tollen Götzenpuppen verleiten. Dann strafte Gott sie, und übergab sie dem Joche der Heiden, deren Götter sie anbeteten. Die Noth brachte dann oft das Volk wieder zur Erkenntniß, und dann war auch die Rettung nicht mehr fern. Gott gab ihm Männer zu Anführern, welche die Heiden wieder aus dem Lande jagten, und Propheten, welche ihm seine dumme Widerspänstigkeit gegen Gott ernstlich vorhielten. Solche Männer, welche auch wohl nach der Her-

stellung der Freiheit noch die Führer des Volkes blieben, hießen Richter. Ihre Sendung von Gott bewiesen sie durch Wunder. Starb ein solcher ehrwürdiger Mann, so riß die Gesetzlosigkeit wieder ein.

Die merkwürdigsten Richter sind Gedeon, Jephte, Samson und Samuel gewesen.

Diese freie Verfassung der Israeliten dauerte, von der Eroberung Kanaans an, 356 Jahre. Aus dieser langen Zeit sind uns von der Geschichte der Israeliten nur wenige einzelne Stücke bekannt, nämlich die Thaten einiger Richter, welche die heilige Schrift im Buche der Richter erzählt. Wir eilen also weiter.

§. 18.

König Saul.

(1091—1051 v. Chr.)

Die Israeliten wollten endlich einen König haben. Sie meinten, ein König würde es schon machen, daß sie von ihren unruhigen Nachbarn nicht immer geplagt würden, und dachten nicht daran, daß ihre Widerspänstigkeit gegen Gott an allem Unglück Schuld sey. Sie drangen in den Propheten Samuel, der so lange ihr trefflicher Richter gewesen war, ihnen einen König zu wählen. Samuel sagte, sie würden da ihre Freiheit verkaufen, und auch der Herr wollte es nicht haben. Da aber das Volk sich nicht sagen lassen wollte, erfüllte Samuel auf Gottes Befehl des Volkes Willen, und wählte einen König — einen langen Mann, der bisher das Vieh gehütet hatte, mit Namen Saul. Der neue König ließ sich von seiner Größe blenden, that alles nach seinem Kopfe, gegen Gottes Willen, und war oft boshaft genug. Zwar schlug er zuweilen die Philistäer, wurde aber auch wieder von ihnen geschlagen, und so konnten die Israeliten zu nichts kommen, da der Herr dem Könige nicht mehr beistand. Endlich nahmen die Philistäer den Israeli-

ten sogar alle Waffen weg, und führten ihre Schmiede in Gefangenschaft. Keiner in der Armee hatte Waffen, als nur der König und sein Sohn Jonathan. Gott hatte den König verworfen, und das Volk mochte ihn auch bald nicht mehr leiden.

Einst lagen die Israeliten und Philistäer einander wieder im offenen Felde gegenüber. Da trat täglich ein Philistäer hervor, verhöhnte Israel, und forderte jeden, der Lust hätte, zum Zweikampfe auf. Saul und Jonathan hätten gern jemand ihr Bischen Waffen geliehen, aber da war keiner, der sich an den Philistäer Goliath wagen wollte. Es war aber auch kein Scherz: Goliath war 6 Ellen und eine Handbreit lang, von oben bis unten in Erz gepanzert, und sein Spieß sah wie ein Weberbaum aus. Die armen Israeliten schauderten, so oft er des Morgens und Abends hervortrat. Ein Hirtenbursche war es, der sich endlich entschloß, es mit dem Riesen aufzunehmen. David hieß dieser kühne Jüngling. Er war der jüngste Sohn seines Vaters, Jesse, von Samuel auf Gottes Befehl schon zum Könige nach Saul gesalbt, blieb immer aber noch bescheiden, und hütete vor wie nach die väterlichen Heerden bei Bethlehem im Lande Juda; jetzt eben war er vom Vater ins Lager geschickt, seinen Brüdern Brod und Käse zu bringen. Er hörte den Prahler mit dem Weberbaume, und schämte sich, daß keiner seiner Landsleute ihm entgegentreten mochte. „Laßt den Muth nicht sinken — sagte er kühn zu dem Könige — ich erlege den Riesen". Alle wollen ihm sein Vorhaben ausreden; aber er steckt nur ein Paar Kieselsteine in seine Hirtentasche, nimmt seinen Stab in die Hand, und tritt dem Philistäer entgegen. Dieser lacht, als er den kleinen Jüngling sieht, aber David nimmt ganz sachte einen Stein aus der Tasche, und schleudert ihn mit solcher Kraft dem starken Goliath an den Kopf, daß derselbe hinstürzte, so lang und dick er war. David trat hinzu, riß ihm das Schwert von der Seite, und hieb ihm damit den Kopf ab. Die Philistäer erschraken, und flohen, die Israeliten er-

schlugen ihrer Viele im Verfolgen, und erbeuteten das ganze Lager. Die Weiber in Israel sangen ein Siegeslied auf diese Begebenheit, in dem es hieß: Saul hat Tausend erschlagen, aber David Zehntausend.

Dieses Lied gefiel allen Leuten, nur dem Könige Saul nicht, weil das Volk den David ihm vorzog. Freilich war David von Samuel schon zum Könige gesalbet, aber es fiel ihm nicht ein, bei Sauls Lebenszeit sich den Thron zuzueignen. Doch ging er nicht nach Hause zurück, sondern heirathete Michol, Sauls jüngste Tochter, die dem Besieger des Goliath versprochen war, und blieb bei Saul, dem er durch sein Harfenspiel die Gewissensbisse vertreiben sollte, manchmal mit eigener Lebensgefahr. Sauls Mißtrauen artete oft in Wuth aus, und dann warf er nach David mit dem Spieße, dem dieser nur durch große Behendigkeit ausweichen konnte.

David flüchtete endlich, da er bei Saul des Lebens nicht mehr sicher war. Saul ließ ihn suchen, aber Jonathan machte ihm oft die Oerter bekannt, wo er sicher wäre. Zuweilen hatte David Gelegenheit, den Saul zu tödten, und so sich seinen Todfeind auf einmal vom Halse zu schaffen; aber er that es nicht, er zog mit seinen Anhängern, so viele er deren auch hatte, gegen den Saul nicht einmal zu Felde, sondern floh immer, wo Saul sich sehen ließ. Edel genug! — David ist der Stammvater unsers Heilandes nach Dessen menschlicher Natur.

Endlich überfielen den Saul die Philistäer. In einer blutigen Schlacht wurden seine drei Söhne getödtet, unter diesen auch der edle Jonathan; und der König selbst, von Pfeilen durchbohrt, befahl seinem Waffenträger, ihn zu tödten, und da dieser solches nicht wagte, stürzte er sich selbst in sein Schwert. Die Philistäer fanden die Leiche, hängten den Rumpf an den Mauern von Bethsan auf, den Kopf aber trugen sie mit großem Jubel durch ihre Städte. Als David seinen Tod erfuhr,

zerriß er sein Kleid, und sang ein Klaglied auf Sauls und Jonathans Tod.

§. 19.
König David.

(1051—1011 v. Chr.)

Der größte König, den die Israeliten gehabt haben! Als Saul todt war, wurde er nach sieben Jahren von allen Stämmen als König anerkannt. Sein kriegerischer Geist machte, daß er beständig gegen die Feinde auszog. Er bändigte sie alle, auch die Philistäer, trieb die Jebusiter aus, und machte deren Hauptstadt Jerusalem zur Hauptstadt seines Reiches. Hiram, König von Tyrus in Phönizien, schickte ihm Zimmerleute, die ihm auf dem Berge Sion in Jerusalem eine Königsburg erbaueten. Jerusalem wurde stark bevölkert, erweitert, verschönert, befestigt, und auch ward die Bundeslade dahin gebracht. Auf dem Lande und in den Städten stiegen überall hübsche Häuser aus dem Schmutze der alten Hütten empor.

David regierte 40 Jahre, und hinterließ den Ruhm eines tapfern Kriegers, eines großen Dichters und Propheten und eines edlen Menschen. Was seinen Ruhm beflecket, wollen wir hier verschweigen, da er durch Leiden und Besserung alles wieder gutgemacht hat. Sein herrlichstes Denkmahl sind seine Psalmen, unter andern seine Bußpsalmen und die messianischen Psalmen. Man kann sie nicht beschreiben — jeder muß sie selbst lesen, betrachten und empfinden. Das Psalterium enthält 150 Psalmen, aber nicht alle sind von David. — David war auch Tonkünstler — er setzte seine Psalmen in Musik, und gründete Sängerchöre.

§. 20.

König Salomon.

(1011—971 v. Chr.)

Dem David folgte Salomon, der weiseste unter seinen Söhnen. Er regierte 40 Jahre, und der Herr gab seinem Reiche einen beständigen Frieden. Israel hatte unter ihm seinen höchsten Glanz: jeder lebte froh unter seinem Weinstocke und Oelbaume.

Salomon bauete mit Hülfe der Phönizier dem Herrn einen prächtigen Tempel auf dem Berge Moria in Jerusalem, der 100 Fuß lang, 34 breit und 50 hoch war, inwendig mit Cedernholz, das Allerheiligste aber an den Wänden und auf dem Fußboden mit Gold bekleidet — freilich ein Tempel, der mancher Stadtkirche unserer Zeit an Größe nachsteht, aber mit den Hallen und Nebengebäuden glich er einer kleinen Stadt, und zu dem war der ganze Tempelberg unterminirt, so daß Gewölbe auf Gewölbe stand, und so war der Tempel Salomons durch seine Anlage und Pracht die Bewunderung des Alterthums.

Auch Paläste ließ Salomon aufführen, noch größer, als der eigentliche Tempel, und eben so prächtig. Das Waldhaus des Libanon lag ganz auf hohen Säulen, und die Ställe des Königs waren unabsehbar. — Mit den Phöniziern wurden Handelsverträge geschlossen, Salomons Schiffe gingen nach Africa, nach Spanien, und kehrten mit Gold, Silber, Edelsteinen, Elfenbein und andern Kostbarkeiten beladen zurück. Nun hob sich der Glanz des israelitischen Thrones. Des Silbers war zu Jerusalem so viel, daß man es gar nicht achtete. In den königlichen Häusern war jedes Geräthe von Gold. Salomon bekam jährlich 666 Talente Steuern, ohne die Einkünfte des Handels und der eroberten Länder. Wegen seiner Weisheit in Sprüchen und Räthseln kamen entfernte Fürsten, ihn zu sehen und zu hören, und jeder brachte königliche Geschenke mit, nach Sitte des Morgenlandes. Und so ging es Jahr ein Jahr aus.

Zuletzt verfiel der weise Salomon in Weichlichkeit und Abgötterei, da er heidnische Weiber heirathete. Er suchte alle Lust der Erde zu genießen, aber am Ende mußte er bekennen, daß alles Eitelkeit und Kümmerniß des Geistes sey.

§. 21.

Theilung des Reiches.

(971 vor Christus.)

Als Salomon starb, wurde sein Sohn Roboam König. Da er gesalbet wurde, traten die Stammfürsten zu ihm, und baten, er möchte sie doch nicht durch Steuern und Frohndienste drücken, wie Salomon gethan hätte. Roboam dachte aber, er müßte sich gleich anfangs in Respect setzen, und antwortete ihnen auf den Rath seiner Jugendfreunde: „Mein Vater hat euch mit Ruthen geschlagen, ich aber will euch mit Scorpionen peitschen.“ Und sieh, da fielen 10 Stämme von ihm ab, wählten einen gewissen Jeroboam zu ihrem Könige, und machten erst Thirza, nachher Samaria zu ihrer Hauptstadt. Sie nannten sich Reich Israel. Nur zwei Stämme, Juda und Benjamin, blieben dem Hause Davids treu, und hießen Reich Juda.

Beide Reiche bekriegten sich jetzt oft, aber Juda hatte gewöhnlich die tapfersten Könige. Welche noch Religion hatten, die zogen sich allmählig ins Land Juda zurück, um zu Jerusalem anbeten zu können. Nur die Hefen des Volkes blieben im Reiche Israel — ein verworfenes Gesindel, ohne Schaam, ohne Religion und Gesetz, bei dem die Propheten selten etwas ausrichteten. Gleich der erste König Jeroboam ließ ein Paar goldene Kälber machen, und sagte: „Sieh, Israel, das sind deine Götter!“ Seitdem waren auf allen Anhöhen Götzenaltäre errichtet, und in allen Hainen rauchte es von Opfermahlzeiten. Das Reich Juda machte die Gräuel leider oft mit.

Dies mag von den Israeliten jetzt wieder genug seyn. Wir sprechen nun abermals bei den Aegyptern ein.

II, Die Aegypter.

§. 22.

Einleitung.

In dem vorigen Zeitraume fanden wir die Aegypter finster, verschwiegen und nicht gut bei Laune. Sie erfanden dies und jenes, und bildeten sich nicht wenig darauf ein. Auch jetzt lassen sie es die Fremden noch nicht recht sehen, was sie daheim machen, daher ist ihre Geschichte noch in dieser Periode sehr geheimnißvoll und mit Mährchen ausgeziert. So soll nach dem Untergange des Amenophis im rothen Meere ein gewisser Danaus sich des Thrones bemächtigt haben, aber von seinem Bruder Aegyptus vertrieben und nach Griechenland entflohen seyn, wo er das berühmte Haus der Danaer gründete, und sich zum Könige von Argos machte. Nun hatte — sagt das Fäbelchen — Danaus 50 Töchter, und Aegyptus hatte 50 Söhne, die sich einmal alle zusammen nach Griechenland aufmachten, um ihre Cousinen zu heirathen. Danaus ließ es zwar geschehen; aber weil ihm ein Orakel gesagt hatte, daß einer seiner Schwiegersöhne ihn vom Throne stürzen würde, so gab er seinen Töchtern den abscheulichen Befehl, jede sollte ihren Mann in der ersten Nacht ermorden. Alle schnitten wirklich in dem Flecken Lerna ihren Männern die Köpfe ab, nur Hypermnestra ließ ihren Lynceus leben und entfliehen. Und wie ging es dem Bösewichte Danaus und seinen saubern Töchtern? Lynceus nahm dem Danaus Krone und Leben, und die 49 Töchter wurden von den Göttern im Tartarus zu schrecklichen Strafen verdammt.

Doch wir gehen zu wichtigern Dingen. Wenn wir auch von den Begebenheiten dieser Zeit in Aegypten wenig wissen, so sind uns doch noch jetzt

— nach 3000 Jahren erstaunungswürdige Werke der Aegypter aus dieser Zeit übrig, aus denen wir sie als große Baumeister kennen lernen. Davon müssen wir etwas hören.

§. 23.
Der See Möris.

Auf den Aegyptus soll König **Möris** gefolgt seyn. Dieser ließ in Mittelägypten einen Landsee graben, der das größte Kunstwerk ist, das Aegypten aufzuweisen hat. Er hatte 96 Stunden im Umkreise (jetzt noch 72 Stunden), und war durch einen prächtigen Kanal zweimal mit dem Nile verbunden. Wenn der Nil nun eine zu große Ueberschwemmung machte, so ließ man das überflüßige Wasser in den See Möris laufen, und stieg das Nilwasser nicht hoch genug, so war im See Wasser in Ueberfluß, das man sodann durch Kanäle im Lande vertheilte, und eine künstliche Ueberschwemmung machen ließ. Die Oeffnung und Verschließung der Schleusen an diesem See kostete jedesmal 50 Talente oder 60000 Rthlr. Mitten im See standen zwei viereckige Thürme, die oben spitzig zuliefen, 300 Fuß hoch, jeder oben mit zwei kolossalen Statuen des Königs Möris und seiner Gemahlinn. Eben diese Gebäude im Wasser bewiesen, daß der See von Menschenhänden ausgegraben war. Wie mancher Schweißtropfen mag wohl dabei vergossen seyn! — Die heutigen Aegypter schreiben die Anlegung dieses Sees dem Joseph zu.

§. 24.
Die Obelisken.

Nach dem Möris kam **Sesostris** zur Regierung — ein Krieger, wie Aegypten noch keinen gehabt hatte. Sein Vater hatte bei seiner Geburt den sonderbaren Einfall, alle im ganzen Lande am nämlichen Tage gebornen Knaben nach Hofe bringen, und mit seinem Prinzen gemeinschaftlich erzie-

hen zu lassen, damit dieser an ihnen nachher treue Freunde hätte. Es waren 1700 Knaben, und die kriegerische Erziehung schlug bei allen vortrefflich an. Schon als Kronprinz eroberte Sesostris einen Theil Lybiens, und zwang Arabien zum Tribute. Und als er König war, da trieb er erst alle Königlein, die bisher in einzelnen Theilen Aegyptens gehauset hatten hinaus, und dann zog er aus mit einem Heere von 600000 Mann zu Fuße, 24000 zu Pferde und 27000 Streitwagen. Seine 1700 Freunde wurden seine Feldherren und Offiziere. Nun ging's nach Westen und Osten bis Indien, Rußland und Ungarn über alle Völker her, die man fand, 9 Jahre lang in einem fort. Mit Schätzen und Gefangenen bereichert kehrte er zurück, und dachte jetzt darauf, durch Werke, die der Zeit trotzen sollten, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Seine Gefangenen mußten ihm zwei Obelisken, jeden von 180 Fuß Höhe, errichten. Dies waren viereckige Säulen, die nur ein wenig spitzig zuliefen, und zwar aus einem einzigen Stücke gehauen: der Aegypter liebte in der Baukunst immer das Kühne. Es ist unbegreiflich, woher man die Kräfte genommen habe, diese ungeheuern Massen auszuhauen, an Ort und Stelle zu schaffen, und aufzurichten. Die Obelisken waren von Granit; und da es in Aegypten keine Granitfelsen gibt, als nur in den östlichen Gränzgebirgen nach Arabien hin, wo der Berg Sinai liegt, so mußten viele tausend Arbeiter dahin reisen, und den langen Klotz aus dem Berge heraushauen. Dann mußte der Obelisk nach allen Seiten mit scharfen Kieseln so lange gerieben werden, bis er so glatt wurde, daß die Sonne sich auf seiner Fläche spiegeln konnte. Darauf wurde er mit Hieroglyphen und allerhand Figuren versehen. Und nun mußte er theils zu Lande auf vielen Walzen, theils zu Wasser auf den ägyptischen Kanälen oft einige hundert Meilen fortgeschafft werden. Dazu wurden oft an 100000 Menschen erfordert. Und wenn das gewaltige Ding endlich an dem Orte seiner Bestimmung angelangt war, so

war noch die letzte und schwerste Arbeit übrig: Der Obelisk mußte durch viele tausend Stricke in die Höhe gezogen und in ein Fußgestell gesetzt werden, so daß die vier Seiten genau nach den vier Weltgegenden gekehrt waren.

Noch jetzt stehen Obelisken in allen Theilen Aegyptens, große und kleine, von weissem und rothem Granit. Die Könige nach dem Sesostris setzten eine Art von Ehre darein, Obelisken zu errichten, und daher heißt diese Periode der ägyptischen Geschichte die Obeliskenperiode. Eine geraume Zeit nachher unter den römischen Kaisern mußten einige Obelisken nach Rom wandern, und dort die Schauplätze und Märkte verzieren. Die Barbaren, welche im Mittelalter Rom verwüsteten, stürzten sie um, und zerschlugen sie; wohl 1000 Jahre lagen nun die großen Felsenstücke unter der Erde mit Schutt bedeckt, bis ein italiänischer Baumeister, Fontana, vor 300 Jahren auf Befehl der päbstlichen Regierung es übernahm, die Stücke auszugraben, an einander zu kitten, und so die Obelisken wieder aufzurichten. Pabst Pius VI. sogar hat noch einen Obelisk wieder hergestellt. Dreizehn Obelisken sind noch jetzt in Aegypten zu sehen. —

Jetzt wieder zur Geschichte des Sesostris! Dieser stolze Eroberer wußte nicht, wie er sich genug brüsten wollte. Die überwundenen Könige und Fürsten mußten ihm zu bestimmten Zeiten in eigener Person Geschenke nach Aegypten bringen; und wenn es dann gerade einen feierlichen Zug etwa nach einem Tempel oder nach einer Stadt gab, so spannte er sie als Thiere vor seinen Wagen. Einer dieser so beschimpften Könige gab dem Barbaren das Grausame dieser Behandlung einst treffend zu verstehen. Während er den Wagen zog, blickte er immer starr auf das eine Rad zurück. Sesostris fragte ihn, was er dabei dächte. „O König, antwortete der „Unglückliche: das Umdrehen des Rades erinnert „mich an den Wechsel des Glückes! Wie jeder Theil „des Rades jetzt oben, und gleich unten ist, so ist „der, welcher heut auf dem Throne sitzt, oft mor-

„gen in die schmählichste Knechtschaft gestürzt“. Sesostris fühlte sich getroffen, und wurde menschlicher. — Zuletzt ward er blind, und endete mit Selbstmord.

Nach seinem Tode fielen die Aethiopier, die er so sehr gereizt hatte, in Aegypten ein, und rächten die erlittenen Kränkungen schrecklich, setzten auch sogar einen Aethiopier Actisanes zum Könige ein. Doch als dieser starb, jagten die Aegypter ihre Feinde wieder fort, und wählten sich einen Aegypter zum Könige, der Meades hieß. Dessen Nachfolger Proteus ist ein bei den alten Dichtern sehr beliebter Mann, da er, so oft er wollte, seine Gestalt verändern konnte. Unter ihm trug sich der trojanische Krieg zu, eine der merkwürdigsten Begebenheiten der alten Welt, von der wir bald in der griechischen Geschichte hören werden. Damals war es das erste Mal, daß Griechen nach Aegypten kamen, und also dies Wunderland bekannter wurde.

Rhampsinit, des Proteus Nachfolger, bei andern Ramesses genannt, bauete den größten Obelisken, der jetzt zu Rom auf dem Lateranplatze steht. Er ist 179 Fuß hoch, und wiegt über 13000 Centner. Bei der Aufrichtung desselben ließ Rhampsinit seinen eigenen Sohn an die Spitze hängen, damit die Arbeiter desto sorgfältiger seyn möchten, ihn nicht fallen zu lassen. — Auch durch seine Habsucht ist dieser König berüchtigt. Die ägyptischen Priester erzählten in der Folge dem Griechen Herodot ein sonderbares Mährchen von dessen Schatzhause. Rhampsinit hatte 512 Millionen Thaler zusammengescharrt, und ließ sich an seinen Palast ein festes Gemach anbauen, um seine Gold- und Silberkisten zu verwahren. Aber der Baumeister war ein Schurk: er setzte einen Stein in der Mauer so geschickt ein, daß er leicht herausgenommen werden konnte, ohne daß einer etwas davon merkte, und dachte so, den Schatz des Geizhalses oft zu besuchen. Doch es half ihm nichts; denn als eben das Gebäude fertig war, wurde er tödtlich krank. Er ließ daher

seine beiden Söhne allein vor sich kommen, entdeckte ihnen den Schurkenstreich, und starb. Die Söhne konnten kaum die nächste Nacht erwarten: sie fanden bald den bezeichneten Stein, nahmen ihn heraus, packten so viele Schätze auf, wie sie tragen konnten, und setzten den Stein sorgfältig wieder ein. Der König kam am folgenden Tage in das Schatzhaus, bemerkte gleich den Verlust, und wunderte sich nicht wenig, denn er sah nirgends eine Verletzung des Gemaches. Nach einigen Tagen sah er wieder zu, und so oft er zusah, so oft fehlte etwas. Nun so möchte ich doch den Spitzbuben kennen, rief er aus — der in dies Zimmer kommen kann, ohne durch die Thür zu gehen! Er legte Fangeisen zwischen die Kisten. Als nun das nächste mal der eine Bruder voraus in das Gewölbe stieg, verwickelte er sich, da es finster war, in den Schlingen so sehr, daß an keine Rettung zu denken war. Bruder! sagte er da endlich: damit wir nicht verrathen werden, so schneide mir den Kopf ab, und nimm ihn mit dir; denn ich bin doch einmal verloren, und unsere Familie bleibt dann unbekannt. Der Bruder thats, setzte den Stein wieder ein, und schlich sich fort. Der König war neugierig, seine Schlingen zu sehen. Aber was machte er Augen! Potz tausend rief er: — ein Kerl ohne Kopf! Nun weiß ich noch immer nicht, wer es ist. Aber ich will's schon erfahren. Oben auf der Mauer will ich die Leiche aufhängen lassen, und Wächter dabei stellen. Der Gaudieb wird doch Angehörige haben, die sich um ihn bekümmern, und wer nur im Vorübergehen traurig nach ihm hinaufschielt, den soll man gleich festhalten. Ich will die pfiffige Familie schon kennen lernen. — Gesagt, gethan! Und diese List wäre Herrn Rhampsinit beinahe geglückt. Die Mutter der beiden Brüder war untröstlich darüber, daß ihr Sohn nicht balsamirt werden sollte, weil nun die Seele nie zur ewigen Ruhe kommen könnte. Höre, sagte sie zu dem Kopfabschneider: — schaffst du mir die Leiche nicht her, so gehe ich zum Könige, und verrathe ihm alle deine Streiche. — Was

war nun zu thun? Der Sohn mußte eine neue List ersinnen. Als es finster war, füllte er einige lederne Schläuche mit starkem Weine, hängte sie einigen Eseln auf, und trieb als Eseltreiber verkleidet seine Thierchen die Mauer vorbei, wo jene Wächter standen. Als er neben ihnen war, stach er unvermerkt ein Loch in den einen Schlauch, ließ den Wein auf die Erde laufen, und erhob ein jämmerliches Geschrei. Die Wächter eilten herbei, und wollten sich wohl krank lachen, holten zugleich auch Becher, schöpften den fließenden Wein, und fingen an lustig zu trinken, während der Eseltreiber sich zum Scheine die Hände rieb. Nun, sagte er endlich: wenn ich euch einen Gefallen damit gethan habe, so will ich mich auch nicht weiter um den Schaden grämen. Das mußt du auch nicht, Brüderchen! sagten die Wächter: setze dich lieber zu uns, und trink mit; du hast doch noch Wein genug. Uns deucht, du gäbest uns noch einen frischen Schlauch zum Besten. — Der Eseltreiber ließ sich dies nicht zweimal sagen, und goß ihnen so oft die Becher voll, bis sie sämmtlich im Rausch verloren niedersanken, und einschliefen. Da es unterdessen finstere Nacht geworden war, so wurde es dem Schlaukopf nicht schwer, die Leiche seines Bruders abzuschneiden, und auf einen seiner Esel zu packen. Ehe er aber von dannen zog, schor er allen Wächtern zum Spaß auf der einen Seite den Bart ab. Dann brachte er der ängstlichen Mutter die Leiche. — Das ist doch zu toll! rief der König, und sein Staunen stieg immer höher. Er sann auf neue Mittel, den Schelm zu erwischen, und ließ jetzt bekannt machen, daß jeder ohne Unterschied zu seiner Prinzessinn Tochter gehen könnte, und daß derjenige sehr glücklich werden sollte, der ihr die abscheulichste und listigste That, die er begangen hätte, erzählen könnte. Kommt eben recht! dachte der Dieb: ich gehe hin, und ihr sollet mich doch nicht fangen. Abends spät trat er in's Zimmer der Königstochter, die ihn gleich bei der Hand nahm, und ihm die genannte Frage vorlegte. Das will ich dir sagen, schöne Prinzessinn! antwortete

er: meine schwärzeste That ist, daß ich meinem Bruder in dem Schatzhause des Königs den Kopf abgeschnitten habe, und meine listigste, daß ich eine ganze löbliche Wächterschaft barbirt habe. „Ha, „Spitzbube, da kommst du nicht los!" schrie die Prinzessinn. Aber in dem Augenblick erhielt sie einen kräftigen Schlag gegen ihr Schienbein, der Mensch sprang zur Thür hinaus, und ließ zu ihrem Entsetzen den Arm seines todten Bruders in ihrer Hand zurück, den der Schalk statt seines eigenen unter dem Mantel hervorgestreckt hatte. — „Nein, sagte Rhampsinit: diesen Buben erwischen wir nicht. Die Aegypter sind zwar das klügste Volk auf Erden, aber dieser ist offenbar der Klügste unter allen Aegyptern". Sogleich ließ er bekannt machen, daß der Thäter von aller Strafe frei seyn, und noch große Belohnungen dazu haben sollte, wenn er sich freiwillig stellte, und bekräftigte dies mit seinem königlichen Ehrenworte. Nun trug der Schelm kein Bedenken, sich zu melden. Der König bewunderte ihn sehr, und gab ihm seine Tochter zur Ehe. — Was ist in dieser Erzählung wohl unwahrscheinlich? —

§. 25.

Die Pyramiden.

Nach dem Rhampsinit sehen wir ganz andere Auftritte in Aegypten. König Cheops, der auf den Geizhals gefolgt seyn soll, war ein Verächter der Götter, und ließ alle Tempel schließen. Dabei war er ein Tyrann, der keinen Menschen achtete, und seine Unterthanen wie Lastthiere zu harten Sclavendiensten zwang, damit er seinem Stolze Denkmäler für die Nachwelt gründen könnte. Obelisken waren schon zu viele gebauet, und dies schien ihm jetzt nicht rühmlich mehr, er wollte alle seine Vorfahren übertreffen. Hatten seine Vorgänger thurmhohe Säulen gesetzt, so sollten die seinigen den Bergen gleichen, und spitzig zulaufen. Er schickte also 100000 Arbeiter in die Steinbrüche des arabischen Gebirges, und ließ alle Vierteljahr 10000 davon ablö-

sen. Diese mußten Steine aushauen, die nicht unter 30 Fuß seyn durften, und selbe nach dem westlichen Nilufer in die Gegend von Memphis schaffen, wo jetzt Dschise steht. Hier war ein Hügel, den man erst zu unterirdischen Gemächern wölbte; in diese Gemächer leitete man aus dem Nil einen Kanal, der in dem Berge eine unterirdische Insel bilden mußte, auf welcher der König einst beigesetzt werden wollte. Von weitem legte man ferner einen langen und breiten Damm an, der sich immer mehr erhob, und auf den Berg führte. Diese Vorbereitungen des Baues dauerten 10 Jahre, und nun begann der Bau selbst. Auf die unterirdischen Gemächer setzte man einen viereckigen Thurm, dessen jede Seite fast 800 Fuß breit war, und der immer spitziger zulief. Je höher man kam, desto höher machte man jenen Damm, der den Thurm berührte, und so konnte man die Steine immer bequem hinauf schaffen. Man bauete so lange, bis die Spitze auch 800 Fuß vom Boden entfernt war. (Das Straßburger Münster, das höchste Gebäude, das man jetzt in der Welt kennt, ist nur 453 Fuß hoch.) Dann fing man an, das ganze Gebäude von der Spitze an mit polirten breiten Steinen zu bekleiden, und je tiefer man kam, desto mehr riß man den umgebenden Damm wieder ein. Nun stand das Gebäude da, das man eine Pyramide nennt. Der Bau dauerte 20 Jahre, und die Arbeiter verzehrten während dieser Zeit bloß an Zwiebeln, Rettichen und Knoblauch 1 ½ Million Thaler unsers Geldes, wie nach Zeugniß des Griechen Herodot eine hieroglyphische Inschrift bezeugte. Diese Pyramide steht noch heut zu Tage; die Perser aber, die späterhin in Aegypten einfielen, haben sie ihrer Spitze und Bekleidung beraubt. Was die Pyramide eigentlich sollte, weiß man nicht; Cheops bauete sie aus Eitelkeit, aber die Priester brauchten sie wahrscheinlich zu geheimnißvollen Zusammenkünften, und gingen durch heimliche unterirdische Gänge mit Laternen hinein. Die unterirdischen Gewölbe im Berge gingen ganz verwirrt durch einander, und aus ih-

nen stieg man in die finstern Säle der Pyramide empor, wo sich die Gänge ebenfalls wild durchkreuzten. Die Araber, die nach Muhameds Zeit in Aegypten hauseten, brachen von aussen an der Nordseite ein Loch hinein, so daß man jetzt in die dunkeln Hallen und Gemächer der Pyramide kommen kann. Da der Flugsand den Hügel, auf welchem die Pyramide steht, erhöhet hat, so ist sie jetzt nur 440 Fuß hoch.

Nach einer 50jährigen grausamen Regierung starb Cheops, und ihm folgte sein nicht besserer Bruder Chephren, der sich durch nichts merkwürdig machte, als daß er neben der ersten Pyramide eine zweite von 700 Fuß (jetzt 440) Höhe erbauen ließ, die aber keine unterirdische Gemächer hat. Etwa 300 Schritt östlich von derselben liegt eine ungeheure Thiergestalt, aus einem einzigen Steine bestehend, der Sphynx genannt, die inwendig hohl ist. Es ist ein liegender Löwe mit dem emporgerichteten Halse und Kopfe einer Jungfrau, 130 Fuß lang; der Kopf hat 100 Fuß im Umkreise, und ist 60 Fuß hoch; das Gesicht sieht nach Osten. Jetzt steckt diese Wundergestalt bis an den Hals im Sande. Wer sie habe hauen lassen, ist unbekannt.

Unter dem Chephren seufzete Aegypten 56 Jahre. Sein Nachfolger war Mycerin, Cheops Sohn, der ein gütiger König war, und die dritte Pyramide neben den vorigen bauete, die 600 Fuß hoch wurde. Asychis, dessen Nachfolger, der zu Salomons Zeit lebte, bauete eine Pyramide von Ziegeln, die er aus dem Nilschlamme bereiten ließ, um durch diese Sonderbarkeit seine Vorfahren zu übertreffen.

Jetzt wird es verwirrt in der ägyptischen Geschichte, da die Aethiopier wieder einfielen, und der Geldmangel, der durch die Baulust der Könige herbeigeführt war, auch die Einheimischen aufrührerisch machte. Wir wollen diese Verwirrungen im folgenden Zeitraume wieder aufnehmen, und zum Schlusse nur bemerken, daß eine geraume Zeit hindurch elende Könige regierten. Einer von diesen war Sesac, der es mit dem Jeroboam im Reiche

Israel hielt, und den Roboam bekriegte, auch den Tempel zu Jerusalem plünderte. Fast alle Könige dieser Zeit baueten Pyramiden, daher diese Zeit die Pyramidenperiode heißt. Von diesen stehen jetzt noch etwa 40, in 5 Gruppen vertheilt, aber alle in Unterägypten in der Gegend des alten Memphis. Einige sind gar nicht besonders hoch, und verfallen, da die heutigen Aegypter täglich Steine herausreissen und zum Bauen benutzen. In der Gestalt sind sie alle gleich, nur hat eine aus ihnen eine bauchige Figur, und eine andere hat auswärts 208 Stufen, so daß man bis zur Spitze hinaufklettern kann: aber das ist ein saurer Gang, da jede Stufe eine gute Elle hoch ist. — Die Pyramiden gehören zu den sieben Wundern der alten Welt.

III, Die Phönizier.

§. 26.

Das prächtige Tyrus.

Die Phönizier, diese schlauen Kaufleute, trieben auch in diesem Zeitraume ihr altes Wesen noch, machten Purpur und Glas, schrieben fleißig Bücher, und schifften nach Africa und Spanien. Früher war Sidon ihre reichste Stadt, jetzt aber legten sie Tyrus an, 240 Jahre früher, als Salomon den Tempel bauete. Die Stadt war nicht groß, aber sehr fest. Sie lag auf einer Felseninsel, und hatte so hohe Mauern, daß die auf denselben stehenden Wächter von unten als Zwerge aussahen. Einmal hielt sie 13 Jahre eine Belagerung aus. Durch Handel wurde sie die reichste Stadt der Erde, und bekam bald eigene Könige, indem die meisten andern Städte des Landes auch ihre Regenten hatten. In der Folge hob Tyrus sich immer mehr, und alle Kolonien, welche die Phönizier jetzt gründeten, waren tyrischen Ursprungs. Dahin gehören besonders die spanischen Städte Gades (nun Ca-

dir), Hispalis (jetzt Sevilla) und andere. Auch an der Nordküste Afrika's wimmelte es von tyrischen Städten; nur die Aegypter litten es nicht, daß die Tyrer sich an ihren Küsten anbauten.

§. 27.

Gründung von Karthago.

(880 v. Chr.)

Pygmalion, einer der Könige von Tyrus in diesem Zeitalter, vielleicht König von ganz Phönizien, machte sich durch seine Habsucht bei seinen Unterthanen und bei der Nachwelt verhaßt. Seine Schwester Dido war mit dem Oberpriester Sichäus vermählt, der große Schätze besaß. Nach diesen war Pygmalion lüstern. Er mordete also seinen Schwager Sichäus vor dem Altare, und wußte den Mord schlau zu verbergen. Aber Sichäus — so sagen die Dichter — erschien seiner Dido, zeigte ihr seine Wunden, entdeckte ihr den Mörder, und machte ihr zugleich den Ort bekannt, wo sie seine vergrabenen Schätze finden könnte, und dann rieth er ihr zu fliehen. Dido erschrak, und bat in verstellter Einfalt ihren Bruder Pygmalion um die Erlaubniß, ihren Bruder Barkas in der Stadt Kartha zu besuchen. Zieh nur hin — dachte Pygmalion — ich will dich schon finden. Und Dido packte heimlich ihre Schätze zusammen, eilte zu dem geliebten Barkas, der auch einpackte, und floh nun mit ihm und einigen andern treuen Freunden und Freundinnen auf das weite Meer. Kaum witterte Pygmalion die Flucht, als er ihnen schleunig nachsetzen ließ; aber ein Orakel drohete ihm alles Verderben, wenn er davon nicht abstände. Jetzt erwachte dem Sünder das Gewissen, und er schickte Opfer in die berühmtesten Tempel: der Herkules in Gades erhielt einen Oelbaum von massivem Golde mit Beeren von Smaragden. Dido schiffte also ruhig weiter, und landete wohlbehalten in Africa, dort, wo jetzt der Räuberstaat Tunis

liegt. Hier wohnten Nomaden, die den reichen Ankömmlingen bei ihnen zu bleiben erlaubten. Dido legte eine Stadt an, die Karthago genannt wurde — eine der merkwürdigsten Städte des Alterthums, mitten in der damals bekannten Welt, am Meere gelegen, daher sie bald eine schöne, große Handelsstadt wurde, und ihre Mutterstadt Tyrus verdunkelte.

§. 28.

Religion der Phönizier.

So gebildet in Künsten, so tief gesunken waren die Phönizier in den Götzendienst. Ihr höchster Gott war Baal, auch Bel oder Belzebub genannt, der Gott des Himmels und des Meeres. Er wurde unter dem Bilde der Sonne verehrt, und hatte Tempel ohne Bilder, Propheten, Priester und Priesterdiener in Menge, und ihm wurden Früchte, Thiere und Menschen geopfert. Zu Menschenopfern nahm man unschuldige Kinder aus den vornehmsten Familien. In Karthago wurde der Baal Saturn genannt, und bei den Ammoniten hieß er Moloch. — Der zweite Götze war die Astarte, die Göttinn des Himmels, unter dem Bilde des Mondes, fast einerlei mit der Isis der Aegypter. Ihre Feste wurden durch zügellose Lustbarkeiten gefeiert. Kein Wunder, daß die Propheten unter den Israeliten gegen den Götzendienst der Phönizier so sehr eiferten!

Die übrigen Gottheiten der Phönizier waren vergötterte Menschen — ein Apollo, dessen Statue die Stadt Tyrus als ihren Schutz betrachtete, ein Herkules, der ein geschickter Seefahrer gewesen seyn soll, u. d. m.

IV, Die Assyrer und Meder.

§. 29.

Das Mannweib Sardanapal.

(† 875 v. Chr.)

Die babylonischen Könige Assyriens nach dem Ninyas ergaben sich der gränzenlosesten Schwelgerei. Die Babylonier müssen sich unter solchen Regenten wohl gut befunden haben, weil die Monarchie des Ninus so lange stand.

Der ärgste dieser Könige war Sardanapal, der mit Pygmalion und Dido zu gleicher Zeit lebte. Er verschloß sich zu Ninive in seiner Burg, ließ sich von keinem Manne sehen, saß in einem Weiberrocke zwischen seinen Weibern, und spann mit ihnen Wolle. Er putzte sich, und schminkte sich auch, wie ein Weib.

Da lebte in der Provinz Medien ein rüstiger Mann, Arbaces mit Namen, dem es in der Seele weh that, daß sie unter einem so schändlichen Könige stehen mußten. Einst führte er nach Gewohnheit medische Truppen nach Ninive zur jährlichen Ablösung der königlichen Leibwache. Hier reizte ihn Belesis, ein chaldäischer Priester und Sterndeuter, zum Aufruhr gegen den Weichling, und verhieß ihm den assyrischen Thron. Er gewann die übrigen Feldherrn, bestach einen Kammerdiener des Königs mit einer goldenen Schale, um das Mannweib in seiner Niedrigkeit nur einmal zu sehen, und die Verschwörung war reif. Arbazes zog wieder nach Hause, und brachte die Perser und Meder auf seine Seite, während Belesis die Babylonier aufregte. Nach einem Jahre rückte Arbaces wieder in Assyrien ein, als wenn er die Leibwache ablösen wollte, und kündigte dem Sardanapal den Krieg an. Dieser verkroch sich aus Angst in einen Winkel seines Palastes, schickte heimlich ins feindliche Lager, und versprach dem, der ihm den Arbaces lebendig liefern würde, 400 Talente Goldes, und

200 Talente demjenigen, der ihm dessen Kopf brächte. Zugleich ließ er seine Soldaten gegen die Empörer ausrücken. Das erste Treffen verlor Arbaces, das zweite auch, und nur der Glaube des Heeres an die Sternkunde des Belesis war im Stande, eine völlige Verzweiflung zu verhindern. Noch 5 Tage wollte man sich gedulden. Unterdessen kam eine Armee aus der Provinz Bactriana zur Wache, welche man gewann. Sardanapal, aufgeblasen über seine Siege, hatte seine Weiber ins Lager bringen lassen, und ergab sich der tollsten Freude. Arbaces hörte den Jubel, und fiel bei Nacht über das schwelgende Lager her. Was sich noch retten konnte, verschloß sich in der Stadt. Noch gab Sardanapal nicht alle Hoffnung auf: Ninive war sehr fest und auf eine lange Belagerung vorbereitet; auch hatte ein Orakel gesagt, es würde nicht eher erobert werden, als bis der Fluß sich gegen die Mauern empörte, und der Fluß war so ruhig! Zwei Jahre lag Arbaces vor Ninive, und sah das Ende noch nicht ab, als endlich eine Wasserfluth eintrat, daß ein Theil der Stadt überschwemmt wurde. Nun gaben die Belagerten allen Muth auf: die Stadt wurde erstürmt, und Sardanapal, der nicht durch die Hände der Sieger sterben wollte, verbrennte sich selbst in seinem Palaste mit allen seinen Weibern und unsäglichen Schätzen.

§. 30.

Arbaces, Herrscher in Asien.

Der Sieger Arbaces wurde zum Könige ausgerufen, war also jetzt der Beherrscher der großen assyrischen Monarchie. Ninive wurde in einen Aschenhaufen verwandelt.

Die Meder, vorher ein rohes, tapferes und nüchternes Volk, konnten so viel Glück nicht ertragen. Da ihr Land das Hauptland war, wohin die Schätze zusammenflossen, so fingen auch sie zu schwelgen an, nach Sitte der Assyrer, und ihre Stärke

verlor sich. Arbaces hielt Assyrien und Babylonien noch im Zaume; aber kaum war er todt, so machten sich die Statthalter, welche er diesen Provinzen gegeben hatte, zu freien Herren, und Medien sank wieder ziemlich in seine Dunkelheit zurück. Etwa 100 Jahre später, 770 v. Christus, entstanden Neuassyrien, Neubabylonien und Neumedien. Ninive hob sich wieder stolz aus seinen Trümmern empor, wurde wieder eine glänzende, eine schwelgerische Stadt. König Phul soll eben jener seyn, an welchen der Prophet Jonas gesendet wurde. Damals hatte Ninive 120000 Kinder.

§. 31.

Sitten der Assyrer und Meder.

Die asiatischen Völker waren um diese Zeit in die größte Ueppigkeit verfallen. In Babylonien, wie in Assyrien, rührte dies von dem fruchtbaren Boden und von dem Götzendienste her. Der Euphrat war für diese Länder, was für Aegypten der Nil war. Er überschwemmte jährlich das Land, und viele Kanäle verbreiteten das Wasser in die entferntesten Gegenden. Das eingesäete Korn gab gewöhnlich zweihundertfältige Frucht, die Weizenblätter wurden 4 Finger breit, und die Hirse schoß wie ein Baum empor. Da das Land eben war, so hatte es keine edle Metalle, so wie auch Wein ganz fehlte. Solche Sachen verschaffte man sich aber durch Handel. Köstliche Leinwand verstanden die Babylonier fast eben so gut zu machen, wie die Aegypter, so auch Teppiche zu Zimmerdecken, die im ganzen Alterthum berühmt waren.

Der Babylonier trug ein weites Hemd, welches bis auf die Füße ragte, über demselben eine wollene Weste und ein weisses Mäntelchen. Der Vornehme hatte zu seinem Schmucke noch goldene und silberne Stoffe, Stickereien, Perlen, Edelsteine, goldene Halsbänder. Das Haupthaar trug man lang, und drückte noch einen weichen Turban darauf. An den

Füßen hatte man zierliche Sohlen, am Finger glänzte ein Ring mit dem Siegel versehen, und in der Hand hielt man einen zierlich geschnitzten Stock. Man sieht, der Babylonier verstand sich aufs Putzen. Babylon war damals der Sitz der Mode, der Schlemmerei und der schrecklichsten Laster. So erscheint Babylon nicht nur in der h. Schrift, sondern selbst in heidnischen Schriften. Ninive in Assyrien war um kein Haar besser.

Die Jungfrauen wurden von den Eltern auf öffentlichem Markte durchs Meistgebot verkauft, wenn man sie verheirathen wollte. — War jemand krank, so legte man ihn auf die Gasse, und erzählte den Vorübergehenden seinen Zustand. Wer dieselbe Krankheit schon gehabt hatte, der zeigte das Mittel an, durch welches er hergestellt sey. Keiner durfte vorübergehen, ohne sich nach dem Kranken zu erkundigen. Leichen legte man in Särge, die mit Honig gefüllt waren, und begrub sie.

Die Religion der Babylonier und Assyrer war ähnlich dem Götzendienste der Phönizier, vereinigt mit dem Thierdienste, wie aus Daniels Geschichte bekannt ist. Die Priester machten bei den Babyloniern, wie bei den Aegyptern, einen besondern Volksstamm aus: man nannte sie Chaldäer. Diese waren auch die Gelehrten und Propheten, da sie aus den Sternen, aus dem Vogelfluge, aus den Eingeweiden der Opferthiere u. s. w. weissagten.

Die Meder waren ein ganz anderes Volk, nüchtern, tapfer, grausam, und verschonten im Kriege keine Seele. Aber ausschweifend waren sie auch; darin sind sie eben so verschrieen, wie die Babylonier. Seit ihrer Herrschaft in Asien wurden sie üppig. Sie hatten eine besondere Tracht, die durch ihre Kostbarkeit berühmt ist — weite Schleifröcke, fliegend und bunt, oft mit Gold und Silber gestickt, mit großen herabhangenden Aermeln, auch Armbänder und Halsketten mit Edelsteinen besetzt, und einen Turban oder einen kostbaren Hut, der spitzig zulief. Ihre Religion war Dienst des Feuers,

und duldete keine Bilder. Die Priester, **Magier** genannt, hatten so viel Ansehen, wie in Aegypten, und mußten in allen wichtigen Fällen um Rath gefragt werden, da sie auch weissagten. — Im Kriege trugen die Meder spitzige Hüte, einen engen Rock mit Schuppen von Eisen bedeckt, kurze Spieße, große Bogen mit vergifteten Pfeilen, und Dolche. Wenn sie Verträge schlossen, so banden sie die Daumen der rechten Hand zusammen, machten einen Einschnitt, und sogen wechselweise das herausfliessende Blut ein.

§. 32.

Sitten der Scythen.

Von diesen könnten wir hier wohl ein Wort einfließen lassen. Sie waren Nachbarn der Meder, bewohnten das nördliche Asien und Europa, und können als die **Stammväter der Deutschen** betrachtet werden. Diese sonderbare Nation ist ganz das Gegentheil der üppigen Babylonier. Sie waren Heiden von nicht so grober Art, und bauten ihren Götzen keine Tempel. Dem Kriegsgotte, der ihnen der liebste war, unterhielten sie einen großen Haufen Reisigholz, auf dem jeder Scythe einen alten Säbel aufsteckte. Nebst andern Thieren wurden bei feierlichen Gelegenheiten auch Pferde geopfert, aber auch Menschen, jedesmal einer von 100 Kriegsgefangenen. Wenn der Scythe den ersten Feind erlegte, so trank er von dessen Blute. Jeder brachte die Köpfe der erschlagenen Feinde zum Könige, und durfte dann an den Kriegesfesten mit den übrigen Helden trinken. Von dem Schädel zog er aber erst die Haut ab, gerbte dieselbe, und hängte sie zum Beweise seiner Tapferkeit an seinen Sattel. Wer die meisten gegerbten Schädelhäute von erschlagenen Feinden besaß, hatte den höchsten Adel. Auch die übrige Haut der Feinde wurde gegerbt, und zu Kleidungsstücken benutzt. War der Feind bitter gehaßt, so reinigte man seinen Schädel, überzog ihn

auswärts mit Rindleder, und brauchte ihn als Becher.

Schlossen zwei Scythen einen Vertrag, so wurde ein Becher mit Wein gebracht, in den jeder etwas von seinem Blute laufen ließ, und nachdem einige Pfeile, ein Schwert, ein Beil und ein Wurfspieß hineingetaucht waren, wurde der Blutwein gemeinschaftlich getrunken.

Starb ein Scythe, so wurde die Leiche 40 Tage lang bei den Verwandten umhergefahren, von den nächsten Angehörigen begleitet, die überall mit einem Gastmahle bewirthet werden mußten. Starb aber der König, so wurde die Leiche balsamirt und mit Wachs überzogen, im ganzen Lande umhergefahren, und dann nach dem Begräbnißplatze gebracht. Hier legte man sie auf ein Bett, steckte Spieße umher, Querstangen darüber, und warf dann Reisigholz darauf. Nun wurde eins seiner Weiber geschlachtet, wie auch sein Mundschenk, sein Koch, sein Stallmeister, sein Leibdiener und viele seiner Pferde, und alle todten Körper nebst goldenen Schalen wurden auf den Hügel geworfen, und dann beeiferte jeder Scythe sich, Erde herbeizuschaffen, um den Leichenhügel recht hoch zu machen. Nach einem Jahre wurden abermals 50 königliche Diener und 50 Pferde an seinem Grabe geschlachtet.

Bei dem Schutzgeiste des Königs pflegte der Scythe zu schwören. Wurde nun der König krank, so hieß es, ein Scythe habe falsch geschworen, und die Wahrsager mußten kommen, den Thäter anzugeben. Diese warfen Weidenstäbe auf die Erde, und aus der Art, wie sie fielen, entdeckten sie den falschen Schwörer. Dieser mußte also kommen. Läugnete er die That, so wurden doppelt so viele andere Wahrsager geholt. Stimmten diese mit den ersten überein, so wurde dem Angeklagten der Kopf abgeschnitten, und die ersten Wahrsager theilten sich in sein Vermögen. Sprachen sie ihn aber frei, so wurden noch mehrere Wahrsager gerufen, und die Sache durch Mehrheit der Stimmen entschieden. Sprachen diese den Angeklagten wieder los,

so mußten die ersten Wahrsager sterben: man packte sie mit verstopftem Munde zwischen Reisigholz auf einen Wagen, und zündete denselben an. Auch die Kinder dieser Wahrsager mußten dann sterben! —

V, Die Griechen.

§. 33.
Einleitung.

Was haben denn nun unterdessen die Griechen gemacht? Wir haben sie im vorigen Zeitraume als halbe Wilde verlassen, und jetzt sind sie noch nicht viel besser; daher ist ihre Geschichte in dieser Periode von Fäbelchen voll. Diese rühren von griechischen Dichtern her, die ihrem Volke eine recht sinnliche Religion erfanden. Sie dachten sich eine Menge Götter und Göttinnen von menschlicher Gestalt, nur weit schöner und weit — lasterhafter, als die Menschen. Wir wollen jetzt das Nährere von diesen kindischen Dichtungen hören; denn ohne sie würden wir von der künftigen griechischen Geschichte wenig verstehen.

§. 34.
Die Götter der Griechen.

Anfangs — sagten die Dichter der Griechen — war alles nur ein wüster, leerer Raum, Chaos genannt. Aus demselben entwickelte sich Gäa (die Erde), eine breite runde Scheibe, welche den Uranos und Tartaros (Himmel und Unterwelt) von einander schied. Wer die Gäa ins Daseyn gerufen habe, darüber zerbrachen die Griechen sich die Köpfe nicht.

Uranus und Gäa.

Lange waren Gäa und Tartarus finster; auf jener lag die Nyx (Nacht), in diesem herrschte der

Erebus (die ewige Finsterniß). Aber Nyx und Erebus heiratheten sich, und gebaren den Tag. Jetzt wurde der Uranus ebenfalls sichtbar, und er nahm die Gäa zur Frau, also — der Himmel und die Erde vermählten sich. Aus ihrer Ehe gingen 6 Söhne und 6 Töchter hervor, Titanen und Titaniden.

Von den Titanen zeichnen wir nur zwei aus, den Oceanos und Chronos, von den Titaniden nur vier, Tethys, Mnemosyne, Themis und Rhea.

Oceanos war ein breiter Strom, der die Erdscheibe umfloß. Tethys war seine Gemahlinn. Ihre Kinder hießen Nymphen, Untergöttinnen, welche Quellen, Brunnen, Bäume, Berge u. s. w. bewohnten.

Von seinen Söhnen, den Titanen, befürchtete Vater Uranus Verderben, deswegen warf er sie alle in den Tartarus. Aber die Mutter Gäa fühlte Mitleid mit ihren Söhnen, den Titanen: sie gab ihnen ein sichelförmiges Messer, und forderte sie auf, sich gegen den grausamen Vater zu empören. Chronos (Saturn), der jüngste Titan, stellte sich an die Spitze seiner Brüder, und verwundete seinen schlafenden Vater so stark, daß derselbe durch die Verblutung geschwächt in den Tartarus sank; aber aus seinem Blute, welches auf die Erde tröpfelte, erwuchsen neue Göttergestalten scheußlicher Art, die Erinnyen.

Erinnyen werden besonders drei namhaft gemacht, Alekto, Megära und Tisiphone. Sie heissen auch Eumeniden, bei den Römern Furien oder Rachegöttinnen, und waren gräßliche Weiber, pechschwarz, mit sprühenden Augen, kralligen Händen, Schlangenhaaren. Aus ihrem Munde floß Gift, welches Mißwachs und Pest hervorbrachte, und in der Hand schwangen sie eine Schlangengeissel. Den Menschen, der ein Verbrechen begangen hatte, verfolgten sie bei Tag und bei Nacht, und ließen ihm nirgends Ruhe. Ceder, Erle, Wacholder, Narcisse und Crocus waren ihnen heilig,

und man ehrte sie durch ein stummes Gebet, um die furchtbaren Mächte nicht zu reizen.

Chronos (Saturnus) und Rhea.

Als Chronos seinen Vater Uranus entthront hatte, vermählte er sich mit seiner Schwester Rhea. Diese gebar ihm nach einander 5 Kinder: Hestia (Vesta), Demeter (Ceres), Here (Juno), Hades (Pluto) und Poseidon (Neptunus) *) Weil aber Vater Chronos mit Recht fürchtete, seine Kinder möchten ihm thun, was er seinem Vater Uranus gethan hatte, so war er so unartig, jedes seiner Kinder gleich nach der Geburt zu verschlingen. Chronos heißt die Zeit (daher Chronologie, Zeitrechnung), und die Zeit vernichtet ja alles, was sie hervorbringt. —

Als das sechste Kind geboren werden sollte, ging die arme Rhea zu ihren Eltern Uranus und Gäa, und fragte sie um Rath, ob es denn gar nicht möglich sey, ein Kind am Leben zu behalten. Diese riethen ihr, wenn sie wieder geboren hätte, den Säugling in einer Höhle auf der Insel Kreta zu verbergen, und dem gefühllosen Vater einen in Windeln gewickelten Stein zum Verschlingen zu reichen. Rhea that dies, und richtig verschlang Chronos den Stein. Das eben geborne Kind hieß Zeus (Jupiter), und Rhea übergab es ihrer Schwester Themis, die in einer Höhle der Insel Kreta eine gräßliche Ziege versteckt hielt. Amalthea hieß das Thier, und wurde hier die Amme des Zeus. Damit Chronos sein Wimmern nicht hören möchte, so machten Nymphen mit Pauken und andern lärmenden Werkzeugen ein starkes Getöse, so oft er schrie.

Schon nach einem Jahre war Zeus zum stärksten Gotte erwachsen, die Ziegenmilch hatte ihm gut

---

*) Die ersten Namen mit deutschen Buchstaben sind die griechischen Benennungen; die eingeklammerten lateinischen galten bei den Römern, und sind uns am bekanntesten. Dies gilt auch in allen folgenden mythologischen Erzählungen.

gethan. Metis (Klugheit), eine Tochter des Oceanos, gab nun dem Chronos auch noch ein Brechmittel ein, und sieh da! alle verschlungenen Kinder kamen wieder zum Vorschein in umgekehrter Ordnung; Poseidon, Hades, Here, Demeter, die älteste Tochter Hestia zuletzt. So hatte Zeus alle seine Geschwister wieder, und schickte sich an, seinen barbarischen Vater der Herrschaft zu berauben. Der Kampf blieb nicht lange unentschieden, denn abgerechnet, daß Chronos seine Kinder verschlang, war er übrigens von frommer Gemüthsart. Er überließ seinem starken Sohne Zeus den Thron der Götter, und ging nach Italien, wo er noch lange ein harmloses Völkchen an der Tiber beglückte. Seine Regierung war das goldene Zeitalter gewesen, wo man keinen Unterschied der Stände, keine Thürschlösser, keinen Krieg, keine Richter kannte. Ihm zu Ehren feierten die Römer nachher die Saturnalien, ein Fest von 7 Tagen, gegen das Ende Decembers; während dieser Zeit waren alle Gerichtshöfe geschlossen, die Diener nahmen die Stelle ihrer Herren ein, und ließen sich von denselben aufwarten: alles überließ sich der lautesten Freude, man sendete sich Geschenke, und namentlich wurden den Kindern Gaben beschert.

Zeus (Jupiter).

Da Zeus zur Regierung gelangt war, behielt er sich selbst nur den Himmel und die Erde vor, und nahm seinen Sitz auf dem Berge Olymp in Thessalien. Die Herrschaft des Meeres schenkte er seinem Bruder Poseidon, das Reich der Unterwelt seinem Bruder Hades. Aber es kostete noch manchen Kampf, ehe er seine Herrschaft befestigte.

Zuerst erschienen die Titanen auf dem Gebirge Othrys, und wollten ihm in den Olymp steigen. Zehn Jahre dauerte die Schlacht, Himmel und Erde bebten. Da holte Gäa die Kyklopen und Hekatoncheiren zu Hülfe, ihre Kinder, die Chronos in den Tartarus gesperrt hatte. Beide waren ungeheure Riesen, die Hekatoncheiren hatten aber noch

50 Köpfe und 100 Arme, und die Kyklopen, obgleich sie nur ein Auge hatten, auf der Stirn, so groß wie ein Wagenrad, waren doch geschickte Schmiede, und machten dem Zeus die Blitze, dem Poseidon den mächtigen Dreizack und dem Hades den unsichtbar machenden Helm. So gerüstet begannen die drei obersten Götter, nachdem sie sich durch Ambrosia und Nektar (Götterspeise und Göttertrank) gestärkt hatten, den Kampf gegen die Titanen abermals. Poseidon wühlte das Meer auf mit dem gewaltigen Dreizack, Hades erschütterte unsichtbar die Vesten der Unterwelt und die Gebirge, und Zeus schleuderte, von den Hekatoncheiren unterstützt, seine Blitze auf die Feinde. Endlich wurden die Titanen besiegt und in den Tartarus geworfen; Poseidon schloß über ihnen die eherne Pforte.

Aber nun trauerte Gäa über das harte Loos der Titanen, die ja auch so gut ihre Kinder waren, wie die Kyklopen und Hekatoncheiren. In ihrem Zorne gebar sie schnell die Giganten, drei scheußliche Riesen mit Drachenschwänzen, vor deren Anblick selbst die glänzenden Sterne erblaßten. Kampflustig stürzten sie aus der Erde hervor, thürmten Berg auf Berg, und wollten den Olymp des Zeus erstürmen. Aber Zeus gebot allen leuchtenden Gottheiten, ihr Licht zurückzuhalten, der Eos (Morgenröthe), dem Helios (Sonnengott), der Selene (Mond). So mußten die Giganten im Finstern kämpfen, und erlagen den Blitzen des Zeus.

Den dritten und schwersten Kampf hatte Zeus mit dem Typhon zu bestehen. Dies Ungeheuer brachte Gäa hervor, die Niederlage der Titanen und Giganten zu rächen. Typhon, wenn er auf der Erde stand berührte mit seinem Haupte die Sterne; seine Hände erreichten den Osten und Westen, seine Finger aber waren hundert Schlangen; auch seine Lenden waren mit Schlangen umwunden, deren Köpfe sich noch weit über die Sterne erhoben, schwarze Zungen viele hundert Meilen weit ausreckten, und fürchterlich zischten. An seinen Schultern saßen ungeheure Flügel, und der ganze Körper des

Ungethüms war mit Federn besetzt. Einen solchen Feind hatte Zeus noch nicht gehabt. Alle Götter flohen, und versteckten sich in Aegypten. Selbst Zeus floh bis zum Caucasus, und glaubte das Scheusal schon entkräftet zu haben, das von tausend Blitzen getroffen schon aus tausend Wunden Blut fallen ließ. Aber hier am Caucasus ward Zeus von den vielen tausend Schlangen Typhons umstrickt; Typhon zog ihm die Sehnen aus Händen und Füßen, und sperrte ihn in eine dunkele Höhle Ciliciens, deren Schwefeldunst ihn zu ersticken drohte. Aber sieh! Hermes und Pan, zwei seiner Söhne, vernahmen sein Stöhnen, stahlen dem Riesen die Sehnen, setzten sie dem Vater wieder ein, und dieser stand gleich rüstig da, bestieg seinen Donnerwagen, und ereilte den Feind auf Sicilien, wo er den Aetna auf ihn wälzte. Regt sich Typhon, so bebet die Erde, und tobet er, so kommt Feuer aus dem Berge.

Nun erst konnte Zeus sich seiner Herrschaft freuen. Er regierte im Olymp die Götter, und schaute auf das Treiben der Menschen. Frauen hatte er viele, göttliche und menschliche. Seine göttlichen Frauen sind folgende:

1. Metis, die dem Chronos das Brechmittel eingab. Ihre Tochter war Pallas-Athene (Minerva).
2. Themis, eine Titanide. Ihre Töchter waren die Horen und Parzen. Späterhin war Themis die Göttinn der Gerechtigkeit, und wird mit verbundenen Augen, mit einer Wage und einem Schwert in den Händen, abgebildet.
3. Mnemosyne, d. h. Gedächtniß, eine Titanide, war die Mutter der 9 Musen.
4. Here (Juno), auch Schwester des Zeus, die Königinn aller Götter. Sie war sittsam und schön, aber eitel, herrschsüchtig und zänkisch. Als sie es einmal gar zu arg machte, hängte Zeus sie mit den Armen an dem Himmel auf, und band ihr an die Füße zwei Ambosse. An diese Geschichte erinnerte er sie oft, wenn sie wieder zankte. Zuweilen aber wurde er auch

von ihr berückt, besonders wenn sie sich sorgfältig schmückte. Sie wusch sich dann in himmlischem Wasser, salbte sich mit köstlichem Oele, dessen Duft den ganzen Olymp und die Erde erfüllte, ordnete das Haupthaar in glänzende Locken, schlang um den schönen Leib das kostbare Gewand, schloß es mit goldenen Spangen, und schlang den Gürtel mit den hundert köstlichen Quasten herum. In die Ohren fügte sie die hellspielenden Ringe, hüllte das Haupt in den Schleier, der wie die Sonne glänzte, und fügte an die Füße die zierlichen Sohlen. So genau wußten die Griechen, wie ihre Gottheiten aussahen. — Von der Here rühmen die Dichter besonders ihr großes Auge — nennen sie die ochsenäugige Here — und ihre weissen Arme. Ihre Kinder waren Ares (Mars), der Kriegsgott, Hephaistos (Vulcanus), der Feuergott, und Hebe die Göttinn der ewigen Jugend. Ihren Wagen ließ sie von Pfauen ziehen, ihren heiligen Vögeln, dem Sinnbilde des Stolzes. Ihrem Gemahl Zeus war der Adler heilig.

5. Leto (Latona), die Tochter eines Titanen, stellt die sternhelle Nacht vor. Als Zeus sie zu seiner Gemahlinn erkor, ergrimmte Here, und rief alle Länder und Inseln zum Schwur auf, der bösen Latona keinen Aufenthalt gestatten zu wollen. Alle Länder und Inseln leisteten der gewaltigen ochsenäugigen Königinn diesen Schwur, und die Bauern eines Landes wehrten die mächtige Latona sogar ab, aus einem gewissen Teiche zu trinken, um ihren Durst zu stillen, wurden aber von ihr in Frösche verwandelt. So sind die Frösche entstanden, sagte der Grieche. Endlich erbarmte sich Poseidon der verfolgten Göttinn: eine Insel, die bisher auf dem Grunde des Meeres gelegen hatte, von der Here also nicht zu jenem Schwure gezogen war, hob er mit seinem gewaltigen Dreizack empor, und unterstützte sie durch vier mächtige Pfeiler.

Es war die Insel Delos, auf ihr gebar Leto ihre beiden Kinder Apollon (Apollo) und Artemis (Diana), zwei sehr mächtige Götter, von denen noch oft die Rede seyn wird.

Nebst diesen vier göttlichen Frauen hatte Zeus auch noch viele menschliche Gemahlinnen, unter welchen folgende sieben merkwürdig sind (vielleicht die böse Sieben?):

1. Danae, Tochter des Akrisios, Königs von Argos. Sie wird unten noch einmal vorkommen.
2. Maja, Tochter des Atlas, eines Titanen. Sie gebar in Arkadien den Hermes (Mercurius), den Boten der Götter, Gott der Beredsamkeit, Kaufmannschaft und Dieberei.
3. Semele, Tochter des Kadmus, Königs von Theben. Sie war die Mutter des Weingottes Dionysos (Bacchus). Auf den Rath der neidischen Here bat sie den Zeus einmal, ihr doch in seiner wahren Gestalt zu erscheinen, und da verwandelten seine göttlichen Strahlen sie in Staub.
4. Europa, Schwester des Kadmus. Ihre Kinder waren Minos und Rhadamanthos, zwei der Höllenrichter.
5. Kallisto, Tochter Lykaons, Königs in Arkadien. Ihr Sohn hieß Arkas. Weil sie der Artemis gelobt hatte, sich nie zu vermählen, so wurde sie für ihren Meineid von der erzürnten Jagdgöttinn in eine Bärinn verwandelt. Als solche begegnete sie einst im Walde ihrem jagenden Sohne Arkas, der schon auf sie anlegte, aber Zeus, um den Muttermord zu hindern, verwandelte ihn auch geschwind in einen Bären, und versetzte beide unter die Gestirne, am Nordpol: dort steht Kallisto als großer, Arkas als kleiner Bär. Aber noch zürnte Here, und bat die Tethys, nicht zu dulden, daß das Gestirn sich in das Meer tauche zur Abkühlung. Wirklich geht uns Europäern der große Bär

nie unter, sondern kreiset ewig um den Nordpol. Woher mag das wohl kommen?

6. Io, Tochter des Flußgottes Inachos. Auf sie war Here besonders ergrimmt, und obgleich Zeus sie in eine Kuh verwandelte, um sie ihrer Rache zu entziehen, so sandte sie doch noch den Argus, einen Riesen mit 100 Augen rund um den Kopf, von denen abwechselnd 2 schliefen, und ließ die arme Kuh durch ihn bewachen. Aber sieh, Zeus Sohn Hermes stieg als Ziegenhirt hernieder, und blies auf seiner Hirtenflöte so lieblich, erzählte auch so viele Mährchen dem neugierigen Argus, daß dieser vor Wonne endlich alle seine Augen schloß, und da mähete Hermes ihm mit einer krummen Sichel das Haupt ab.

7. Leda, des Spartanischen Königs Tyndareus Frau. Zeus in der Gestalt eines Schwans ließ ein Ei in ihren Schooß fallen, aus dem zwei Kinder kamen, Pollux und Helena. Auch Kastor und Klytemnestra waren ihre Kinder. Unten mehr von ihnen!

Aus allem ergibt sich, daß die Griechen sich ihren höchsten Gott nicht höchst vollkommen dachten, sondern liederlicher, als die Menschen zu seyn pflegen. Doch sehr mächtig dachten sie ihn, nur nicht allmächtig. Wenn er seine Wimpern bewegte, so zitterte das Weltall. Sein heiliger Vogel war der Adler.

Wir wollen nun von den Göttern erst die Kinder des Zeus näher beschreiben.

Die Horen.

Sie waren Töchter des Zeus und der Themis, gewöhnlich drei, Dike, Eunomia und Eirene (d. h. Gerechtigkeit, Anständigkeit, Friede). Im Olymp war ihr Geschäft, die Pferde der Here zu füttern und anzuschirren. Dasselbe Amt versahen sie beim Sonnengotte Helios, der zuweilen mit dem Zeus verwechselt wird. Sonst stellen sie auch noch die drei Jahrszeiten vor — die Griechen rechneten nur drei Jahrszeiten, da in ihrem Lande der Herbst fast

unmerklich ist. Dike mit der Wage der Gerechtigkeit wird oft mit ihrer Mutter Themis und mit der Nemesis, der Göttinn der strafenden Gerechtigkeit, verwechselt.

Die Parzen.

Auch sie waren Töchter des Zeus und der Themis, auch drei, wie die Horen, nämlich Klotho, Lachesis und Atropos. Die Griechen glaubten an ein Schicksal (fatum), eine blinde Bestimmung des Menschen, gegen welche auch der Wille der Götter nichts vermöge. Wenn aber Zeus das Schicksal austheilte, so waren seine Töchter, die Parzen, auch Moiren genannt, seine Dienerinnen. Wurde ein Mensch geboren, so ergriff Klotho die Spindel — Lachesis spann aus der Spindel den Faden, kurz oder lang, glatt oder knotig, je nachdem des Menschen Leben kurz oder lang, froh oder traurig seyn sollte, und Atropos mit ihrer Scheere schnitt endlich den Faden ab. Dann starb der Mensch.

Andere Parzen, Töchter der Nacht, wohnten nicht im Olymp, sondern in der Unterwelt, und verbreiteten unter den Menschen nur Verderben und Tod.

Die Musen.

Sie waren Töchter des Zeus und der Mnemosyne, Göttinnen der Wissenschaften, namentlich folgende:

1. Klio, Muse der Geschichte, führt eine geöffnete Bücherrolle.
2. Euterpe, Muse der Musik, führt eine oder zwei Flöten.
3. Melpomene, Muse der Tragödie, verschleiert, führt einen Dolch und eine tragische Larve; an den Füßen hat sie Kothurne, Schuhe mit hohen Absätzen, welche die Tragöden trugen, um Göttern ähnlich zu erscheinen, denn in der Tragödie wurden nur Götter und Heroen dargestellt.

4. Thalia, (v—v), Muse der Komödie, hat eine komische Larve in der einen Hand, einen Hirtenstab in der andern.
5. Terpsichore, Muse des Tanzes, hat die Stellung einer Tänzerinn, und führt eine Lyra.
6. Erato, Muse der Liebeslieder, führt eine Cither, deren Saiten sie mit dem Plektrum, einem Stäbchen von Elfenbein, schlägt.
7. Kalliope, Muse des Epos (Heldengedichts), führt einen Griffel und eine Pergamentrolle, auch wohl eine Posaune.
8. Polyhymnia, Muse der Beredsamkeit, trägt ein weites Gewand, führt auch wohl eine Bücherrolle, und legt den Zeigefinger auf den Mund.
9. Urania, Muse der Sternkunde, führt in der Linken eine Kugel, auf welche sie mit der Rechten zeigt, und hebet den Blick zum Himmel.

Die Musen wohnten auf dem Helikon, Pindus und Parnassus, dreien Bergen in Griechenland, welche deswegen das Symbol der Wissenschaften sind. Aber auch der Olymp war ihr Wohnsitz, und hier sangen sie beim Mahle der Götter, welches ohne ihre Lieder kein Vergnügen gewährte.

Nun hatte auch Piros, ein König in Macedonien, 9 Töchter, welche nach ihrer eigenen Meinung sehr hübsch sangen, und deshalb die Musen zu einem Wettliede ausforderten. Die Nymphen sollten Schiedsrichterinnen seyn, und wirklich erschienen die Musen. Die Pierinnen sangen aber so abscheulich, daß der Himmel sich in schwarze Wolken hüllte, um die kreischenden Mißtöne nicht zu vernehmen. Dann sangen die Musen; nun horchten Himmel und Erde, die Gestirne vergaßen ihren Lauf, die Flüsse standen still, um die entzückenden Töne zu vernehmen, und der nahe Helikon schwoll vor Entzücken immer höher auf, so daß Poseidon befürchtete, er möchte alles Meer verdrängen, und den Himmel erreichen. Er schickte also den Pega-

sus *) ab, den Helikon nieder zu treten. Nun schwoll der Helikon nicht höher, aber an der Stelle, wo der Pegasus gestampft hatte, sprudelte forthin ein Quell, Hippokrene (Roßborn) genannt, in welchem sich die Musen gern badeten. Die berufenen Nymphen entschieden natürlich, daß die Musen am besten gesungen hätten, weil aber die Pierinnen mit diesem Urtheil nicht zufrieden seyn wollten, so wurden sie von den Musen zur verdienten Strafe in neun Elstern verwandelt, und schwatzen als solche noch fort.

Die Sirenen.

Die schönen Musen hatten häßliche Töchter, Sirenen genannt. Sie zeigten das Gesicht holder Jungfrauen, waren aber unten mit Federn besetzt, und hatten Hühnerbeine, auch wohl Amsel- oder Straußfüße. Ihre Wohnung war auf einer Insel an der Küste Unteritaliens. Hier saßen sie auf Felsen, und zogen durch ihren Zaubergesang die vorbeisegelnden Schiffer an. Wehe aber dem, der an ihrer Insel landete, um ihren Gesang in der Nähe zu hören! Sie fielen über ihn her, und zerrissen ihn. Daher war ihre Insel mit weissen Menschenknochen und modernden Menschenhäuten bedeckt. Die Anzahl der Sirenen wird zu zwei bis acht angegeben.

---

*) Gäa hatte unter andern drei gräßliche Töchter, Gorgonen genannt, Stheno, Euryale und Medusa. Nur Medusa war sterblich, und wurde vom Perseus getödtet, wie wir in der Folge erzählen werden. Aus ihrem Blute erwuchs ein Pferd, welches fliegen konnte, Pegasus mit Namen. Bellerophon, ein Fürstensohn aus Korinth, zügelte das Pferd, da es eben aus einer Quelle trank (Quellpferd), wollte aber mit ihm den Himmel ersteigen. Da schickten die olympischen Götter dem Pegasus eine Bremse; er warf den Bellerophon ab, der sich den Hals brach, und Pegasus stieg zum Olymp empor. Hier erbat sich Eos, die Morgenröthe, vom Zeus den Pegasus, täglich ihren Wagen zu ziehen. So ward Pegasus, der die Dichter zum Sitz der Musen trägt, ein Gaul des Sonnengottes.

Die Charitinnen (Grazien).

Sie waren die Göttinnen der Anmuth, Töchter des Zeus; ihre Mutter wird verschiedentlich angegeben. Gewöhlich nennt man ihrer drei: Euphrosyne (Frohsinn), Aglaja, (Glanz) und Thalia (— *v v*), (die Grünende), und sie erscheinen als schöne junge Mädchen mit verschlungenen Armen, in tanzender Stellung. Ohne ihre Begleitung waren auch die schönsten Götter nicht liebenswürdig.

Pallas-Athene (Minerva).

Einst verschlang Zeus seine Frau Metis, weil ihm gesagt war, ihr künftiger Sohn werde den Olymp beherrschen. Das seltsame Essen brachte dem Zeus aber unerträgliches Kopfweh. Endlich rief er den Schmiedegott Hephaistos, und ließ sich mit der Axt den Kopf öffnen. Sieh, da sprang aus seinem Gehirne ein kleines Mädchen hervor, völlig gerüstet, Pallas genannt. Die Kleine schlug auf ihren Schild mit solcher Gewalt, daß der Olymp bebte, das Meer brausete, die Erde krachte, und Helios seinen Lauf hemmte, das Wunder zu betrachten. Schnell wuchs Pallas heran, und ward die Göttinn des Krieges. Ihr goldener Helm zeigte an den Seiten einen Greif, vorn eine Sphinx, oben eine wallende Mähne; ihn können die Krieger von hundert Städten nicht heben. Ihr Panzer war die Aegide, das undurchdringliche Fell der Ziege Amalthea; auf ihrem Schilde thronte der Schrecken, der Streit und die Verfolgung, und ihre mächtige gediegene Lanze hielt sie in der Rechten. An allen Kriegen der Götter und Menschen nahm sie thätigen Antheil. Doch war sie auch die Göttinn der Weisheit und weiblichen Künste: sie arbeitete kunstvoll mit der Nadel und Spindel, und webte allen Göttinnen ihre schönen Gewänder; auch den Menschen lehrte sie diese Kunstfertigkeiten. Die Färber, Wagenmacher, Baumeister, Maler und Bildhauer verehrten sie als Patroninn, eben so die Aerzte,

Dichter und Redner. Auch erfand sie die Flöte, weil aber mehrere Göttinnen über ihr Flötenspiel lächelten, weil die aufgeblasenen Backen sie entstellten, so warf sie die Flöte zornig fort, und belegte denjenigen, der sie aufheben würde, mit dem Fluche. Sie schenkte den Menschen auch den Oelbaum, und wurde dafür von der Stadt Athen zur Schutzgöttinn erwählt. Ihre heiligen Thiere waren die Eule, der Hahn, der Geier, die Krähe, Schwalbe und Schlange; ihr heiliger Baum war der Oelbaum. Die Eule wacht bei Nacht, und der Freund der Wissenschaften hat des Nachts die meiste Ruhe zum Studiren. So hatten die meisten Mythen der Griechen irgend eine moralische Beziehung.

Ares (Mars).

Der Kriegsgott Ares war ein Sohn des Zeus und der Here. Eris, die Zwietracht, heißt seine Schwester, und ist immer in seinem Gefolge, oder sie geht vor ihm her. Der Hahn und alle Raubvögel und reissenden Thiere waren ihm heilig, Schrecken und Furcht werden als seine Kinder angeführt, obgleich man seine Gemahlinn nicht nennt. Der Krieg war seine Lust, aber niemals blieb er einer Partei lange treu, d. h. das Kriegsglück ist veränderlich. Wenn er in den Schlachten der Menschen mitfocht, so war nicht selten Pallas seine Gegnerinn, und er zog gewöhnlich gegen sie den Kürzern. Im trojanischen Kriege den wir noch erzählen werden, focht er unter den Trojanern gegen die Griechen, und wurde von dem Griechenfürsten Diomedes verwundet. Da brüllte er wie zehntausend Männer auf einmal, und ließ sich zum Olymp tragen, bitter klagend gegen Pallas, die dem Diomedes Anführerinn gewesen war, und forderte den Zeus gegen seine Halbschwester zur Rache auf. Aber finster antwortete ihm der Herrscher im Donnergewölke:

Sieh, verhaßt bist du mir vor allen olympischen
Göttern!

Immer hast du den Zank nur geliebt, und Kampf und Befehdung,
Gleich der Mutter an Trotz und unerträglichem Starrsinn,
Here, welche mir kaum durch Worte gebändiget nachgibt.
Auch ihr Rath, wie ich mein', hat dieses Weh dir bereitet;
Aber ich kann es nicht länger anseh'n, daß du dich quälest.
Bist du doch meines Geschlechts, und mir gebar dich die Mutter.
Hätt' ein and'rer Gott dich erzeugt, heilloser Verderber,
Traun! du lägst schon lange tief unter den Uranionen!

Zeus ließ dann auf seine Wunden Balsam legen, und der heillose Verderber war bald wieder hergestellt.

Hephaistos (Vulcanus).

Auch dieser war ein Sohn der Here, aber schon bei seiner Geburt so häßlich, daß die entrüstete Mutter ihn aus dem Olymp schleuderte. Er fiel ins Meer, aber die freundliche Meergöttinn Thetis nahm ihn auf, und 9 Jahre lebte er in ihrer Grotte, wurde ein großer Künstler in Metallarbeiten, und verfertigte mit seinen Schmiedegesellen, den Cyklopen, mancherlei Kunstwerk für die Götter und Göttinnen, als Spangen und Ringe, Ohrengehenk, Haarnadeln und Kettlein. Sein hübschestes Werk waren goldene Dreifüße — Tische mit drei Füßen — welche von selbst in den Olymp gingen, und auf ein Wort sich wieder davon machten. Dies Kunstwerk entzückte alle Götter und Göttinnen: sie nahmen die wundervollen Dreifüße zu ihren Speisetischen an, die nach der Mahlzeit immer von selbst fortgingen, und der Kunstverständige Hephaistos durfte wieder in den Olymp kommen, so häßlich er auch war, denn die Götter schätzen nur inneres Verdienst. Hier nahm er sich einmal seiner Mutter an,

da Zeus mit ihr zankte; Zeus verstand dies aber unrecht, faßte den ungestalteten Sohn bei den Beinen, und warf ihn aus den Olymp. Der unglückliche flog einen ganzen Tag, gegen Abend fiel er auf die Insel Lemnos, und brach sich ein Bein. Deshalb hinket er nun lebenslänglich, aber er wußte seine dürren Beine zu unterstützen: er machte sich zwei Sclavinnen aus Gold, die nicht lebten, aber doch gingen, und sie unterstützten verständig als liebende Töchter den Vater, wenn er gehen wollte.— Von vielen andern Kunstwerken des Hephaistos will ich schweigen. Für den Helios machte er den goldenen Sonnenwagen, wie auch den goldenen Becher, in welchem dieser täglich des Nachts von Westen nach Osten über den Ocean fährt; den Göttern bauete er die goldenen Paläste im hohen Olymp, dem Zeus machte er dessen mächtiges Scepter; mit einem Worte, allen Göttern und Göttinnen wußte er sich durch irgend ein Kunstwerk angenehm zu machen. Aber seine Mutter Here betrog er einmal: er sandte ihr einen goldenen Sessel von seltener Schönheit, als aber die hohe Göttinn sich von diesem Sitze wieder erheben wollte, konnte sie es nicht, der Sessel klebte fest an ihr. Was war zu machen? Bacchus, der Weingott, berauschte den gewaltigen Feuerbeherrscher, führte den Trunkenen in den Olymp, und bewog ihn dort, den Sessel von seiner Mutter zu trennen. So hatte sich Hephaistos an seiner harten Mutter gerächt, die ihn einst aus dem Olymp geschleudert hatte. Im Olymp machte er an der Göttertafel oft den Mundschenk, und sein Hinken und linkisches Benehmen reizte die Himmlischen dann zu unermeßlichem Lachen.

Neben den häßlichsten Gott stelle ich die schönste Göttinn

Aphrodite (Venus).

Ihr griechischer Name besagt, daß sie aus dem Schaume des Meeres geboren sey, also keinen Vater und keine Mutter habe. Nach einer andern Mythe war Zeus ihr Vater, die Titanide Dione ihre

Mutter, oder auch der Aether ihr Vater, Gäa ihre Mutter.

Als sie in Cypern ans Land stieg, sproßten Blumen unter ihren Füßen, Eros und Himeros (Liebe und Sehnsucht) bewillkommten sie, die Horen schmückten sie mit himmlischen Gewändern, und bekränzten ihr Haar mit Veilchengewinden. So trat sie in den Olymp, die Grazien stellten sich ihr zur Seite, und alle Götter wurden von Entzücken ergriffen. Es entstand ein Streit, wer die Herrlichste aller Göttinnen zur Gemahlinn bekommen solle, und da man sich nicht vereinigen konnte, so rieth Momus, der Gott des Spottes, sie mit Hephaistos, dem Häßlichsten, zu vermählen. Die Sache wurde richtig, aber Aphrodite war lieber bei andern Göttern, als bei ihrem hinkenden russigen Hephaistos. Am liebsten war ihr der wilde Ares — auch ein sonderbarer Geschmack. Hephaistos konnte es nicht leiden, daß seine liebe Frau so gern mit dem Kriegesgotte plauderte, und verfertigte einst ein unsichtbares Netz von Eisendraht, welches er in ihrem Gemache ausspannte. Dann stellte er sich, als wolle er, ich weiß nicht, wie weit, verreisen, und der rohe Ares machte bald der Aphrodite wieder einen Besuch. Aber sieh, das eiserne Netz zog sich um sie zusammen, Hephaistos rief alle Götter und Göttinnen zusammen, und die Eingesperrten wurden in ihrem Netze unendlich ausgelacht. Aphrodite verließ vor Scham den Olymp, ging nach Cypern, und ließ lange nichts von sich hören.

Einer ihrer Lieblinge war auch Adonis, ein Prinz von Cypern, der die Jagd sehr liebte. Oft warnte sie ihn vor den wilden Thieren des Waldes, und um ihn zu schützen, nahm sie oft, ihrer natürlichen Sanftheit entsagend, an seiner wilden Jagd Theil. Aber Adonis hörte nicht auf ihren Rath. Einmal verfolgte er einen Eber, verfehlte ihn beim Schuß, und wurde von demselben zerrissen. Aus seinem Blute entsprangen Rosen. Venus kam dazu, vergoß über ihren verunglückten Freund tau-

send vergebliche Thränen, und diese gaben den lieblichen Anemonen das Daseyn.

Wie alle Himmlischen, hatte auch Venus ihre heiligen Thiere, die Sperlinge, Tauben und Schwäne. Mit ihnen bespannte sie ihren Wagen, wenn sie ausfuhr. Auch die Myrthe, Rose und Linde, der Apfel und der Mohn waren ihr heilig. Ihr Heiligthum war in Cypern besonders der Hain von Paphos auf der Westküste und Amathus auf der Südküste, dann auch die Insel Cythere, und ihr schönstes Bild stand im Tempel zu Knidos, an der Küste Kleinasiens, Rhodus gegenüber. Von allen diesen Orten hat sie Beinamen.

Apollon (Apollo).

Es ist schon oben gesagt, daß Apollo nebst seiner Zwillingsschwester Artemis (Diana), Kinder des Zeus und der Latona, auf der Insel Delos geboren ward. Nymphen schlugen den Götterknaben in feine Tücher mit goldenen Binden, und Themis reichte ihm Nektar und Ambrosia. Gleich sprengte er seine Windeln, stand als kräftiger Jüngling auf seinen Füßen, und süße Rede floß von seinem Munde. „Die Kithara — sprach er — und der ferntreffende Bogen sollen jetzt meine Lust seyn, und in Göttersprüchen will ich den Menschen ihr Schicksal enthüllen." Delos jauchzte laut auf; der junge Gott, unendlich schön, schritt über Meer und Land hinweg, der Kithara himmlische Töne entlockend, und das Haupt mit Strahlen umgeben betrat er den Olymp. Alle Götter und Göttinen erhoben sich von ihren Sitzen, die Horen und Grazien tanzten, selbst Here und Aphrodite mit ihnen, und die Musen besangen die Freuden der Götter und den Kummer der sterblichen Menschen. Von nun an herrschte Tanz und Gesang im Olymp, so oft Apollo erschien; alle Gottheiten huldigten ihm beim Empfange stehend, nur Zeus und Latona begrüßten den Kommenden sitzend, und reichten ihm den Becher mit Nektar.

Fünf Tage nach seiner Geburt erlegte er in

Phocis den Drachen Python, und hieß seitdem der pythische Apollo. An der Stelle wurde nachher ihm der berühmte Tempel zu Delphi erbauet.

Apollo war der Gott der Weissagung, der Musik und Bogenkunde, heißt der Lehrer der Aerzte, der Musenführer, der Städteerbauer, und nahm oft an den Arbeiten der Sterblichen Theil. Die Mauern Trojas bauete er mit Poseidon so fest, daß die Griechen sie kaum in zehn Jahren des Krieges bezwangen.

Einst übte er sich mit dem Jünglinge Hyacinthus an den Ufern des Eurotas im Peloponnese im Werfen der Metallscheibe, Diskus genannt. Die Kunst bestand darin, daß man die Scheibe so in die Luft warf, daß sie auf der Erde noch weiter fortrollte. Nun warf Apollo mit göttlichen Kräften den Diskus; Hyacinthus lief, ihn schnell aufzuheben, sobald er den Boden erreichte, und sieh! die Götterkraft trieb den Diskus vom Boden wieder empor, und tödtete den haschenden Hyacinthus. Apollo wollte vor Gram vergehen, aber aus dem Blute des Hyacinthus ließ er die herrliche Blume erwachsen, die wir unter dem Namen Hyacinthe kennen (eigentlich aber die blaue Schwertlilie, deren Inneres gefleckt die Buchstaben Ai darstellt).

Apollo wünschte zu seiner Gemahlinn die Daphne, Tochter des Flußgottes Peneus (v—v) im Peloponnese. Aber sie floh vor ihm, denn sie wollte immer Jungfrau bleiben. Fast hatte Apollo sie schon eingeholt, da verwandelte ihr Vater sie auf ihr Bitten in einen Lorberbaum. Apollo küßte das Holz, und mit Lorberzweigen umwand er sein Haupt, seinen Köcher und sein Saiteninstrument. Von diesem Tage an war der Lorberbaum dem Apollo heilig. — Auch hatte er heilige Berge, den Parnassus und Helikon, den Dichtern werth, und heilige Thiere, Hirsch, Wolf, Habicht, Hahn und Raben, und Oelbaum, auch der Athene heilig, gehörte auch ihm an.

Helios (Sol).

Apollo wird oft mit dem Sonnengotte **Helios** verwechselt. Helios war aber eigentlich ein besonderer Gott mit einem goldenen Helme und leuchtenden Locken. Er wohnte am Ostrande der Erde, und nachdem Morgens die rosenfingerige Schwester **Eos** (Aurora, Morgenröthe) die Thore geöffnet hat, fährt er mit vier feurigen Rossen auf seinem goldenen Wagen stehend am Himmel hinauf. Haben sich die Rosse müde gelaufen, so lenkt er sie nach Westen zum Ocean hinab, daß sie sich in dessen Fluthen abkühlen. Hier spannen die Horen und Nereiden die Rosse aus, und reichen ihnen ambrosisches Futter, Helios aber steigt mit der Schwester Eos in den goldenen Becher, von Hephaistos meisterlich gefertigt, und schwimmt in demselben schnell längs dem Nordrande der Erde bis nach Osten, um dort in seinem Palaste das Schläfchen zu halten.

Helios hatte einen Sohn, **Phaëton** mit Namen. Dieser verlangte einst, der Vater möge ihm auf einen Tag die Leitung des Sonnenwagens übergeben. Umsonst stellte Helios ihm vor, wie steil der Weg, wie unbändig die feuerschnaubenden Rosse wären, so daß selbst Zeus sie nicht zügeln würde, wie gefährlich auch die wilden Thiere der Bahn (die Sternbilder des Thierkreises). Der Sohn bestieg den Wagen, aber bald merkten die Rosse, daß der Wagen seine gewöhnliche Schwere nicht habe, und nun durchflogen sie Himmelsräume, die nie von ihnen besucht wurden; der Bär, einer solchen Hitze nicht gewohnt, versuchte umsonst, sich in des Oceans Wogen abzukühlen. Phaëton hatte die Namen der Pferde vergessen, konnte sie also auch nicht durch Zuruf lenken, und da er zur Erde hinabschaute, schwindelte ihm der Blick wegen der bodenlosen Tiefe, und endlich sah er neben sich den giftigen Scorpion (ein Sternbild des Thierkreises), der seine Zangen nach ihm ausstreckte. Der bange Phaëton ließ die Zügel fahren, die Pferde gingen durch, und berührten zuweilen die Erde, zuweilen die äussersten

Sterne. Die Erde bekam Risse, das Gras verbrannte, die Afrikaner wurden schwarz, andere Nationen ganz in Staub verwandelt. Neptun versuchte seine Arme aus dem Gewässer zu strecken, aber die Gluth versengte ihm fast die Finger, und durch die Ritzen der vor Hitze geborstenen Erde drangen Lichtstrahlen sogar in die ewige Nacht des Tartarus, und erschreckten mächtig den Gott des Todtenreiches. Endlich seufzete Gäa, vom Qualm fast erstickt, zum Vater Zeus um Linderung. Dieser sendete seinen Blitz aus, und Phaëton ertrank im Eridanus (Po in Italien, Rhodenus — Rhone — und Rhenus — Rhein — werden mit ihm verwechselt), der Sonnenwagen aber ging in tausend Stücke. Phaëtons Schwestern suchten lange des geliebten Bruders Leiche mit Thränen, aus ihren Zähren entstand der Bernstein.

Asklepios (Aesculapius).

So hieß ein Sohn Apollos. Der Vater übergab ihn den Centauren zur Erziehung, und er lernte die Heilkunde in solchem Grade, daß er auch Todte wieder ins Leben brachte, und der Fürst des Todtenreiches sich bitter beschwerte, schon lange keine Seelen mehr zu bekommen. Der erzürnte Zeus tödtete daher den Aesculap, aber Apollo erschoß die Kyklopen, die dem Zeus dazu die Blitze geschmiedet hatten, und Aesculaps Geist stieg zum Olymp empor. Seitdem verehrte man ihn als Gott der Heilkunde. Sein Bild stellt einen betagten Mann mit langem Barte vor, und immer führt er eine Schlange, entweder in der Hand, oder um einen Stab gewunden. Seine Tochter ist Hygieia (Gesundheit), ein schlankes Mädchen, welches eine Schale trägt, aus der eine Schlange frißt.

Artemis (Diana).

Sie war eine Tochter des Zeus und der Latona, Apollo's Schwester, auf Delos geboren. Wie ihr Bruder, liebte sie Bogen und Pfeile, jagte gern mit ihren 20 Nymphen, und war sie ermüdet, so

ergötzte sie sich an dem Tanze ihrer züchtigen Jagdgenossinnen. Die Kyklopen machten ihr Köcher, Bogen und Pfeile, Pan in Arkadien schenkte ihr treffliche Jagdhunde. Gleich fing sie vier Hirsche mit goldenem Geweih, spannte sie vor ihren goldenen Wagen, und eilte nun dem Waldwilde nach. Mit Jagdbeute beladen erreichte sie den hohen Olymp, Apollo nahm ihr das erlegte Wild ab, Hermes das Geschoß, und ihre Nymphen banden die trefflichen Hirsche an goldene Krippen, in denen ihnen Nektar floß zur Erquickung. Die hohe Göttinn selbst aber nahm Vater Zeus auf seinen Schooß, und hatte sie wegen ihres keuschen Sinnes besonders lieb.

Wie Apollo, war sie die Urheberinn des plötzlichen Todes, sowohl des sanften, als des schmerzlichen, um Böse zu strafen, oder Gute ohne Leiden schnell zum Elysium zu führen. Starb in Griechenland plötzlich ein Jüngling, so hatte ihn Apollo's goldener Bogen getödtet; war es eine Jungfrau, so hatte es Artemis mit ihrem silbernem Pfeile gethan. Auch am Kriege der Menschen nahm sie anfangs wohl Theil; als aber einmal Here sie dafür eine schamlose Hündinn schalt, und ihre eigenen Geschosse ihr um die Ohren schlug, war der Krieg ihr verleidet.

Abgebildet wird Diana als Jägerinn, das Kleid aufgeschürzt, Schnürstiefeln an den Füßen, oft einen halben Mond auf dem Haupte, denn oft gilt sie für Selene (Mond). Sonst ist Selene eine Tochter des Helios, und führt ihren Mondwagen mit zwei Rossen oder Stieren bespannt am Himmel auf.

Hermes (Mercurius).

Er war ein Sohn des Zeus und der Maja. Erst 3 Stunden alt, sprang er schon seiner Mutter vom Schooße, stahl sich aus der Höhle (in Arkadien), und fand eine Schildkröte. Wenn du todt bist — sprach er so sollst du singen. Er tödtete das Thier, warf das Fleisch weg, und spannte über die hohle Schale 7 Saiten von Schafgedärmen. Sieh, da war die Lyra erfunden! Hermes entlockte ihr

mit dem Plektrum (einem Stäbchen von Elfenbein) himmlische Töne, versteckte sie in seiner Wiege, und ging nach Pieria in Macedonien, wo er dem Apollo 50 schöne Rinder stahl. Damit sein Raub nicht entdeckt würde, zog er sie rücklings fort, und sich selbst hatte er Zweige unter die Füße gebunden, um keine Fußstapfen zu hinterlassen. Noch in derselben Nacht erreichte der kleine Bube die mütterliche Grotte wieder, schlachtete zwei Rinder, machte Feuer durch zwei geriebene Hölzer, und bratete einen Theil des Fleisches seinem Vater zum lieblichen Opfer; das übrige Fleisch verbarg er listig in der Höhle, machte das Feuer aus, und legte sich in seine Wiege. Aber die Mutter hatte ihn belauscht, und drohete ihm, dem Apollo alles zu melden. Der kecke Bube antwortete, Apollo möge nur kommen. Dieser kam auch, denn die weissagenden Vögel hatten ihm den Dieb verrathen. Der kleine Hermes that, als wenn er fest schliefe, und kein Wasser betrübte. Apollo konnte auch in der Grotte nichts finden, als Ambrosia und Nektar, Gold und schöne Gewande, und rüttelte den Knaben auf. Zeige mir meine Rinder — rief er ihm zu — oder ich schleudere dich in den Tartarus, aus welchem nicht Vater und Mutter dich erlösen können. Hermes erwiederte: „Bin ich nicht ein schwacher Säugling, der noch nicht einmal auf der Mutter Schooße aufrecht sitzen kann? Bedenke meine Füßchen und den weiten rauhen Weg!" Aber Apollo ließ sich nicht berücken: er riß den kleinen Schalk aus der Wiege, und sagte, er werde ihn zum Zeus tragen, der solle ihn strafen. „Laß mich los — schrie das Götterkind — ich lasse mich nicht schleppen. Stelle mich auf meine Füsse, so folge ich dir." Das geschah: Hermes in seinen Windeln schritt neben Apollo rüstig einher, und betrat den Olymp. Vor Zeus wiederholte er seine Rede, er könne als Säugling der Kuhdieb nicht gewesen seyn, er sey nicht einmal aus der Wiege gekommen. Sein Vater Zeus lächelte über den kleinen Schalk, und sagte: Geh nur, und zeige deinem Bruder seine Rinder. Da gehorchte Hermes,

ging mit Apollo zur Grotte zurück, und gab ihm die noch lebenden Rinder wieder, aber er sang auch zur Lyra die Entstehung der Götter und ihre herrlichen Thaten. Apollo ward entzückt, handelte dem kleinen Virtuosen das treffliche Instrument ab, und gab ihm dafür einen goldenen Stab, welcher allen Hader beschwichtiget, und Wohlstand hervorruft. Apollo behielt sich nur vor, in die Zukunft zu schauen; wollte Hermes sie erfahren, so mußte er die Parzen befragen.

Kaum besaß er den goldenen Stab (Caduceus), so sah er zwei Schlangen sich beissen. Er schlug mit dem Stabe zwischen sie, und sieh, gleich machten sie Frieden, wanden sich um den Stab, und oben begegneten sich ihre Mäuler wie zum Kusse. Mit diesem von Schlangen umschlängelten Stabe wird Hermes oder Mercurius gewöhnlich abgebildet. An seinen Schultern und Füßen trägt er auch Flügel, die er immer anlegte, wenn er für die anderen Götter als Bote ausging, denn dies Amt ward ihm im hohen Olymp. Er war auch der Gott der List und des listigen Diebstahls, aber auch des Handels, und eben deswegen ist sein von zwei Schlangen umschlängelter Heroldsstab noch immer das Symbol der Handlung. Auch die Beredsamkeit wird ihm zugeschrieben, ferner die Buchstabenschrift, Sprachlehre, Arithmetik und Geometrie, und was mit diesen Wissenschaften zusammen hängt, z. B. Eintheilung der Zeit, Maße und Gewichte, Sternkunde, u. s. w. Er führte auch die Seelen der Verstorbenen in die Unterwelt, und beherrschte die Träume. Seine heiligen Thiere waren der Hahn, die Schildkröte und der Widder, sein heiliger Baum die Palme, vielleicht deswegen, weil man im Alterthum meist auf Palmblätter schrieb.

Dionysos (Bacchus).

So hieß der Sohn des Zeus und der Semele. Weil Semele durch die Strahlen des Zeus in Asche verwandelt war, so mußte ihre Schwester Ino den kleinen Dionysos erziehen. Aber Here verfolgte den

Säugling, die Ino und ihren Mann Athamas, sie hauchte dem Athamas Wuth ein, so daß derselbe seine Frau Ino tödten wollte. Als Ino ihm nicht weiter entgehen konnte, stürzte sie sich mit ihrem Söhnchen Melicertes ins Meer, und ward von Poseidon unter dem Namen Leukothea den Meergöttinnen beigesellt. — Den Dionysos verwandelte Zeus in einen Ziegenbock, um ihn der Wuth der Here zu entziehen, und schickte ihn nach Nysa in Thrazien oder Indien, wo er ihn von Nymphen erziehen ließ, weswegen beide Länder das Vaterland des Bacchus genannt werden. Der weise Silenus ward der Lehrer des jungen Gottes. Nach andern Dichtungen war Silen ein alter Trunkenbold mit Ziegenohren, mit zwei Hörnern, einem Bocksbarte, einer kahlen Glatze und einem dicken Bauche, und unter seinen Ohren hangen Wampen herunter.

Als Bacchus erwachsen war, begann er seinen Zug um die Erde, und ließ seinen Wagen von Löwen, Tigern oder Panthern ziehen. Ueberall lehrte er den Menschen den Weinbau. Ihn begleiteten trunkene thrazische Weiber, Mänaden oder Bachantinnen genannt, die mit fliegendem Haar den Tyrsus (einen mit Epheu umwundenen Stab) schwangen, und unaufhörlich „Evan! Evoe!" schrien. Ihnen folgten trunkene Männer und Satyrn (Menschengestalten mit kleinen Hörnern, Bocksbärten, Schwänzen, jedoch von jugendlichem Ansehen, ohne kahle Glatze), und der ehrenfeste Silen fuhr hinter seinem Schüler auf einem Weinfasse einher, machte allerlei drollige Bewegungen, und fiel jeden Augenblick herunter, wenn ihn nicht einer auf jeder Seite im Gleichgewicht hielt, aber Bacchus selbst war immer nüchtern.

Fürchterlich wurde jeder bestraft, der den Dienst des Bacchus verachtete. Pentheus, König von Theben, obschon ein Neffe der Semele, wollte den Weinbau nicht einführen, und schalt den Gott einen Betrüger. Dafür wurden seine Mutter und Tanten wahnsinnig, daß sie wild auf dem Kythäron umherliefen, und als Pentheus sie zurückholen wollte,

ward er von seiner eigen Mutter — zerrissen, und dann kehrte die Besinnung der Mutter zurück, sie schauderte über ihre That, und die Furien trieben sie zum Lande hinaus.

Minyas, König zu Orchomenos in Böotien, hatte drei äusserst fleißige Töchter, die Minyaden genannt. Obschon einst das Bacchusfest gefeiert wurde, so sahen sie doch von ihrer Arbeit nicht auf, weil sie an dem wilden Getümmel kein Vergnügen hatten. Selbst die Priester des Gottes konnten sie nicht bewegen, an dem Feste Theil zu nehmen. Was geschah? Im Saale der Minyaden schmetterten plötzlich unsichtbare Pfeifen und Pauken, es glänzten Fackeln, reissende Thiere traten auf, die Erde erbebte. Die fleißigen Minyaden verkrochen vor Angst sich in Winkel, und wurden — Fledermäuse. War diese Erzählung für die weibliche Jugend in Griechenland auch nützlich?

Ikarios, König von Athen, nahm den Bacchus freundlich auf, und erhielt den Weinstock zum Geschenke. Froh über die Gabe, belud er einen Wagen mit Wein, und fuhr mit seiner Tochter Erigone und seinem Hunde Moira durch sein Land, und gab allen Leuten von seinem herrlichen Tranke. Einige Hirten tranken zu viel, fühlten sich ganz verändert, und weil sie meinten, ihr König habe ihnen Gift gegeben, so schlugen sie ihn todt. Das strafte Bacchus: er machte die Töchter der Mörder wahnsinnig, und alle hängten sich auf. Aber auch Erigone, die eben abwesend war, wurde durch Moira zur Leiche ihres Vaters geführt, und hängte sich dann vor Gram auf. Dadurch soll die Schaukel aufgekommen seyn: denn zur Ehre der Erigone ward ein Fest in Athen eingeführt, welches unter andern mit Schaukeln gefeiert wurde, um die Todesart der Erigone vorzustellen.

In Athen hieß das höchste Fest des Dionysos die Dionysien, in Rom die Liberalien, und fiel nach unserm Kalender auf den 17. März.

Verwandt mit den Satyrn, den Begleitern des Bacchus, ist Pan, der Gott der Hirten. Sein Va-

ter soll Zeus oder Hermes seyn. Er hat die Gestalt eines Satyrs, nur eine krumme Nase und Ziegenfüsse. Er wohnt in dunkeln Wäldern, schützt die Hirten, Jäger, Fischer und Bienenwärter; heilig waren ihm die Eichen, Tannen, Fichten, Böcke und Bergspitzen. Vormittags geht er auf die Jagd; wird die Hitze stärker, so treibt er seine Heerden in schattige Gebüsche, lagert sich an einer sprudelnden Quelle, und spielt auf seinem Hirtenrohr, um ihn tanzen Nymphen und Oreaden. Endlich in der größten Hitze des Tages legt er seine Flöte fort, und schläft; dann darf ihn kein Hirt stören. Wird er gereizt, so jagt er leicht einen großen Schrecken ein. Als Dionysos einmal mit seinem Gefolge in großer Gefahr war, blies Pan auf einmal aus vielen Trompeten zugleich, und Schrecken ergriff die Feinde, daß sie alle davon liefen. Daher hat der panische Schrecken seinen Namen.

Nachdem wir nun von den Kindern des obersten Gottes Zeus gehört haben, müssen wir seine mächtigen Geschwister auftreten lassen, mit denen er die Herrschaft theilte. Den Anfang mache seine ältere Schwester

Hestia (Vesta).

Sie war des Chronos und der Rhea älteste Tochter. Mehrere Götter begehrten sie zur Gemahlinn, aber sie sprach, des Zeus Haupt fassend, den ewigen Schwur der Götter, immer Jungfrau bleiben zu wollen. Dafür bestimmte Zeus ihr die höchste Ehre, in der Versammlung der Götter obenan zu sitzen, ihren Platz mitten im Hause zu haben, das Mark der Opfer zu empfangen, und von den Menschen als älteste Göttinn gepriesen zu werden. Daher kam es, daß in jedem Hause der Heerd, der Mittelpunkt der Familie, das Heiligthum der Vesta war, und der Tempel der Vesta stand überall mitten in der Stadt. Heilig war der Vesta das Feuer. Die ernste Göttin wird dargestellt als eine verschleierte Matrone, in der Hand ein Scepter eine Fackel oder eine brennende Lampe.

Demeter (Ceres).

Diese zweite Tochter des Chronos und der Rhea war die Göttinn der Kornfrüchte, die Staatengründerinn und Gesetzgeberinn, denn Ackerbau und Staatsverein sind unzertrennlich verbunden.

Demeter vermählte sich ihrem Bruder Zeus, und gebar ihm eine schöne Tochter, Persephone (Proserpina) genannt. Zeus versprach das Kind seinem Bruder Pluto zur Gemahlinn, denn keine Göttinn wollte dem Beherrscher der Unterwelt in der grausen Behausung Gesellschaft leisten. Aber wie sollte man der Mutter die Tochter entreissen? Einst spielte Persephone auf den Fluren Siciliens mit den Nymphen, ihren Freundinnen, Artemis und Pallas waren an der Spitze. Da bat Pluto die Gäa (Erde), geschwind die schönsten Blumen wachsen zu lassen. Und sieh, Veilchen, Hyacinthen, Narcissen, Crocus und Rosen schossen auf der Flur hervor, wohl hundert Blumen aus einer Wurzel. Persephone vergaß ihres Tanzes, um Blumen zu pflücken, denn so herrliche hatten Götter und Menschen noch nie gesehen. Sie wand Kränze und Sträußer, und je weiter sie ging, desto schönere Blumen fand sie. Als sie weit von ihren Gespielinnen entfernt war, da bebte die Erde, spaltete sich, Pluto's goldener Wagen mit pechschwarzen Rossen kam herauf, der mächtige Gott ergriff die arme Persephone, und fuhr mit ihr in die Finsterniß hinab.

Das letzte Geschrei der Tochter hörte Demeter. Sie eilte herbei, aber jede Spur war verschwunden, die Erde hatte sich bereits geschlossen, Götter und Menschen und auch die weissagenden Vögel konnten ihr keine Nachricht geben. Da zündete sie am Aetna ihre Fackel an, und irrte neun Tage und neun Nächte umher, immer die verlorne Tochter suchend. So kam sie nach Eleusis, einem Flecken 9 Stunden weit von Athen, und setzte sich auf den Stein der Freudenlosigkeit nahe bei der Jungfrauenquelle. Als die Töchter des Königs von Eleu-

sis, der Kelnos hieß, hieher kamen, sagte Demeter, sie heisse Dos, sey von Seeräubern entführt, denselben aber eben glücklich entronnen, und wünsche, nun hier im Orte Kindermädchen oder Schaffnerinn zu werden. Die Prinzessinnen nahmen sie mit zu ihrer Mutter Metanira, der Königinn von Eleusis, und sie erhielt die Aufsicht über den kleinen Prinzen Demophon. Weil bei ihrem Eintritte der Saal des Königs sich mit einem himmlischen Lichte füllte, so wollte die erschrockene Königinn die Fremde gleich zu dem Ehrensitze führen. Aber Demeter ließ ihren Glanz auf der Stelle schwinden, die Sclavinn Jambe (Spott) brachte ihr einen andern gemeinen Sessel, und neckte sie durch spöttische Einfälle, worüber die hohe Göttinn am Ende lächeln mußte. Doch sprach sie vor Trauer kein Wort, mochte auch nichts essen und trinken, aber für ihren kleinen Demophon sorgte sie treulich: sie nährte ihn mit Ambrosia und Nektar, ohne irdische Speise, und wenn alles im Hause schlief, so legte sie ihn ins Feuer, damit die Flammen sein Irdisches verzehrten, und nur das Unsterbliche übrig bliebe, denn sie wollte ihn in einen Gott verwandeln. So gedieh Demophon zu einer unbeschreiblichen Schönheit, und seine Mutter Metanira wunderte sich höchlich, daß Demophon wachse, ohne zu essen und zu trinken. Einst guckte sie des Nachts durch eine Ritze, was Dos mit dem Knaben doch mache, und als sie sah, daß er in das Feuer gelegt werde, schrie sie laut auf. Aber Schreien störte jede heilige Handlung: Demeter nahm das Kind aus dem Feuer, legte es auf die Erde, und sagte, seine Göttlichkeit sey verscherzt. Doch nicht ganz entrüstet, gebot sie, ihr auf einem nahen Berge einen Tempel zu bauen, wo sie selbst die Menschen in ihrem Dienste unterrichten wolle. Dann belehrte sie den Triptolemos, einen ältern Sohn des Kelnos, noch über den Kornbau, Pflug und Wagen, und verschwand mit glänzendem Lichte, während sie einen himmlischen Duft zurückließ. Triptolemos durchzog nun alle Länder, und lehrte

den Völkern den Ackerbau, Keleos aber bauete der Demeter zu Eleusis ihren berühmten Tempel.

Demeter selbst eilte weiter, ihre Tochter noch immer suchend. Am zehnten Tage fand sie Hekate (Göttinn der Zauberei), die wohl das Angstgeschrei der Persephone gehört hatte, doch weiter nichts von ihr wußte. Endlich fragten beide den Helios, der alles sieht, wo Persephone geblieben sey, und Helios sagte, Pluto habe sie in das Schattenreich entführt. Aus dem Schattenreiche war in der Regel keine Erlösung. In Verzweiflung, die Tochter nie wieder zu sehen, sprach Demeter den Fluch über die Erde, und gleich verdorrten alle Pflanzen, alle Blumen welkten, eine todte Wüstenei bedeckte das Erdenrund.

Zeus bemerkte den Graus vom Olymp her, und ließ durch die Iris (Botinn der Götter, eigentlich Regenbogen) die Demeter bitten, den Fluch von der Erde zu nehmen, und in den Olymp zurückzukehren. Aber Demeter bestand auf ihrer Weigerung. Da stiegen alle Götter, große und kleine, zur Demeter nach Eleusis hinab, und versprachen ihr herrliche Geschenke, wenn sie die Erde wieder verschönen und zum Olymp zurückkehren wolle. Demeter aber verlangte erst ihre Tochter zurück. Da sendete Zeus den Hermes in die Unterwelt, und ließ seinen Bruder Pluto bitten, die Geraubte doch wieder herauszugeben. Der Gott des Schattenreiches, schlau genug, beredet erst die Persephone, mit ihm einen Granatapfel zu theilen. Sie aß einige Körner, und fiel dadurch dem Orkus für immer anheim. Zwar kehrte sie mit Hermes zur Oberwelt zurück, aber nur auf kurze Zeit: zwei Theile des Jahrs durfte sie in Gesellschaft der oberen Götter auf dem Olymp zubringen, den dritten Theil des Jahrs mußte sie bei Pluto in der Unterwelt seyn. Dieser Beschluß stellte ihre Mutter Demeter zufrieden, doch ließ sie während eines Drittels des Jahres, so lange ihre Tochter beim Pluto war, die Erde trauern — die Erde durfte dann keine Blumen und Früchte tragen. — So erklärten die Griechen den Ursprung des Sommers und Winters, aber man sieht, daß sie ihr ei-

genes Klima vor Augen hatten. Bei uns ruht die Erde gewöhnlich nicht ein Drittel Jahr, sondern ein halbes Jahr, aber die Griechen wußten dies nicht.

Pluto liebte ausser seiner Persephone auch die Nymphe Menthe. Das merkte Persephone, und verwandelte die Nymphe Menthe in ein Kraut welches wir Krausemünze nennen.

Der Demeter zu Ehren feierte man überall in Griechenland jährlich die Thesmophorien, d. h. das Fest der Gesetzgebung. In Athen dauerte das Fest 3—5 Tage im October, und nur Frauen durften es feiern, die deshalb Thesmophoriazusen hießen. Am ersten Tage saßen sie im Thesmophorion, fasteten und trauerten, beim Anbruche der Nacht sangen sie aber scherzhafte Lieder, und neckten sich. Am zweiten Tage zogen die Thesmophoriazusen nach Eleusis; der Weg dahin war mit Quadern gepflastert, und hieß der heilige Weg. Die Frauen trugen die Gesetztafeln des Triptolemos, und kehrten am folgenden dritten Tage des Festes nach Athen zurück. Am vierten Tage war wieder Trauer und Fasten, die Thesmophoriazusen fuhren den heiligen Korb der Demeter durch die Hauptstraßen nach dem Thesmophorion und andern Tempeln, barfuß und barhaupt, und laut klagend riefen sie, die Göttinn möge in ihrem Haine ihr Antlitz doch zeigen. Ganz Athen nahm an der Trauer und am Fasten Theil. Am fünften Tage brachte man Sühnopfer.

Noch feierlicher waren in Athen die Eleusinien, auch wohl die eleusinischen Mysterien genannt, weil sie auf einen geheimen Dienst der Göttinn Bezug hatten. Die Eingeweiheten sollen reinere Kenntnisse vom höchsten Wesen und Anleitung zu höherer Tugend gehabt haben, aber bei Lebensstrafe durfte keiner die Geheimnisse verrathen. Es gab große und kleine Mysterien, zu letzteren wurden selbst Kinder zugelassen. In die kleinen Mysterien wurde man eingeweiht am Flusse Ilissus bei Athen. Nach einem langen Unterichte, welche Antwort man auf gewisse Fragen geben müsse, mußten

die Aufzunehmenden fasten und Betrachtungen halten, dann sich in dem Flusse baden, darauf mit dem linken Fuße auf Fellen von Opferthieren stehend den Eid der Verschwiegenheit ablegen, und dem Oberpriester die Antworten auf die Fragen hersagen. Nun wurden sie auf Throne gesetzt, und hießen Mysten, d. h. Geweihte.

Die großen Mysterien wurden im September gefeiert, und dauerten 9 Tage. Der erste Tag hieß die Versammlung. Die Mysten traten zusammen, wuschen ihre Hände in geweihtem Wasser, und die Priester setzten sich in Thätigkeit, besonders der Hierophant, d. h. Offenbarer der heiligen Dinge, der Oberpriester, der den Weltschöpfer vorstellte, dann der Daduchos, d. h. Fackelträger, die Sonne vorstellend, der Hierokerix, d. h. Herold heiliger Dinge, als Hermes, und der Epibomios, d. h. Altardiener, als Mond. Alle diese vier höchsten Priester trugen ein langes Purpurkleid, einen Myrthenkranz über dem wallenden Haar und ein Diadem. Der zweite Tag hieß: An's Meer, ihr Mysten! denn diese mußten sich heut im Meerwasser baden. Der dritte Tag hieß die Trauer, nämlich über den Raub der Persephone; ganz Athen fastete bis auf den Abend, gegen die Nacht erst aß man Kuchen, Mohn, Salzkörner, und trank den heiligen Mischtrank. Der vierte Tag war der Opfertag zu Ehren der Persephone; der fünfte hieß der Fackeltag, denn Abends in der Finsterniß zogen die Mysten, der Daduchos voraus, mit Fackeln, die sie beständig schwenkten, zum Tempel der Demeter. Aber der feierlichste Tag war der sechste, Jakchos genannt, welchen Namen auch Bachus führte, der ebenfalls als Sohn der Demeter gedacht wurde, weil der Weinstock aus der Erde sprosset. An diesem Tage ward die Bildsäule des Jakchos, festlich geschmückt, von Athen auf dem heiligen Wege nach Eleusis getragen. Nur Mysten durften den Reigen bilden, aber wohl 30,000 Menschen aus dem Volke, immer Jakchos rufend, begleiteten ihn. Die Mysten sangen Hymnen, und oft wurde unterwe-

ges Halt gemacht, um zu opfern. Der Weg war wohl 8—10 Stunden lang, aber erst Abends spät langte man zu Eleusis an. In der nächsten Nacht war die Einweihung der Mysten in die großen Mysterien. Die Mysten wurden in die Vorhalle des unterirdischen Tempels geführt, und der Hierokerix rief: „Fort von hier, alle Ungeweihten, alle Gottlose, alle Verbrecher"! Die Mysten mußten ihre Fragen, die sie gelernt hatten, abermals beantworten, sich in heiligem Wasser waschen, und den Eid der Verschwiegenheit wiederholen. Endlich mußten sie sich ganz entkleiden, und ganz neue Gewande anlegen, unter anderm sich mit dem Felle eines Hirschkalbes umgürten. Dann gingen die Priester fort, und die Mysten waren allein, umgeben von der dichtesten Finsterniß. Bald darauf erkrachte ein furchtbarer Donner, der ganze Tempel erbebte, Blitze zuckten durch die Finsterniß, fürchterliche Gestalten erschienen, und die Mysten wurden von ungesehenen Händen geschlagen, zu Boden geworfen, bei den Haaren umhergeschleppt. Der einfältige Grieche schrieb dies alles einem Wunder zu, aber man sieht leicht, daß alles ein Betrug der Priester war. Endlich erschien den geängstigten Mysten fern ein schwaches Licht, aber es erleuchtete eine scheußliche Scene: mit entsetzlichem Krachen rauschten die Pforten des Tartarus auf, in welchem die Verdammten selbst und ihre Qual nun sichtbar wurden. Der Hierophant erschien, erklärte den Mysten jede Erscheinung, und führte sie durch alle Grade des Schreckens und Verzweifelns, so daß ihnen der kalte Schweiß ausbrach. Endlich schlossen sich die Pforten der Hölle (wie wir sagen), und das Allerheiligste öffnete sich, strahlend im schönsten Lichte. Demeter erschien, es wurden himmlische Töne gehört, Sterne glänzten herab hier in der unterirdischen Kluft, entzückende Düfte durchwürzten die Luft, und in der Ferne sahen die Mysten die Seligen in ihren lieblichen Hainen, auf ihren blumigen Wiesen. Freilich war alles nur Gaukelspiel der Priester, durch künstliche Maschinerien bewirkt; aber der My-

ste, welcher solches gesehen hatte, glaubte steif und fest, er habe einen Blick in die andere Welt gethan, und hieß nun ein Epopt, d. h. ein Hellsehender. Einen höhern Rang unter den Epopten hatten noch die Propheten, welche nicht bloß in die Gegenwart der Welt, sondern auch in die Zukunft zu schauen vorgaben, aber nur Priester wurden zu dieser Würde befördert. — Am siebenten Tage des Festes ward die Statue des Jakchos von Eleusis nach Athen zurückgetragen. Am achten Tage nahm man in die Mysterien auf, welche sich erst nach dem Anfange des Festes dazu gemeldet hatten. Am neunten Tage brachten die Priester nur ein Trankopfer, welches sie nach Osten und Westen ausgossen. Die Mysten und Epopten sahen dabei bald zum Himmel, bald zur Erde, zum Vater und zur Mutter aller Geschöpfe.

Die eleusinischen Misterien erhielten sich vom J. 1400 v. Chr. bis völlig 380 n. Chr. Erst Kaiser Theodosius der Große ließ den Tempel zu Eleusis schließen; von diesem Kaiser ist erst im dritten Bande die Rede.

Poseidon (Neptunus).

Dieser mächtige Gott, Sohn des Chronos und der Rhea, war des Zeus und Pluto Bruder. Als nach des Chronos Sturze die drei Brüder sich in die Weltherrschaft theilten, fiel dem Poseidon das Meer anheim. Die Kyklopen schmiedeten ihm den mächtigen Dreizack (eine Gabel mit drei Zähnen), mit welchem er das Meer aufregt und besänftigt. Unter seinen Tritten erbeben die Berge und Wälder. Er versammelt die Wolken, und gebiethet den Stürmen, zu rasen oder zu ruhen. Seinen Palast hat er in der Tiefe des Meeres nicht weit von der Insel Euböa, aber oft fährt er auf seinem Wagen über die Wogen, und seine Räder sinken nicht ein; allerlei Meergötter, Delphine, Seehunde, Wallfische umgeben sein Fuhrwerk, oft aber ist er auch bei den andern obern Göttern auf dem Olymp.

Seinen Wagen bespannte Poseidon mit schönen

Rossen, denn das Pferd hatte er erschaffen, und auch dessen Benutzung den Menschen gelehrt. Vorzüglich scheint auch der Delphin bei ihm viel gegolten zu haben. Den Delphin dachten sich die Alten als einen besondern Freund der Menschen und als Kenner der Musik, und lieblich ist ihre Dichtung von Arion und seinem Delphin. Arion, ein Freund des Königs Periander von Korinth (700 J. v. Chr.) und großer Tonkünstler, reisete nach Italien, und erwarb viel Geld. Mit großen Schätzen beladen wollte er nach Hause zurückkehren, aber die Schiffer waren lüstern nach seinem Gelde, und auf der hohen See droheten sie ihm den Tod. Arion war bereit ihnen seine ganze Habe hinzugeben, auch sein Leben, aber er verlangte als Dichter, im Sängergewande, seine Leier in der Hand, in die Fluthen zu sinken. Die Mörder willigen ein; der Sänger, geschmückt, stellt sich an den Rand des Schiffes, und singt sein schönstes Lied, welchem eine angelockte Schaar Delphine mit Entzücken lauschet, und so springt er hinab. Aber sieh! ein Delphin nimmt ihn freundlich auf seinen Rücken, und trägt ihn bis an die Südspitze des Peloponneses. Arion langt eher zu Korinth an, als die Schiffer, und als diese dem Periander sagten, Arion sey gestorben, so trat Arion lebendig hervor, sie Lügen zu strafen, und Periander ließ die Verbrecher kreuzigen. Arions treuer Delphin wurde von den Göttern unter die Sterne versetzt, und glänzt an der Milchstraße; seine Leier ist ebenfalls ein Sternbild.

Pluton (Pluto).

Dieser Sohn des Chronos und der Rhea, Jupiters Bruder, beherrscht die Unterwelt. Er heißt auch Hades und Ais, doch werden diese Namen auch der Unterwelt selbst beigelegt.

Pluto hat ein finsteres Ansehen; er sitzt auf einem Thron von Ebenholz, trägt auf dem Haupte einen unsichtbar machenden Helm oder einen Kranz von Narcissen, und in der Hand ein Scepter oder einen Stab mit zwei Hacken.

Die Unterwelt war so tief unter der Erdscheibe, wie der Himmel über derselben erhaben war. Hermes führte die abgeschiedenen Seelen hinab. Sie hieß Tartaros, auch Erebos wegen der ungeheuern Finsterniß. Schreckliche Stürme durchbrauseten die Oede. Am Eingange des Tartarus stand der Palast der Nacht; hier wohnten auch der Schlaf, der Tod, die Träume, der Kummer, die Sorgen, die Schwindsucht, das Alter, der Hunger, Krieg, Neid, die Furcht und andere Plagen der Menschheit, die lauter Gottheiten waren. Hatten die Seelen den Palast der Nacht hinter sich, so kamen sie an zwei Flüsse, an den eiskalten Styx, und an den wie Todtenklagen heulenden Kocytus. Wo beide zusammenflossen, da bildeten sie einen schwarzen Morast, über welchen die Seelen mußten. Der Fährmann Charon, ein finsterer Greis in zerrissenen Kleidern, nimmt jede Seele für 2 Obolen (etwa 2 Sgr.) in seinen morschen Kahn, in welchem sie Angst genug haben unterzugehen; aber Seelen, deren Leiber in der Oberwelt kein ordentliches Begräbniß erhalten haben, stößt er gefühllos von seinem Kahn zurück, und läßt sie 100 Jahre am stygischen Teiche umherirren, wenn sie nicht indessen die Bestattung erlangen. — Hinter dem stygischen Morast finden die Seelen den Höllenhund Cerberus; er wacht, daß kein Lebender in das Schattenreich eindringt, denn einen solchen zerreißt er. — Endlich kommen die Seelen vor die Höllenrichter Minos, Aeakos und Rhadamanthos, und vernehmen das Urtheil, ob sie in die Gefilde der Seligen oder in den Graus der Verdammten übergehen sollen.

Das Elysium, Reich der Seligen, lag rechts, und hatte zum Eingange Pluto's Palast. Es war vom Flusse Lethe umgeben, aus dessen silbernen Fluthen alle seligen Schatten tranken, wenn sie hinüber gingen, und dies wirkte, daß sie alles dessen vergaßen, was ihnen in ihrem Erdenleben unangenehm gewesen war. Nun wandelten sie in einer angenehmen Dämmerung, längs krystallenen Bächen,

auf herrlich grünenden Wiesen, über köstlich duftenden Blumen, und horchten dem Gesange der Vögel; oder sie traten in liebliche Wäldchen, durchschritten duftende Lorbeerhaine, und wurden immer von sanften Winden umfächelt; denn im Elysium war kein heisser Sommer und kein kalter Winter, und die Felder trugen dreimal im Jahre ohne Bearbeitung die herrlichsten Früchte. Alle Seligen im Elysium lieben sich, und jeder treibt, was ihm auf Erden das Angenehmste war, Tanz, Gesang, Saitenspiel oder Jagd.

Schrecklich ist aber die Qual der Bösen im Tartarus. Wenn Rhadamanthus die Art der Strafe bestimmt hat, so ergreift Tisiphone den Verdammten, indem sie die beiden andern Furien herbeiruft, und peitscht ihn in den Tartarus hinein. Damit die Verdammten aber nicht wieder heraus kommen können, ist der Tartarus rings von zwei Flüssen umgeben, vom Acheron, der wie Seufzer der Sterbenden rieselt, und vom Pyriphlegeton, der sich mit feurigen Wogen fortwälzt. Alle Verdammten müssen vergebliche Arbeiten verrichten. Hier nur einige Pröbchen!

Die Danaiden, 50 Töchter des Königs Danaus in Argos, sind verurtheilt, bodenlose Fässer zu füllen, weil sie alle (nur eine ausgenommen) in einer Nacht ihre Männer ermordet hatten, auf Befehl ihres Vaters. Welche Strafe ihr Vater Danaus bekommen habe, das wird nicht gemeldet. — Tantalus, ein König von Phrygien in Kleinasien, war von den Göttern zur Tafel gezogen, aber er hatte ihnen Ambrosia und Nektar gestohlen und unter seine Sclaven sogar vertheilt. Er hatte einmal sogar die Götter zu Gaste, aber was setzte er ihnen vor? Das Fleisch seines eigenen Sohnes Pelops, welchen er hatte schlachten lassen, um die Allwissenheit der Götter zu prüfen. Alle Götter und Göttinnen merkten sogleich den Betrug, nur Ceres, noch traurig über den Verlust ihrer Tochter Persephone, aß in Gedankenlosigkeit von einer Schulter des Pelops. Aber die Himmlischen erbarmten

sich des armen Pelops: sie berührten sein Fleisch in der Schüssel, und fügten es wieder zu einem lebenden Menschen zusammen. Da aber eine Schulter fehlte, so gaben sie ihm statt derselben eine andere von Elfenbein. Aber der Vater Tantalus wurde schrecklich bestraft: im Tartarus schwimmt er beständig, und das Wasser dringt ihm bis an den Mund, aber obschon ihn der fürchterlichste Durst quält, so weicht das Wasser doch immer von seinen Lippen zurück. Eben so ist sein Hunger unersättlich: vor seinem Munde hängt über dem Wasser das herrlichste Obst herab, aber will er einen Zweig erhaschen, so schnellt derselbe sich plötzlich in die Höhe, und der arme Tantalus muß ferner fasten. — Sisyphos, ein König in Korinth, hatte die Götter vielfach beleidigt. Weil er unterweges Reisende mordete, so schickte ihm Zeus den Tod zu. Aber unser König Sisyphos legte den Tod in Fesseln. Nun starben natürlich keine Menschen, und Pluto beklagte sich, nun keine Opfer mehr zu erhalten. Endlich unternahm es Mars, den Tod aus den Banden des Sisyphos zu befreien. Sisyphos starb, und befahl im Sterben seiner Gemahlinn, ihn nicht zu begraben. Nun klagte er im Tartarus über die Treulosigkeit seiner Frau, die ihm die Bestattung verweigere. Auch erhielt er vom Chor der Götter des Olymps die Erlaubniß, noch einmal zur Oberwelt zurückzukehren, aber — er kam nicht wieder, und Pluto schickte den Hermes ab, ihn zum Tartarus zurückzuholen. Wegen dieser und anderer Vergehen ward er verurtheilt, ein schweres Stück Marmor einen Berg hinaufzuwälzen; hatte er aber den Block bis zum Gipfel gebracht, so ward derselbe von einer unsichtbaren Hand wieder hinabgetrieben:

„Hurtig mit Donnergeprassel entrollte der tückische Marmor",

und des Sisyphos Arbeit begann von neuem. — Irion, ein thessalischer Fürst, hatte seinen Schwiegervater in einem Ofen verbrennt, und gegen die Here gefrevelt, da er zur Göttertafel gezogen wurde. Dafür war er im Tartarus an die Speichen

eines Rades geflochten, welches der Sturmwind in ewigen Wirbeln umdrehete. — Prometheus, Sohn eines Titanen und Bruder des Atlas, hatte nebst seinem Bruder Epimetheus aus feuchtem Thon die ersten Menschenbilder gestaltet, aber sie waren leblos. Da nahm Pallas-Athene den Prometheus unter ihrem Schilde mit in den Olymp, und dort zündete derselbe am Sonnenwagen eine Fackel an, brachte das Feuer zur Erde, und belebte mit demselben seine Gebilde. So entstand das Menschengeschlecht nach der Meinung der Griechen. Die Götter hatten an der neuen Schöpfung ihr Gefallen, wollten mit den jungen Menschen einen Bund schließen, und ein Opfer sollte den Vertrag bekräftigen. Prometheus aber wollte die Götter betrügen: das Fleisch bedeckte er mit der Haut und dem Magen, damit dieser Theil des Opfers recht unansehnlich wäre, aber den Haufen der Knochen belegte er mit vielem Fett. Zeus indessen ließ sich nicht anführen, sondern erzürnt über die Täuschung nahm er den Menschen das Feuer, und befahl dem Hephaistos ein Gebilde zu machen, welches den Prometheus betrügen sollte. Hephaistos machte ein Bild, schön wie eine Göttinn, Pallas-Athene schmückte dasselbe mit feinem Silbergewande, mit duftenden Blumen und Kräutern, und setzte ihm aufs Haupt eine goldene Krone, von Hephaistos selbst kunstvoll gefertigt. Pandora hieß das schöne, aber geistlose Bild, und doch bewegte es sich, und redete verständig, so daß selbst alle Götter sich höchlich verwunderten. Die Götter gaben der Pandora eine verschlossene Büchse mit, die Büchse der Pandora genannt, und schickten das ganze Gebilde zur Erde, die Menschen — unglücklich zu machen. Prometheus, d. h. der Vorherdenker, warnte seinen Bruder Epimetheus, d. h. Nachherdenker, von den Göttern ja keine Gaben anzunehmen. Aber die reizende Pandora ward vom Epimetheus freudig aufgenommen, und da sie ihn bat, den Deckel ihrer Büchse doch einmal zu öffnen, so trug er gar kein Bedenken, und was kam da zum Vorschein? Krank-

heit, Sorge, Hunger, Mißwachs, das ganze Heer der Uebel, welche seitdem das Menschengeschlecht quälen, flogen aus Pandoras Büchse heraus. Doch der mitleidige Zeus wollte die armen Menschen nicht ganz elend machen: darum verschloß er die Büchse der Pandora, ehe noch die Hoffnung entschlüpfte. Diese bleibt also den Menschenkindern noch immer. Prometheus aber ward für seinen Frevel, weil er abermals zum Olymp emporstieg, und den Göttern das Feuer abstahl, welches er in seinem Stabe verbarg, zu der Strafe verurtheilt, daß ein Geier ihm bei Tage die Leber aus der Brust fraß. Bei Nacht wuchs ihm die Leber wieder, und am nächsten Tage fraß der Geier sie ihm wieder weg. Ein schreckliches Bild der Schuld eines Sünders, der sich gar nicht bessern will, sondern sich immer wieder seinen Gelüsten überläßt! — Die Strafe des Prometheus sollte wenigstens 30,000 Jahre dauern, aber Herkules, ein späterer Held, erschoß den Geier des Prometheus, und befreiete denselben aus seinen Qualen. —

Aeolus.

Dieser Gott war eigentlich König der liparischen Inseln, die nördlich von Sicilien liegen, und von ihm auch wohl die äolischen Inseln heissen. Anfangs schwammen sie im Meere, wie Delos, und nicht jeder Schiffer konnte sie finden. Wer sie aber fand, der erhielt von Aeolus guten Rath zur Reise in Hinsicht der Witterung; daher galt er den Alten als Gott der Winde. Die Alten dachten sich den Aeolus als Sohn des Zeus oder Poseidon, und nach ihrer Idee hielt er die Winde in einer Höhle eingekerkert, auf welcher ein Berg lag. Auf des Berges Spitze war des Aeolus Thron, und wenn er mit seinem Scepter in den Berg stach, so kam ein Wind hervorbrausen, entweder Boreas, der Nordwind, oder Aquilo, der Nordostwind, der Hagel und Schnee bringt, oder Eurus, Südostwind, der den Himmel mit Wolken überzieht, oder Notus (Auster), der

Südwind, der (in Griechenland) den meisten Regen bringt, oder Zephyr, der Westwind, der sanft fächelt, oder Africus, der Südwestwind.

Nymphen.

Nachdem wir von den oberen Göttern gesprochen haben, sind noch die unteren Gottheiten zu erwähnen, und zu diesen gehören die Nymphen. Der Grieche bevölkerte die ganze Natur mit Gottheiten: im Meere dachte er sich Okeaniden, im Mittelmeere vorzugsweise Nereiden, in jedem Baume wohnte ihm eine Dryade, in jedem Quell eine Najade, auf jedem Berge eine Oreade, u. s. w. Alle zusammen hießen Nymphen, und konnten sich unsichtbar machen. Die Wassernymphen saßen in Grotten, spielten, spannen, oder sie erzählten sich etwas; die Berg- und Waldnymphen tanzten gern, oder sie gingen auf die Jagd. Alle Nymphen waren von ausserordentlicher Schönheit und wohlthätig gesinnt, wer sie aber beleidigte, den straften sie strenge.

Zu den Nymphen gehörte auch die Echo, eine besondere Feindinn der Here. Wenn Zeus zuweilen heimliche Gänge machte, so hielt Echo die Here auf, indem sie ihr allerlei leere Dinge vorschwatzte, so daß sie vergaß, sich nach Zeus umzusehen. Endlich merkte Here den Betrug und legte ihr zur Strafe auf, nicht mehr ihre eigenen Gedanken vorzubringen, sondern nur gesprochene Worte zu wiederholen.

Nun trug es sich zu, daß Narcissus, der Sohn eines Flußgottes in Böotien, durch seine Mutter (eine Nymphe) den blinden Tiresias fragen ließ, ob er ein hohes Alter erreichen werde. Narcissus war allgemein geliebt. Tiresias antwortete, dann werde er ein hohes Alter erreichen, wenn er seine eigene Gestalt niemals erblicke. Nun stellte sich ihm einmal die Echo in den Weg, und wiederholte den Schluß aller seiner Reden, um seine Freundschaft zu erlangen, aber Narcissus verachtete sie. Da flehe-

te die Echo zur Nemesis, der Rachegöttinn, den Narcissus auch einmal ohne Erhörung flehen zu lassen. Und sieh! an einem heissen Tage kommt Narcissus zu einer Quelle, und erblickt seine eigene Gestalt. Die Schönheit derselben zieht ihn so wundersam an, daß er sehnsuchtsvoll die Hände nach ihr ausstreckt. Aber immer ergreift er nur kaltes Wasser und einen leeren Schatten, und am Ende stirbt er vor Gram. Aber auch die Echo selbst härmte sich ab, verachtet vom Narcissus, schrumpfte endlich zu einem dürren Gebein zusammen, und dieses verwandelte sich zuletzt in einen Felsen, welcher bloß einen Wiederhall gesprochener Worte gibt; Echo wurde also am Ende bloß zur Stimme.

Zu den Nymphen gehörte auch noch Fortuna, die Göttinn des Glückes. Bei den Griechen hieß sie Tyche. Die Alten dachten sie sich theils wohlthätig für die Menschen, theils schadenfroh und neidisch. Sie erscheint in Bildnissen bald als eine Frau mit dem Füllhorn, den Gott des Reichthums, Plutos, umarmend, bald mit einem Steuerruder, anzudeuten, daß das Glück die Welt regiere. Auch steht sie wohl auf einer rollenden Kugel, die Veränderlichkeit des Glückes anzudeuten.

Dämonen (Genien) und Heroen.

Unter Dämonen verstanden die Griechen Mittelwesen zwischen den Göttern und Menschen, die den Menschen guten Rath gaben, sie vor Verbrechen warnten, und sie zu guten Thaten aufmunterten. Man sieht, Schutzengel, welche die offenbarte Religion uns lehrt, sind dem menschlichen Herzen immer Bedürfniß gewesen.

Heroen waren den Griechen alle Menschen von besonderer Kraft, welche ihren Mitmenschen vorzüglich nutzten, z. B. reissende Thiere auszurotten, Straßenräuber zu tödten. Die Griechen verehrten solche nachher als Götter, oder erhoben sie vielmehr unter die Götter, und weil sie auch von einer Seite gewöhnlich göttlicher Abkunft waren, so nennt man sie gewöhnlich auch Halbgötter. Solche Heroen

oder Halbgötter waren Perseus, Theseus, Herkules, Orpheus, Jason und andere von denen unten die Rede seyn wird.

Bei den Römern hießen die Dämonen Genien, jedoch so, daß man jedem Menschen einen guten und einen bösen Genius zutheilte.

Bei den Römern hatten die Städte, Häuser, Straßen und Wege noch besondere Schutzgötter, Laren und Penaten genannt. Es waren kleine Figuren von Holz, Marmor oder Erz, und standen auf dem Heerde. Täglich goß man ihnen einige Tropfen Wein aus (die Libation), und zuweilen setzte man ihnen in hölzernen Gefäßen Speise vor, die dann verbrennt wurde. An Geburtstagen und andern Familienfesten erhielten die Penaten größere Opfer und schöne Kränze. Wer seine Wohnung veränderte, nahm die Penaten mit.

Abgeschiedene Seelen hießen bei den Römern Manen, besonders so lange man nicht wußte, ob sie zu den guten oder bösen Geistern gehörten. Gute Geister wurden unter die Laren aufgenommen, böse Geister hießen Larven. Die Larven erschienen dreimal im Jahre auf der Oberwelt, und schreckten die bösen Menschen durch Spukgestalten. Darum ward am letzten Tage des Februars eine Säuberung des Hauses von den Larven vorgenommen: der Hausherr schritt in der Geisterstunde leise durch das ganze Haus, warf schwarze Bohnen über den Kopf hinter sich, und sprach dabei: Mit diesen Bohnen löse ich mich und die Meinigen! Die übrigen Bewohner des Hauses beteten indessen zu den Larven, daß sie die Ruhe der Lebenden doch nicht stören möchten, wuschen sich dreimal die Hände, und schlugen dann an ein kupfernes Gefäß, wodurch sie die Larven völlig aus dem Hause verscheuchten.

Hekate.

Diese Enkelinn eines der Titanen, hat als Göttinn eine vielfache Bedeutung. Sie ist die Göttinn des Schicksals, im Kriege, im Wettkampf, bei der Viehzucht, bei der Seefahrt. Oft wird sie auch mit Perse-

phone verwechselt, und ist dann die Göttinn der nächtlichen Zauberei. Als solche hauset sie auf Scheidewegen und auf Gräbern. Auf Scheidewegen opferte man ihr, und zwar Hunde; in Athen setzten die Reichen am Neumondstage allerlei Speisen an die Scheidewege, das Mahl der Hekate genannt, das die Armen dann verzehrten. Auch zur Versöhnung der Manen stellte man wohl Speisen auf die Scheidewege.

Hekate wird abgebildet als eine Frau mit drei Körpern, die mit dem Rücken an einander gewachsen sind; ihre sechs Hände tragen den Schlüssel des Todtenreiches, einen Dolch, eine Schlange, Fackeln, Stricke, Giftkräuter; auch stehen wohl Hunde neben ihr.

Die Nacht (Nyx).

Auch sie wurde als Göttinn gedacht, fuhr auf einem zweispännigen Wagen, und mit ihren schwarzen Flügeln beschattete sie die Erde. Auch trägt sie ein schwarzes Gewand, und hinter ihr sieht man die Sterne. Sie ist eine junge, aber ernste Frau. Man opferte ihr einen schwarzen Hahn.

Die Nacht hatte sehr viele Kinder. Alles, was den Menschen schrecklich, geheimnißvoll war, wurde ein Kind der Nacht genannt. Daher heissen die Parzen, das Fatum, die Nemesis, Eris, Ate, die Träume, der Schlaf, der Tod, der Momos, die Klage, der Kummer, der Hunger, das Alter, die Furcht, der Krieg und alle Leiden der Menschheit Kinder der Nacht. Von einigen dieser Gottheiten müssen wir noch besonders reden.

Nemesis war den Griechen die Göttinn der strafenden Gerechtigkeit. Die hocherhabene, reine, selige Göttinn sah alles, was auf Erden geschah, und beschränkte alles Unrecht. Da aber die Bosheit auf Erden zu groß wurde, verließ sie vor Unmuth die Erde, und kehrte zum Himmel zurück, doch rächet sie vom Himmel her alles Unrecht, welches auf Erden verübt wird. Abgebildet wird sie als eine ernste Frau mit einem weiten Gewande, das sie mit

dem wagerecht liegenden Vorderarm an die Brust drückt. In der Linken führt sie einen Zaum, eine Geissel, eine Wage, ein Schwert oder ein Füllhorn.

Eris, die Göttinn der Zwietracht, war anfangs ganz klein, aber schnell wuchs sie, so daß sie auf dem Erdboden stehend mit dem Haupte bald bis in die Wolken ragte. Was soll dies sagen? — Das Geschäft der Eris ist, Götter und Menschen zu entzweien; daher ist ihr Gesicht immer mit Blut bedeckt, ihr Haupt statt der Haare mit Schlangen umwunden, ihre Zähne knirschen ohne Aufhören, und in der Hand schwingt sie eine schreckliche Geissel. Hunger, Schlachten, Mord, Seuchen und alle Schmerzen sind Kinder der Eris.

Ate, die Göttinn der Unbesonnenheit, verleitete wohl selbst Götter zu dummen Streichen. Als sie einmal sogar den Zeus zu einer lächerlichen Prahlerei verleitet hatte, faßte dieser sie bei ihren goldenen Locken, schleuderte sie auf die Erde, und schwur, sie niemals wieder in die Götterversammlung aufzunehmen. Seitdem wandelt sie auf Erden umher, und verführt nun die Menschen zu Thorheiten. Zum Glück hat sie fromme Schwestern, Liten (Gebete) genannt, die ihr auf dem Fuße nachfolgen, und das von ihr angerichtete Uebel gleich wieder gut zu machen suchen. Zeus ist der Vater der Liten; wer sie verehrt, den beglücken sie, wer sie aber verachtet, dem erwirken sie Rache von ihrem Vater. Ihren Blick haben sie immer zum Himmel gerichtet. Eine liebliche Dichtung! Von den Liten haben die Litaneien den Namen.

Der Schlaf war bei den Griechen auch ein Gott, und hatte die Gestalt eines schönen, aber ernsten Jünglings. Er wohnte mit dem Tode zusammen in einem Palaste am Eingange des Tartarus. Gewöhnlich schläft er, von den Träumen umgaukelt, und vor seinem Schlafgemache stehen drei Wächter, die Ruhe, die Trägheit und die Vergessenheit, damit nichts seine Ruhe störe. Auch wohnt der Schlaf wohl auf der Insel der

Träume; auf dieser Insel steht eine Stadt, nur von Träumen bewohnt, welche die sonderbarsten Gestalten haben. Auf dem Markte der Stadt stehen die Tempel der Nacht und des Hohnes, der Wahrheit und des Betruges. Die Mauer der Stadt hat die Farben des Regenbogens, und vier Thore führen aus ihnen, die Träume durch die ganze Welt zu bringen. Zwei Thore führen zum Hafen, wo zahllose Schiffe bereit liegen, die Träume sogar über alle Meere zu bringen. Die zwei anderen Thore führen zu dem festen Lande, dem Felde der — Trägheit; eins ist von Eisen, eines von Thon. Ein dichter Wald von hohen Mohnpflanzen umgibt die Stadt, in diesem Walde flattern zahllose Nachteulen und Fledermäuse, und neben der Stadt fließt der Strom der Vergessenheit.

Den Tod stellten die Griechen nicht als einen Knochenmann, sondern als einen schönen Jüngling vor, der in der Rechten eine verlöschende Fackel umkehrt, und in der Linken einen Kranz, auch wohl einen Schmetterling hält, oder auf einen Schmetterling, der zu seinen Füßen sitzt, mit Ernst hinabschaut. Der Schmetterling ist das Sinnbild der Verwandlung. Der Tod war der Bruder des Schlafes. Weit unfreundlicher stellt den Tod ein gewisser griechischer Dichter vor, nämlich als ein Ungeheuer, das Städte davon trägt, dessen Schatten ein großes Feld verdunkelt, das seinen Rachen aufsperrt, die Zähne fletschet, die blutigen Krallen nach seinen Schlachtopfern ausstreckt, ein Schwert schrecklich schwingt, und ein flatterndes schwarzes Haar umgibt sein Haupt.

Momus, der Gott des Tadels, bespöttelte alles, was Götter und Menschen thaten. Nur ein Beispiel davon! Einmal wetteten Athene, Hephaistos und Poseidon, wer von ihnen das Nützlichste hervorbrächte, und Momus sollte Richter seyn. Athene schuf ein Haus, Hephaistos einen Menschen, Poseidon einen Ochsen. Aber Momus? Dieser sagte, das Haus tauge nichts, weil es sich nicht drehen lasse, damit man einen bösen Nachbar mit einem guten vertauschen könne — und der Mensch

tauge nichts, weil er kein Fenster in der Brust habe, damit man ihm in's Herz sehen könne — und der Ochs tauge nichts, weil er seine Hörner an dem Kopfe und nicht an der Brust habe, da er in der Brust doch die größte Stoßkraft besitze.

Anmerk. Die Völker Italiens hatten noch besondere Gottheiten. Mehrere derselben werden später vorkommen, einige wollen wir gleich hier anführen.

Vertumnus war der Gott des Herbstes. Seine Attribute sind Kornähren und Fruchtzweige, ein Gartenmesser u. s. w. Seine Frau war Pomona, die Göttinn des Obstes, die ein Fruchtkörbchen trägt, oder sitzend Obst auf dem Schooße hat.

Flora war die Göttinn der Blumen, trägt Blumen in der Hand und im Haar, und Zephyr, der sanfte westliche Abendwind, der die Blumen freundlich umgaukelt, wird ihr Bräutigam genannt.

Faunus, ein alter Gott Italiens, hatte zur Gemahlinn Fauna, und die Kinder der beiden hießen auch Faunen. Eltern und Kinder wurden fast so vorgestellt, wie der griechische Pan, nämlich mit einem Bocksgesichte, mit Hörnern, spitzigen Ohren, Schwänzen; doch kennt man die Faunen immer an ihren Ziegenfüßen. Oft werden die Faunen mit den Satyrn verwechselt, die aber in der Regel keine Ziegenfüße haben. Die Faunen werden als sehr muthwillig beschrieben, z. B. daß sie Wanderer in Wäldern gern durch plötzliches Erscheinen erschreckten. Die Landleute Italiens opferten dem Faunus ein Böckchen, auch ausgegossenen Wein und Weihrauch, und der Pflugstier hatte Ruhe an seinem Feste.

Silvanus war der Waldgott in Italien, mit Faunus also nahe verwandt. In der Hand hält er einen Baumzweig, anzudeuten,

daß er öde Gegenden mit Bäumen bepflanze. Er hat Ziegenfüße, das Haupt mit einem Fichtenkranze umwunden, in der einen Hand eine Sichel, in der andern einen Baumzweig. Die abergläubischen Römer glaubten, daß des Nachts oft seine rohe Stimme aus dem Walde schalle. Die römischen Bauern opferten ihm Tauben, Milch, Mehl, Speck, Wein, besonders damit er die Wölfe von ihren Heerden verscheuche.

Terminus, der Gott der Gränzen, hütete das Stadtgebiet der Römer, damit kein Feind es überschritte. Ein Gränzstein, auf welchem ein Kopf stand, war das einfache Bild des Gottes. Am 21ten Februar feierten die Leute, deren Felder aneinander stießen, das Fest des Terminus: an der Gränze ihrer Aecker errichteten sie einen Altar von Rasen, opferten einen Bock oder ein Schwein, Weihrauch und die Erstlinge der Früchte, und aßen lustig ein Opfermahl. Auf ähnliche Weise feierten die römischen Obrigkeiten an der Gränze ihres Stadtgebiets das Fest des Terminus mit den obrigkeitlichen Personen der angränzenden Völkerschaften, selbst dann, als diese Völker von den Römern schon überwunden waren.

Occasio, d. h. die Gelegenheit, war auch den Römern eine beliebte Göttinn. Mit den Fußspitzen steht sie auf einer Kugel, an den Knöcheln hat sie Flügel; die Haare ihres Vorderhauptes flattern, ihr Hinterkopf aber ist kahl. Die Deutung ist leicht. Die Gelegenheit ist flüchtig und geht schnell vorüber; ist sie da, so muß man sie ergreifen; ist sie aber vorüber, so haschet man vergebens nach ihr. — Auch die Griechen kannten die Occasio, aber nicht als Göttinn, sondern als Gott.

§. 37.

Die Götter unter den Menschen.

Oft stiegen die Götter zu den Sterblichen hernieder, gaben ihnen Rath und Geschenke, oder bestraften sie auch. Apollo weidete einst die Heerden des thessalischen Königs Admet, Ares focht im Kriege selbst mit, und sogar Zeus, der Götterkönig, legte oft die hohe Gestalt ab, und trat verstellt unter die Menschenkinder.

Durch das Ländchen Phrygien in Kleinasien zogen einst Zeus und Hermes, beide als Wanderer verkleidet. Sie wollten die Gastfreundlichkeit der Inwohner prüfen, und klopften an alle Thüren an, aber keiner wollte sie einlassen. Endlich ersahen sie noch eine Hütte, von einem Ehepaare bewohnt, das in Armuth zufrieden lebte. Die Götter mußten sich ziemlich bücken, um durch die niedrige Thür zu kommen; kaum aber waren sie drinnen, so reichte ihnen der alte Philemon seinen ärmlichen Sessel, und Frau Baucis breitete eine wollene Decke darüber. Dann eilt sie zum Heerde, bläst Feuer an, setzt einen Kessel darüber, und kocht ein grünes Gemüse, wie's hinten im Gärtchen wuchs. Philemon langt ihr dazu mit der Ofengabel eine Speckseite aus dem Schornsteine. Die Fremden bekommen, nach morgenländischer Sitte, Wasser zum Fußbade, dann rückt Frau Baucis den dreibeinigen Tisch in die Mitte, und legt, weil er wackelt, ein Scherbchen unter. Als nun die kärgliche Mahlzeit verzehrt wird, bemerken Philemon und Baucis mit Erstaunen, daß sich die Schüssel und die hölzernen Becher immer wieder füllen. Da ahnen sie die Gegenwart der Götter, und zweifelhaft, welche Ehre sie ihnen erzeigen sollen, beschließen sie, ihre einzige Gans zu opfern. Aber indem sie dieselbe greifen wollen, und Frau Baucis sich bückt, und Vater Philemon die Hände ausstreckt, flüchtet sich das Thier unter den Schemmel des Zeus, der es in seinen Schutz nimmt, und das Opfern

verhindert. Ja, sagte er aufstehend, wir sind Götter; kommet mit auf jenen Hügel, und seyd Zeugen von dem Schicksal eurer ungefälligen Nachbarn. Sie gingen hinaus, und augenblicklich schwemmte eine wilde Fluth die Häuser alle weg, nur Philemons Hütte blieb, und verwandelte sich in einen prächtigen Tempel. Erbittet euch eine Gnade, ihr guten Leute! sprach Zeus. Laß uns — antworteten sie — in deinem neuen Tempel deine Priester seyn, und am Ende unsers Lebens beide zugleich aus der Welt gehen.

Zeus segnete sie. Die guten Alten blieben noch lange im Heiligthum, das vormals ihre Hütte war; und als sie einmal beide vor dem Eingange knieten, sieh, da schossen aus ihren Häuptern grüne Zweige hervor, ihre Füße wurzelten in den Boden, sie wurden hohe schattige Bäume, Philemon eine Eiche, Baucis eine Linde, und indem sie die Verwandlung fühlten, riefen sie sich freundlich zu: Lebe wohl, mein Philemon! — Lebe wohl, meine Baucis! —

§. 38.

Perseus.

Von Hypermnestra, einer der Danaiden, und ihrem Gemahle Lynceus stammte ein Enkel, Akrisius mit Namen. Diesem ward geweissagt, der künftige Sohn seiner Tochter Danaë werde ihn tödten. Daher beschloß Akrisius, seine Tochter nie zu vermählen, sondern sperrte sie in einen Thurm. Aber sieh! Zeus kam zu ihr durchs Dach in Gestalt eines goldenen Regens, vermählte sich mit ihr, und sie gebar den göttlichen Perseus. Der erzürnte Vater packte Mutter und Kind in einen Kasten, und warf denselben ins Meer. Aber die Nereiden hielten den Kasten immer über dem Wasser, und trieben ihn nach der Insel Seriphos, wo der König Polydektes den Beiden eine freundliche Aufnahme gewährte.

Als Perseus erwachsen war, zog er auf Abentheuer aus. Dazu gab ihm Pluto seinen unsichtbar machenden Helm, Hermes seine Flügelschuhe, Hephaistos ein Sichelschwert von Diamant, und Athene einen Schild von hellpolirtem Stahl zum Spiegel. Nun war das erste Abentheuer des Helden ein Ungeheuer auf Corsika, Namens Medusa, des Königs Phrocis Tochter, deren gräßliches Gesicht mit giftigen Schlangen umflochten war, zur Strafe, weil sie einmal in Pallas Tempel gelacht hatte. Ihr Anblick verwandelte jeden in Stein. Perseus fand das schreckliche Weib schlafend, und sah sie nur im blanken Stahle seines Schildes. Dann trat er abgewendet hinzu, Athene führte ihm den Arm, und das Schlangenhaupt fiel durch einen Sichelhieb zu Boden. Er nahm es mit, und da die Gorgonen, Schwestern der Medusa, ihn verfolgten, so flog er durch die Lüfte, machte sich unsichtbar durch seinen Helm, und zog nach Afrika, wo ein König Atlas die schönen hesperischen Gärten besaß. Perseus wollte diese besehen, Atlas hielt ihn zurück. Da holte jener seinen Medusenkopf hervor, und der starrende Atlas ward zum Gebirge, das hinführo das Himmelsgewölbe tragen mußte.

Nun ging Perseus nach Phönizien. Hier sah er eine Jungfrau Andromeda für ein Vergehen ihrer Mutter Cassiope gegen die Meergöttinnen Nereiden, die sie an Schönheit zu übertreffen meinte, an einen Felsen geschmiedet, und in Gefahr, von einem Ungeheuer verschlungen zu werden. Hastig stürzt der Held herbei, überwältigt das Unthier, und befreiet die Andromeda. Während des Kampfes mit dem Unthier lag das Medusenhaupt am Boden, und versteinerte alle Gewächse, die es berührte, und die vom Blute des getödteten Scheusals schon geröthet waren. Samen von diesen Gewächsen streuten die Nereiden ins Meer, und es entstanden die — Korallen. Andromeda aber weihete sich dem Perseus zur Gattinn, ungeachtet vorher ein gewisser Phineus um

sie geworben hatte. Plötzlich am Vermählungsfeste dringt Phineus mit bewaffneten Männern in den Saal, und stürzt auf den Perseus los. Dieser bittet seine Freunde, ihre Gesichter zu verhüllen, und nun holt er sein Medusenhaupt hervor, dessen Anblick den Phineus und alle übrigen Feinde versteinert, den Saal zu verzieren.

Hierauf kam er mit seiner Gemahlinn nach der Insel Seriphus zu dem Könige Polydektes, wo seine Mutter wohnte. Dieser thörichte Fürst kam auf den unartigen Argwohn, Perseus könne ihn villeicht umbringen, um sich zum Herrn seiner kleinen Insel zu machen. Es hielt es daher für das Sicherste, den gefährlichen Helden aus dem Wege zu räumen. Dieser bedauerte den kleinlichen Wahn des Mannes, und da es sein Erzieher war, so hätte er seiner gern geschont; aber Polydektes war wie rasend, und ruhete nicht eher, als bis ein Blick auf das Medusenhaupt ihn zum Felsen verwandelt hatte.

Da erfuhr Perseus, daß sein Großvater Akrisius von dessen Bruder Prötus seines Königreiches beraubt sey. Mancher würde gedacht haben: Das ist ihm recht! Aber Perseus kannte keine Schadenfreude: er machte sich auf, kam in seines Großvaters Land, schlug den Prötus hinaus, gab dem Akrisius seine königliche Würde wieder, und sagte: „Sieh mich an! Ich bin dein verstoßener Enkel Perseus, und hier steht meine Mutter Danae."

Wie schämte sich nun Akrisius! Tausendmal bat er um Vergebung, und freuete sich, einen so starken Enkel zu haben. Aber leider dauerte es nicht lange. Akrisius sah gern den geschickten Leibesübungen seines starken Enkels zu. Einmal wollte dieser mit der metallenen Wurfscheibe einen rechten Wurf thun, aber sie flog ihm seitwärts aus der Hand, und erschlug den alten Mann.

Nun wurde Perseus schwermüthig, und schalt sich einen Vatermörder. In Argos wurde ihm das Leben zur Last, und um sich zu zerstreuen, erbauete er die neue Stadt Mycene.

Bei seinem Tode widmete er sein Medusenhaupt der Athene, die es auf ihren Schild heften ließ, und so wird sie noch gewöhnlich mit der Aegide abgebildet. Dem Perseus und der Andromeda widmeten die Alten zwei Sternbilder am Himmel, die noch jetzt ihren Namen führen. Perseus hinterließ drei Söhne, Sthenelus, Alceus und Electrion. Von diesen wissen die Dichter wieder allerlei Mährchen zu erzählen.

§. 39.

Herkules.

König Alceus von Mycene hinterließ einen Sohn Amphitryon, der sich mit seiner Base Alkmene, seines Oheims Electrion Tochter, vermählte. Zeus beschloß, diesem Paare einen Göttersohn zu geben, der alle seine Nachbarn beherrschen sollte, und kündigte dies in der Götterversammlung feierlich an. Zu dieser Plauderhaftigkeit hatte ihn Ate verleitet.

Das war der Here gar nicht recht. Indessen, Zeus hatte seine Versicherung beim Styx beschworen, was wollte sie machen? Sie stieg heimlich zur Erde hernieder, verspätete die Geburt des verheissenen Helden, und ließ geschwind an dem nämlichen Tage dem Könige Sthenelus in Argos einen Sohn, Namens Eurystheus, geboren werden.

Nun glaubte sie den Zeus recht angeführt zu haben, und kam am Abend spät auf den Olymp zurück. Nun ist — sprach sie zum Zeus — der Held schon geboren, der die Argiver beherrschen soll. Es ist Eurystheus, Sohn des Stenelus, auch aus des Perseus Geschlechte.

Wie ärgerte sich Zeus! Alkmenens Sohn wurde nun zwar auch geboren — der berühmte Herkules — aber Zeus konnte seinen Schwur nicht zurücknehmen, und durch diesen Schwur war nun unglücklicher Weise die verheissene Macht einem ganz Unrechten zugewendet, und sein lieber Herkules

diesem unwürdigen Eurystheus zur Dienstbarkeit unterworfen.

Als Herkules geboren war, da legte ihn seine Mutter in einen Schild, und setzte ihn auf die Erde. Here, unversöhnlich ergrimmt über den Knaben, schickte ihm zwei Schlangen an seine eherne Wiege, aber er erwürgte sie beide mit seinen kleinen Händen.

Je mehr nun Here den Herkules haßte, desto mehr nahm Zeus sich seiner an. Er ließ ihn von würdigen Männern, den Centauren, erziehen, und der Knabe lernte Musik und Heilkunde, und ward in allen kriegerischen Künsten geübt.

Als er herangewachsen war, weidete er die Heerden seines Vaters Amphitryon auf dem Gebirge Kithäron. Hier verlor er sich einmal in tiefes Nachdenken. Ich gehe bald, dachte er, mich in Gefahren zu stürzen, und meine Tapferkeit unaufhörlich zu üben. Wäre es nicht besser, mein Leben in angenehmem Müssiggange hinzubringen, sinnliche Freuden zu erjagen, so viel ich kann, und meine angebornen Götterkräfte ruhen zu lassen? Trägheit ist doch weit angenehmer, als Arbeit, und lieblicher ist's, unter lustigen Brüdern beim Weine zu jubeln, als in der mörderischen Schlacht ungerechte Feinde aus dem Vaterlande zu verjagen. — In diesen Gedanken kam Herkules an einen Scheideweg. Er setzte sich nieder, und sieh, zwei Erscheinungen traten vor ihn hin. Ich bin, sprach die eine, die Lust. Ich verspreche dir, Jüngling, eine Jugend voll Freude und Müssiggang, aber ein unrühmliches und kraftloses Alter, wenn du mir auf diesem Wege folgen willst. — Und wohin führt dieser andere Weg? fragte der Jüngling. Das ist mein Weg — erwiderte die andere Erscheinung — ich heisse die Tugend. Hier wirst du wenig Ruheplätze finden, denn ich lege meinen Freunden Enthaltsamkeit, Arbeit und mühevolle Tage auf, aber endlich führe ich sie zum Ruhme und zur Unsterblichkeit. — Deinen Weg will ich gehen, rief Herkules entschlossen;

immerhin mag er mühevoll seyn, wenn er mich nur zur Unsterblichkeit führt.

Er ging weiter, und noch auf dem Kithäron erschlug er einen Löwen, und bald darauf stand er einem Könige gegen einen Feind bei, und erhielt dessen Tochter zur Ehe. Aber Here, die ihm noch immer gram war, hauchte ihm einmal Wuth ein, und so erschlug er sein Weib und seine acht Kinder. Da verfolgten ihn die Furien, und er fragte die Götter, wie er ihrer los werden könne. Sie sagten ihm, er solle zum Eurystheus gehen, und alles thun, was derselbe ihm sagen werde.

Herkules kam also zum Eurystheus, und fand einen stolzen Tyrannen an ihm, der ihm zwölf gefährliche Arbeiten auftrug, um ihn zu vernichten.

§. 40.

Die zwölf Arbeiten des Herkules.

1. Der Nemeische Löwe.

Im Walde von Nemea, einer Stadt im Peloponnes, wo Herkules die Heerden des Eurystheus hüten mußte, wühtete ein schrecklicher Löwe. Der König trug seinem Hirten auf, das Thier zu tödten. Herkules, ohne Furcht, nahm Köcher und Bogen, und machte sich eine Keule aus einem jungen Oelbaume, dessen behauene knotige Wurzel das schwere Ende der Keule ausmachte. So wartete er hinter den Gebüschen einen halben Tag auf das Thier. Endlich kam es, und Herkules schoß ihm aus aller Kraft einen Pfeil gegen die Brust, der aber wie von einer Wand abprallte. Beim zweiten Schusse erblickte der Löwe den Helden, und that einen entsetzlichen Sprung gegen ihn; aber Herkules schlug ihn im Springen mit seiner Keule vor den Kopf, daß derselbe auf einen Augenblick betäubt lag. Indessen sprang Herkules hinter ihn, trat mit seinen Fersen die Hinterkrallen des Thieres nieder, umkniff ihn mit den Knien, und würgte ihm mit den starken Händen die Kehle zusammen, bis er erstickt war. Dann zog er ihm die Haut ab, hängte sie

sich als ein Siegeszeichen um, die Keule in seiner Rechten, und so wird er noch jetzt gewöhnlich abgebildet.

2. Die lernäische Schlange.

In dem Sumpfe von Lerna bei Argos hielt sich eine fünfzigköpfige Schlange auf, die Eurystheus dem Herkulus zu erlegen befahl. Dieser ging hin, und nahm einen Freund, Jolaus, mit. Auf jeden Hieb flog ein Kopf herunter, aber ach! aus dem hervorströmenden Blute wuchsen immer zwei neue Köpfe, und Herkules ermattete schon, als Jolaus ihm zu Hülfe kam, indem er einen ganzen Wald anzündete, und nach jedem Hiebe des Herkules mit Feuerbränden die Wunde zubrennte, ehe noch aus dem Blute neue Köpfe hervorschossen. Da schickte dem Helden seine Feindinn Here einen Seekrebs, der ihn von hinten in die Beine zwicken mußte, wenn er kämpfte, damit er sich umwendete. Aber auch diesen Angriff hielt der Sohn des Donnergottes muthig aus; er grub nach langem Kampfe das letzte Haupt, das unsterblich war, tief in die Erde, und wälzte einen ungeheuren Stein darüber.

3. Der erymanthische Eber.

Ein ungeheurer Eber aus dem erymanthischen Gebirge verwüstete die Fluren Arkadiens. Dem Eurystheus war dies erwünscht, um den Herkules zu einer neuen gefährlichen Unternehmung auszuschicken. Aber dem Ueberwinder des Löwen und des Drachen war es ein Leichtes, den Eber zu fangen, indem er ihn in tiefen Schnee trieb. Er brachte ihn gebunden dem Eurystheus, der vor Schrecken über den bloßen Anblick sich in ein Faß verkroch.

4. Der Hirsch der Artemis.

Ein schöner Hirsch mit goldenem Geweihe, der Jagdgöttinn heilig, ließ sich auf dem Gebirge Mänalus in Arkadien sehen, und jeder wünschte ihn zu haben. Eurystheus schickte den Herkules hin, ihn

lebendig zu fangen. Ein ganzes Jahr lang verfolgte der rasche Held seine Spur, fing ihn endlich in einem Dickicht, und brachte ihn dem Könige auf seinen Schultern.

5. Die Stymphaliden.

Eine Art gräßlicher verheerender Vögel hielt sich am stymphalischen See in Arkadien an unzugänglichen Orten auf. Sie hatten eherne Flügel, Schnäbel und Krallen, und konnten ihre eisernen Federn wie Pfeile abschnellen. Eurystheus Eigensinn wollte auch diese Vögel bekämpft und ausgerottet wissen, und Herkules mußte also auch mit den Luftbewohnern streiten. Athene sagt die Fabel, schenkte ihm dazu eine eherne Pauke, durch deren Geräusch er die Vögel aus ihrem Sumpfe aufjagte. So wie sich nun einer nach dem andern in die Luft erhob, erschoß er sie mit seinen Pfeilen.

6. Das Wehrgehenk der Amazonenköniginn.

Die Dichter erzählen von einem Volke, das bloß aus furchtbaren kriegerischen Weibern bestand, die sie Amazonen nennen. Sie wohnten im Lande der Scythen. Ihre Königinn Hippolyta hatte vom Kriegsgotte selbst ein kostbares Wehrgehenk zum Geschenke erhalten, und dieses zu erbeuten sollte die sechste Aufgabe für Herkules Heldenmuth seyn. Er ging, und nahm den Theseus, einen jüngern Helden, mit. Hippolyta gab das Wehrgehenk dem Herkules freiwillig, indem sie seinen Heldenmuth bewunderte, und begleitete ihn sogar ans Schiff. Da meinten die andern Amazonen Hippolyta wolle mit ihm entfliehen, und fielen über ihn her. Herkules jagte sie aus einander, und die Hippolyta schlug er aus Argwohn todt.

7. Der Stall des Augias (— — v).

Augias, ein König in Elis, das links neben Arkadien lag, hieß ein Sohn der Sonne, und war wegen der vielen Heerden, die er besaß, einer der reichsten Fürsten seiner Zeit. In seinen Ställen

standen 3000 Rinder, und diese Ställe waren seit 30 Jahren nicht gereinigt worden. Das wäre nun ein gutes Stück Arbeit für ein paar hundert rüstige Knechte und Viehmägde gewesen; Eurystheus indessen, der dem Herkules doch gern wieder etwas zu thun geben wollte, schickte den Helden hin, die schwere und schmutzige Arbeit in wenigen Tagen zu vollenden. In wenigen Tagen? — sagte Augias — das wird schwer halten, dächte ich. — Laß mich nur machen, sprach Herkules. — Höre, Freund, versetzte der König, fegst du mir all den Unflath in drei Tagen weg, hier in den Fluß Alpheus (— — ᴗ) hinein, so schenke ich dir den zehnten Theil meiner Heerden. Was that nun Zeus Heldensohn? Er leitete nicht den Koth in den Fluß, sondern umgekehrt den Fluß in den Koth, und schwemmte so in einem Tage die ganze Masse weg. Am Abend kam Augias, und erstaunte. Nun, Freund, sagte Herkules, wo ist der zehnte Theil eurer Heerden? Ach, lieber Mann, antwortete der König, das war nur mein Scherz. Ich dachte nicht, daß ein Mensch im Stande wäre, mit solcher starken Ausräumung so geschwind fertig zu werden. Ich bin euch zwar sehr verbunden für eure Bemühung, aber aus dem zehnten Theile kann nichts werden. — Was? schrie Herkules, du willst dein Wort zurücknehmen? — Ach nein doch, nein, schrie Augias, und lief fort. Er holte aber nicht die Heerden, sondern einen Haufen Knechte, die mit Knütteln und andern Instrumenten auf den Stallfeger losgingen. Aber wie flogen sie von der Seite, als Herkules seine Keule spielen ließ! Augias, der sich auch heran machte, bekam bei der Gelegenheit einen Schlag ans Ohr, daß er todt liegen blieb. Da machte Herkules den jungen Phyleus, des Augias Sohn, der edler, als sein Vater, dachte, zum Könige, bekam von ihm den versprochenen Lohn, und trieb die Heerde fort. Von diesen wohlerworbenen Schätzen erbauete er bei Olympia dem Zeus einen Tempel, und stiftete daselbst dem olympischen Zeus zu Ehren die olympischen Spiele, die nachher beschrieben werden sollen.

8. Der kretische Stier.

Poseidon, der Meersgott, der auf die Bewohner der Insel Kreta zürnte, schickte ihnen einen wüthenden Stier, welcher Feuer aus der Nase blies, und das Land umher verwüstete, ohne daß ihn jemand anzugreifen wagte. Kaum hatte Eurystheus dies vernommen, so befahl er dem Herkules, diesen Stier lebendig zu fangen. Der Held unternahm die Reise und die Gefahr, und brachte das Thier auf seinen Schultern nach Mycene.

9. Die Rosse des Diomedes.

Diomedes, ein König in Thrazien, den man für einen Sohn des Kriegesgottes Ares hielt, besaß vier feuerspeiende Rosse, die er mit Menschenfleische sättigte, indem er ihnen die Fremdlinge, die er auffing, selbst zur Speise vorwarf. Da das Gerücht von dieser Grausamkeit überall erscholl, so befahl Eurystheus dem Herkules, ihm diese Rosse zu bringen. Herkules ging hin, warf zuerst zur gerechten Strafe den Diomedes selbst seinen Thieren vor, und brachte diese hierauf seinem Herrn.

10. Der dreiköpfige Geryon.

Aus dem Blute der Medusa erwuchs nicht nur der Pegasus, wie schon oben gesagt, sondern auch Chrysaor, d. h. Goldschwert, weil er mit einem Schwerte in der Hand geboren wurde. Chrysaor hatte einen ungeheuer großen Sohn, Geryon mit Namen, der drei Leiber, drei Köpfe, sechs Hände, sechs Beine und zwei Flügel hatte, und am Ende der Welt (in Spanien) treffliche Heerden von Rindern besaß, die sein Enkel, der Riese Eurytion, und der zweiköpfige Hund Orthros bewachten. Eurystheus befahl dem Herkules, die Rinder ihm zu schaffen. Herkules trat die weite Reise an, erschlug den Hirten, den Hund und den Riesen, und trieb die Ochsen der Länge nach durch Europa, bis nach Mycene.

11. Die goldenen Aepfel der Hesperiden.

Man sang von drei fabelhaften Jungfrauen, Töchtern des Atlas und der Nacht, die fern an den Ufern des atlantischen Meeres einen schönen Garten hätten, worin die Bäume goldene Aepfel trügen. Schon Perseus hatte sie gesehen. Die drei Jungfrauen, Hesperiden genannt, ließen den Eingang zu ihrem Garten durch einen Drachen behüten. Herkules wußte den Garten nicht zu finden, da Eurysteus ihm befahl, die Aepfel zu holen, doch traf er unterweges den Atlas, und dieser versprach sie ihm zu schaffen, wenn er für ihn nur so lange den Himmel tragen wollte. Herkules nahm die Bürde auf, Atlas holte auch wirklich die goldenen Aepfel, aber nun wollte er den Himmel nicht wieder aufnehmen. Herkules bat ihn, er möge sich nur so lange wieder unterstellen, bis er sich ein Kissen für seine wunde Schulter geholt habe. Atlas ließ sich dazu bereden, und Herkules ging mit seinen Aepfeln davon, und kam dem Atlas nicht wieder. Eurystheus gab ihm die Aepfel zurück, er aber schenkte sie der Athene, und diese stellte sie den Hesperiden wieder zu.

12. Der Höllenhund Cerberus.

Noch war es dem Helden aufbehalten, dem Tode in seinem eigenen Gebiete zu trotzen. Eurystheus verlangte nämlich von ihm, in die Unterwelt hinabzusteigen, und den Höllenhund Cerberus den Wächter an Pluto's Thore, heraufzuziehen. Er stieg daher bei dem Vorgebirge Tänaros im Peloponnes in die weite Höhle hinab, die zu der Behausung der Schatten führt. Er zwang den Charon, ihn über den Styx zu fahren. Da erblickte er die ihm wohlbekannten Helden, den Theseus und Pirithous, an Felsen geschmiedet. Sie hatten die vermessene That gewagt, Persephone aus der Unterwelt befreien und dem Könige des Schattenreiches entreissen zu wollen, und nun war ihnen die Rückkehr auf immer untersagt. Dennoch gelang es dem Herkules, den Theseus

zu befreien; den andern Helden hielt des Hades ganze Macht zurück. Cerberus floh bis zu des Ais Palaste, aber hier ergriff ihn Herkules, und brachte ihn siegreich auf die Oberwelt. Der erschrockene Eurystheus ertrug den Anblick nicht; auch dem schwarzen dreiköpfigen Ungeheuer war es eine Qual, das Licht der Oberwelt zu schauen. Der Held entließ ihn daher bald, und die Schreckensgestalt stieg wieder zur Unterwelt hinab. Aus dem Geifer, den der Mund des Ungethüms auf die Erde fallen ließ, wuchs eine Giftpflanze, nämlich der Eisenhut.

Des Herkules Arbeiten waren nun vollbracht, aber dennoch gab ihm Eurystheus sein väterliches Reich nicht heraus, er mußte sich immer in der weiten Welt umhertreiben.

§. 41.

Noch andere Thaten des Herkules.

Die erzählten zwölf Arbeiten verrichtete der Held alle auf fremden Befehl; aber wer ein rechter Mann ist, der thut auch noch nebenbei viel Großes und Gutes, das ihm nicht befohlen wird. So rettete Herkules, wie vor ihm Perseus, bei Troja eine angeschmiedete Jungfrau, Hesione, erdrückte in Lybien einen mörderischen Riesen Antäus, der auf der Erde (seiner Mutter) unüberwindlich war, hoch in der Luft, machte in Aegypten die Wege sicher, indem er den grausamen König Busiris, der allen Durchreisenden mörderisch auflauerte, sammt seinen Söhnen erschlug, riß bei Spanien Europa und Afrika von einander, indem er das mittelländische Meer in das atlantische leitete, und an beiden Seiten der Meerenge thürmte er zwei Felsen auf, Kalpe und Abyla, zum Andenken des äussersten Zieles seiner Wanderungen, welche noch die späte Nachwelt die Säulen des Herkules nannte — an der jetzigen Straße von Gibraltar. Herkules half selbst den Göttern, z. B. gegen die Giganten, deren zwei er erschoß. Aber auch gegen die

Götter focht er. Als er zum Geryon reisete, und Helios ihm auf den Scheitel brennte, schoß er zornig einige Pfeile gegen den Sonnengott, und dieser ward so bange, daß er ihm sogar zur Versöhnung seinen Becher lieh. Herkules fuhr in diesem Becher über das Meer, und einige Pfeile reichten hin, auch den Poseidon zu bestimmen, alle Stürme ruhen zu lassen. Den Apollo zwang Herkules einmal zum Weissagen, indem er ihm seinen Dreifuß wegnahm.

Rührend ist das Mährchen von Admet und Alceste. Der erstere, ein König in Thessalien, wurde krank, und ein Orakel sagte, er könne nicht genesen, wenn nicht jemand sich freiwillig für ihn dem Tode weihete. Sein treues Weib Alceste that dies heimlich, und bat die Götter der Unterwelt, sie statt seiner hinwegzunehmen. Sie ward erhört: Krankheit befiel sie, und je kränker sie ward, desto mehr besserte sich Admet. Als dieser endlich völlig hergestellt war, verschied die treue Gemahlinn. Wenige Tage nach ihrer Bestattung kehrte Herkules auf einem seiner Züge bei dem Admet als Gastfreund ein. Wirthshäuser gab es damals noch nicht, ein Reisender übernachtete daher, bei wem er wollte, wenn er auch den Herrn des Hauses, auf welches er stieß, nie gesehen hatte. Dieser nahm ihn auch unbedenklich auf, gab ihm Essen, Trinken, Nachtlager und ein Abschiedsgeschenk, und fragte nicht einmal, wer er sey, aus Furcht, es möchte zufällig ein Feind der Familie seyn, an dem er doch eigentlich Rache nehmen müßte. Ihre Namen sagten sich daher die Gastfreunde gewöhnlich erst späterhin bei näherer Bekanntschaft, und diese schöne Sitte der Gastfreundschaft ward so allgemein von den frühern Griechen in Ehren gehalten, daß der für einen Nichtswürdigen galt, der den Bittenden nicht aufnehmen, oder ihm gar etwas zu Leide thun wollte. Admet nahm daher den ihm unbekannten Helden liebreich auf, und verbarg seine Trauer vor ihm, um ihn nicht auch zu betrüben. Wie fein und edel! Aber endlich erfuhr Herkules doch alles, und gerührt von Admets gerech-

tem Schmerze stieg er zum zweiten Male ins Schattenreich hinab, und holte ihm seine geliebte Alceste wieder. Welche Freude! Welch ein Wiedersehen!

§. 42.
Herkules letzte Schicksale.

Wir sehen im Herkules ein hohes Bild von Muth und Kraft, aber zugleich einen Mann, der ein unbezwingliches Schicksal gegen sich hat, unter dem er nicht selten erliegt. Oft riß ihn, sagen die Dichter, eine Raserei, von der feindseligen Here eingehaucht, zu großen Ungerechtigkeiten hin, einmal erschlug er ja in solchem Grimme sein erstes Weib und seine acht Kinder. So entschuldigen viele schlechte Menschen ihre Schandthaten durch Eingebungen böser Geister.

Nun kam er zum Könige Oeneus in Aetolien. Dieser hatte eine Tochter Dejanira, die Herkules zum Weibe begehrte. Aber er hörte, daß sie schon dem Flußgotte Achelous verlobt war. Was that der Held? Er ging dem Bräutigam entgegen, überwand ihn im Zweikampfe, und führte die Braut mit sich fort. Er kam mit ihr an einen Fluß, an welchem ein Riese, Nessus, wohnte. Hier wollte er sich's einmal bequem machen, und befahl dem Riesen, ihm seine Dejanira auf dem Rücken durch den Strom zu tragen. Nessus gehorchte, doch als er mit seiner Bürde hinüber war, gedachte er mit ihr davon zu laufen. Dejanira schrie laut um Hülfe, und augenblicklich spannte Herkules seinen Bogen, legte einen Pfeil darauf, an welchem noch giftiges Blut der lernäischen Schlange klebte, und durchschoß den Räuber damit. Dieser gab sterbend der Dejanira ein Fläschlein von seinem herausströmenden nun auch vergifteten Blute, und sagte ihr dabei, wenn Herkules einmal wieder nach seiner Art in der weiten Welt umherstreifte, und sie ihm ein Gewand, mit diesem Blute bestrichen, zuschickte, so würde er, sobald er selbes anlegte, auf immer wieder zurückkehren.

Herkules ging wirklich bald nachher wieder auf

Thaten aus, und blieb lange fort, ohne daß Dejanira etwas von ihm vernahm. Er saß nun in Oichalia auf der Insel Euböa beim Könige Eurytos, dessen Tochter Jole (⏑—⏑) er zur Frau begehrte. Eurytos wunderte sich nicht wenig, weil er zu Hause noch ein Weib hätte, und schlug daher dem Herkules seine Tochter ab.

Und nun seht, wozu Wuth den Göttersohn verleitet! Er bedachte nicht, daß Eurytos ein vernünftiger, rechtschaffener Mann war — er bedachte nicht, daß er von diesem Manne gastlich aufgenommen war — er ging zornig und auf Rache sinnend hinaus, trieb bei Nacht des Königs Pferde weg, setzte sich auf eine Felsenspitze, und als am Morgen der Sohn des Königs die Pferde suchte, und zu ihm heraufkam, stieß er ihn vom Felsen hinunter, daß er den Hals brach.

Aber das ließen die Götter nicht unbestraft. Sie schickten ihm eine schwere Krankheit, und als er sie befragte, wie er genesen könne, so hieß es, er müsse dann drei Jahre Sklave seyn. Herkules war zufrieden, und Merkur erhielt den Auftrag, ihn zu verkaufen. Dieser brachte ihn nach Lydien; hier kaufte ihn die Königinn Omphale, zog ihm Weiberkleider an, und ließ ihn unter ihren Mägden am Rokken spinnen. Leider machte diese Strafe ihn nicht besser; denn als die Zeit seiner Dienstbarkeit verflossen war, suchte er den Eurytos wieder auf, forderte dessen Tochter mit Gewalt, und da er sie nicht erhielt, zerstörte er dessen kleine Stadt, erschlug den Eurytos, machte die Jole zur Gefangenen, und schickte sie seiner Dejanira als Sclavinn zum Geschenke. Wie freute sich das treue Weib, als sie nach langen Jahren wieder etwas von ihrem tapfern Gemahle erfuhr, aber wie erschrak sie bald darauf, als ihr Jole die schrecklichen Thaten seiner Raserei erzählte! Sie befürchtete, Herkules möchte sich endlich ganz vergessen, und glaubte, es wäre nun die Zeit, das Mittel zu versuchen, welches einst der sterbende Riese ihr gelehrt hatte.

Sie nahm des todten Nessus lange verwahrtes Blut, und färbte damit ein köstliches Unterkleid, welches sie einem treuen Diener, Lichas, versiegelt gab, um es dem Herkules zu bringen. Sage meinem Gemahle, sprach sie, er möge es anlegen, wenn er an einem festlichen Tage schön geschmückt den Göttern opfern will.

Eben war der Held nach dem ungerechten Siege über seinen Gastfreund Eurytos auf dem Vorgebirge Kenaion in der Insel Euböa angekommen, und errichtete zum Danke für diesen Sieg dem Zeus Altäre. Als er die Opferthiere zu schlachten im Begriff war, kam Lichas mit Dejanirens unglücklichem Geschenk an. Dank dir, braves Weib! rief Herkules freudig aus, indem er sogleich das Kleid als einen festlichen Schmuck anlegte, und die Flamme von den Altären zum Himmel lodern ließ. Aber ach! plötzlich klebte das Gewand wie angeleimt an seiner Haut, schmerzliche Zuckungen fuhren ihm durch alle Glieder; es war das Gift der Schlange, die er selbst erlegt hatte, welches nun sein Innerstes brennend verzehrte. Er rief den unglücklichen Lichas, der ihm das Kleid gebracht hatte, und schleuderte ihn gegen einen Felsen, an welchem dessen Schädel zerschmettert ward. Mitten in seinen Qualen ließ Herkules sich nach Trachina bringen. Hier half ihm Hyllus, einer seiner Söhne, auf den Berg Oeta, wo der Held sich lebendig verbrennte. Sein Gefährte Philoktetes erbte von ihm seine Waffen. Die arme Dejanira nahm sich vor Verzweiflung selbst das Leben. Das Schattenbild des Herkules sank zur Unterwelt nieder, sein Göttliches stieg in die Versammlung der Götter zum Olymp empor. Here war versöhnt, und Hebe ward nach des Schicksals Schlusse dem neuen Gotte vermählt. Auf Erden errichteten ihm die spätern Griechen Tempel und Altäre, ehrten sein Andenken, als eines Helden, der zuerst das Land von Ungeheuern und Räubern gereinigt hatte, und schwuren bei ihm.

§ 43.

Kastor und Pollux.

Leda die Gemahlinn des spartanischen Königs Tyndareus, wurde einmal, wie die Fabel sagt, vom Zeus in der Gestalt eines Schwans mit zwei großen Eiern beschenkt. In jedem der beiden Eier war ein Knabe und ein Mädchen eingeschlossen, in dem einen Pollux und Helena, in dem andern Kastor und Klytemnestra. Alle vier sind in der Folge sehr berühmt geworden.

Kastor und Pollux hielten ihr ganzes Leben hindurch als treue Brüder unzertrennlich zusammen, und machten sich ein Geschäft daraus, das Land zu durchziehen, und auf ihren Zügen ungerechte Menschen zu bestrafen, Unterdrückte zu rächen, wilde Thiere zu erlegen, und überall Sicherheit und Ruhe zu stiften. Kastor war sterblich, Pollux aber unsterblich geboren. Als Kastor nun einmal im Kampfe erschlagen wurde, bat Pollux in seinem Schmerze den Zeus, ihm auch das Leben zu nehmen, oder zu erlauben, daß er mit dem geliebten Bruder seine Unsterblichkeit theilen dürfte. Zeus gewährte die Bitte, und Pollux stieg nun mit seinem Bruder den einen Tag in's Schattenreich hinab, um sich des andern Tages im Olymp mit ihm des Lebens zu erfreuen. Beide Brüder heissen auch die Dioskuren, und wurden von Seefahrern im Sturme um Hülfe angerufen. Auch hat das Sternbild der Zwillinge im Thierkreise von ihnen den Namen.

§. 44.

Orpheus und Eurydice.

Orpheus, ein Fürst in Thrazien, war nicht bloß ein feuriger Held, sondern auch ein so lieblicher Sänger, daß man ihm die Muse Kalliope zur Mutter andichtete, und von ihm erzählte, daß von seinem Gesange wilde Thiere besänftigt, und Flüsse in ihrem Laufe aufgehalten worden, ja daß Felsen

und Bäume sich heranbewegt hätten, um den himmlischen Tönen zu horchen. Die holde Eurydice war seine Gemahlinn. Aber ach! ihr war kein langes Leben bestimmt. Einst tanzte sie in einem grasreichen Thale an den Ufern des Hebrus, im Kreise ihrer Gespielinnen am Feste einer Göttinn; da stach eine verborgene Natter sie in den Fuß, und die junge Königinn mußte sterben. Rührende Klage ertönte nun von Orpheus Cither und Lippen; wer ihn hörte, jammerte mit ihm. So durchzog er Gebirge und Thäler, bis er an den Eingang der Unterwelt kam. Hier stieg er singend hinab, und den rührenden Sänger ließen Charon und Cerberus ehrerbietig vorüber. Alle Schatten blickten ihn mitleidig an, und Hades, überwältigt von der Macht der Tonkunst, sprach: Kehre zurück, du treuer Gemahl, deine Eurydice soll dir folgen; doch hüte dich, daß du auf dem Wege nicht nach ihr umsiehst, denn sobald du nur den Blick nach ihr wendest auf dem schmalen Pfade, wird sie dir sogleich wieder entschwinden.

Orpheus versprach Gehorsam, und ging voran; Eurydice folgte mit leisem Tritte. Sie stiegen ängstlich den langen Pfad hinan, aber das Licht der Oberwelt wollte noch immer nicht dämmern. Der liebliche Sänger rief oft den süßen Namen aus, und hörte oft den seinigen wiederholen. Da erfüllte ein unwiderstehliches Verlangen, sie zu sehen, sein Herz: er streckte die Hand aus, er wandte den Blick um — hinabgezogen ward plötzlich die schöne Gestalt, und aus dumpfer Tiefe hörte er noch ihren Abschiedsgruß: Lebe wohl, mein Orpheus! herauftönen.

Von dieser Zeit an erfüllte Schwermuth sein Gemüth, und er floh die Menschen und ihre Freuden. Das erbitterte die Mänaden gegen ihn, die trunkenen Verehrerinnen des Bacchus, welche mit Pauken und Pfeifen und Thyrsusstäben jubelnd umherzogen. Einst kam ein solcher wilder Schwarm an den Hügel, auf welchem Orpheus klagend mit seiner Cither saß. Mit rasendem Grimme pack-

ten ihn die Weiber, und rissen ihn in Stücke. Sein Schatten schwebte schnell in den Hades hinab, um mit der zweimal verlorenen Gemahlinn nun auf ewig vereinigt zu werden.

§. 45.

Pandion (— — ᴗ), Philomele und Prokne.

Wir haben schon früher vom athenischen Könige Cekrops gehört. Unter seinen Nachfolgern ist Pandion berühmt. Dieser hatte zwei Töchter, Philomele und Prokne. Seine jüngste Tochter Prokne vermählte er dem Könige Tereus in Thrazien, die älteste behielt er zu Hause, sein Alter zu erfreuen. Als Tereus schon fünf Jahre vermählt war, reisete er einmal nach Athen, und seine Gemahlinn Prokne bat ihn, doch auch ihre Schwester Philomele mitzubringen, welche sie so lange nicht gesehen habe. Vater Pandion hatte nichts dagegen. Unterweges kam aber Tereus auf den schändlichen Gedanken, die Philomele zur Gemahlinn zu nehmen. Als diese aber solches verabscheute, sperrte er sie auf einer abgelegenen Burg ein, und zur Prokne sagte er, Philomele sey auf der Reise gestorben. Lange trauerte Philomele in ihrem Kerker, webte ihre Geschichte in ein kunstvolles Gewand, und ein treuer Diener stellte solches der Prokne zu. Prokne suchte nun ihre Schwester auf, fand sie, und nahm sie heimlich in den Palast ihres Gemahls. Und nun kochten die beiden Schwestern Rache: sie schlachteten des Tereus und der Prokne zartes Söhnlein Atys, und setzten das Fleisch dem Tereus zur Speise vor. Als dieser gegessen hatte, traten sie auf und entdeckten ihm alles in wilder Wuth. Tereus, von Entsetzen und Rache erfüllt, greift zum Geschoß, die schrecklichen Schwestern zu tödten, aber das geschieht nicht, beide fliegen in Vögel verwandelt davon, Philomele als Nachtigall, Prokne als Schwalbe, und Tereus steht da als ein garstiger Wiedehopf.

§. 46.

Theseus.

Der Vater dieses Fürsten war der athenische König Aegeus, und seine Mutter Aethra war eine Fürstentochter aus Trözene. In dieser Stadt ward der junge Theseus erzogen, und hier wirkte der Ruf von Herkules tapfern Thaten in seiner feurigen Brust eine nicht zu stillende Unruhe. Die Räuber kamen wieder zum Vorschein, die Ungeheuer verließen ihre Wälder, und Herkules war fern in Lydien am Rocken der Omphale. Welch eine Aufforderung für den Jüngling, in Griechenland seine Stelle zu vertreten!

Noch wußte er nicht, wer sein Vater war, bis ihm seine Mutter das Geheimniß entdeckte. Sie führte ihn zugleich an einen ungeheuern Stein, unter welchem einst sein Vater sein Schwert und seine Schuhe verborgen hatte, mit dem Befehle, beides seinem Sohne zu geben, wenn dieser stark genug wäre, das Felsenstück wegzuwälzen. Für Theseus Riesenstärke war das eine leichte Arbeit. Er umgürtete sich mit seines Vaters Schwerte, und begab sich auf den Weg nach Athen. Vergebens wollte ihm seine Mutter ein Schiff ausrüsten — der Weg zu Lande, der durch dicke Wälder und unsichere Gegenden ging, war ihm lieber; denn hier hoffte er, wie Herkules, recht viele Räuber erschlagen, reissende Thiere erlegen, und so das Land sicher machen zu können.

In der That fehlte es auf dieser Reise nicht an Abentheuern. Noch im Peloponnes wohnte ein Räuber, Namens Periphetes, der bei seiner Riesenstärke bloß mit einer Keule bewaffnet alle Reisenden anfiel. Als er sich nun aber auch an den Theseus wagte, schlug dieser ihn mit dem väterlichen Schwerte zu Boden, und trug nachher beständig zum Andenken seines ersten Sieges die Keule des Periphetes.

Auf dem schmalen Erdstriche von Korinth, den man den Isthmus nannte, traf er einen noch

grausameren Mörder, den Sinnis, an. Dieser Barbar bog zwei Fichten, die über hundert Schritte von einander abstanden, mit ihren Spitzen an einander, band dann an jede Spitze einen Fuß des Fremden, der bei seiner Wohnung vorbeikam, ließ dann die schlanken Fichten los, so daß diese in die Luft schnellten, und den armen Angebundenen zerrissen. Dies machte dem Unmenschen das größte Vergnügen. Aber er fand am Theseus seinen Mann, ward von ihm überwunden, und darauf von seinen eigenen Fichten zerrissen.

Unweit Megara hausete ein ähnlicher Unhold Namens Skiron, der die Wanderer von einem hohen Felsen ins Meer stürzte. Auch diesen bestrafte Theseus mit der nämlichen Todesart, die der Barbar so vielen Unglücklichen angethan hatte. Kurz vorher hatte der Held auch eine wüthende wilde Sau erlegt, welche die Aecker lange verwüstet hatte, und für Menschen und Vieh ein Schrecken gewesen war.

Der abscheulichste Bösewicht endlich, von welchem damals die Menschen erzählten, war Damastes in der Landschaft Eleusis, den man wegen der besondern Grausamkeit, mit welcher er die Fremden behandelte, Prokrustes oder den Ausdehner nannte. Er hatte nämlich zwei eiserne Bettgestelle zum Lager für die Reisenden, ein langes und ein kurzes. Nun legte er die kleinen Personen in das lange Bett, und dehnte mit festen Stricken und einer ungeheuren Gewalt ihre Körper bis zu der Länge des Bettes aus; die langen Personen aber legte er in das kurze, und was über die Länge des Bettes reichte, das hieb er mit dem Beile von ihren Füßen ab. Es war dem Theseus aufbehalten, die Welt von diesem Unthiere zu befreien; er ließ ihn erst die von ihm selbst erfundene Marter dulden, und als er nun keine Füße mehr hatte, stieß ihm der Held das Schwert ins Herz.

Als nun endlich Theseus in Athen anlangte, erkannte ihn Aegeus an dem Schwerte und an

den Schuhen für seinen Sohn, und nahm ihn mit Freuden auf. Bald darauf eilte er zu den Feldern von Marathon, welche seit mehreren Jahren ein wüthender Stier verheerte. Diesen griff er an, bemächtigte sich seiner, und zeigte ihn in Ketten den Athenern, welche eben so sehr über den Sieg erstaunten, als sie sich bei dem Kampfe entsetzt hatten.

§. 47.

Der Minotaurus in Kreta.

Bald hatten die Athener Gelegenheit, die Großmuth und Tapferkeit ihres jungen Helden noch mehr zu bewundern. Minos, ein ehrwürdiger Herrscher auf der Insel Kreta, hatte vor einigen Jahren seinen tapfern Sohn Androgeos nach Athen geschickt, und dieser war daselbst schändlich ermordet worden. Dafür überzog der Alte die Stadt mit Krieg, und zwang sie, alle 9 Jahre 7 Jünglinge und 7 Jungfrauen auf seine Insel zu schicken. Diese wurden in ein finsteres unterirdisches Labyrinth mit langen und krummen Irrgängen geworfen, in dessen äusserster Höhle ein Ungeheuer, Minotaurus genannt, halb Mensch und halb Ochs, lauerte, und die armen Eingesperrten zerriß. Die Zeit, den schrecklichen Menschentribut nach Kreta zu senden, kam nun zum dritten male heran. Väter und Mütter jammerten, die Jünglinge und Jungfrauen versammelten sich weinend, und die Schlachtopfer wurden aus ihnen durchs Loos gewählt. Da trat Theseus unter sie, und tröstete sie mit dem Versprechen, dies sollte das letzte mal seyn, daß Athen dem Minos Sclaven schickte. Er sprang hierauf selbst in eins der Schiffe, und bot sich freiwillig zum Opfer dar.

Als die übersandten Opfer in Kreta angekommen waren, wurden sie dem Minos vorgestellt, dessen Tochter Ariadne sogleich auf den Theseus mitleidige Blicke warf. Daß ein so edel scheinender Jüngling das traurige Schicksal im Labyrinthe mit seinen Gefährten theilen sollte, jammerte

sie sehr. Sie suchte daher Gelegenheit, ihn heimlich zu sprechen; er entdeckte ihr seine Absicht, den Minotaurus zu erlegen, und sie gab ihm allerlei Rathschläge dazu, zuletzt auch einen Knäuel, dessen Faden er vorn am Eingange wohl befestigen, und immer in der Hand ablaufen lassen sollte.

So stieg der Held mit seinen Gefährten in die unterirdische Wölbung nieder, bis er an den Aufenthalt des Ungeheuers kam, das er nach vielen Streichen glücklich besiegte.

Aber nun war alles finster um ihn her in der Höhle. Durch ein Gewirr von sich durchkreuzenden Irrgängen hatte er sich weit vom Ausgange entfernt; seine Gefährten zitterten. Aber an Ariadnens Faden fand sich der Held ohne Mühe heraus, und zog die Uebrigen nach sich. Minos ehrte die That, hörte auf, von den Athenern Tribut zu fordern, und Theseus kehrte als Befreier seines Vaterlandes zurück. Schlecht genug nahm er auch Ariadne in sein Schiff, welche ihren Vater treulos verließ. Auf der Insel Naxos aber erschien ihm Bacchus im Schlafe, und befahl ihm, die Prinzessinn fahren zu lassen, wenn ihm sein Leben lieb wäre. Theseus gehorchte, und segelte noch in der Nacht weiter. Ariadne, die sich am andern Morgen auf der wüsten Insel allein sah, stürzte sich verzweifelnd ins Meer.

Auf der Insel Delos bezahlte Theseus dem Apollo seine Gelübde, und stiftete hier zugleich zum Andenken seines Sieges ein jährliches Fest, die Theorien genannt. Mit der größten Sorgfalt wiederholten die Athener noch lange nachher dies heilige Gelübde. Auf demselben Schiffe, welches den Theseus nach Delos getragen hatte, schickten sie alle Jahre Abgeordnete, mit Oelzweigen bekränzt, nach der nämlichen Insel, die dem Apollo daselbst Opfer brachten; und während der Zeit, daß dies heilige Schiff unterweges war, durfte in Athen kein Verbrecher hingerichtet werden. Wohl 1000 Jahre lang ward des Theseus Schiff, oft ausgeflickt, noch erhalten.

Theseus hatte seinem Vater versprochen, bei einer glücklichen Rückkehr die schwarzen Segel seines Schiffes mit weißen zu vertauschen. Aber er vergaß darauf. Lange harrte der bekümmerte Aegeus nun auf einem Thurm am Gestade, und sah auf das weite Meer hin seinem Sohne entgegen. Endlich erblickt er das Schiff, noch mit schwarzen Segeln, glaubt seinen Sohn todt, und stürzt sich verzweifelnd in die Fluthen. Von ihm wurde es nun das ägeische Meer benannt.

§. 48.
Theseus als Staatsmann.

Theseus wurde nun König der Landschaft Attika, deren Hauptstadt Athen in der Folge so berühmt geworden ist. Theseus beredete alle kleinern Städte des Ländchens, Athen als die Hauptstadt anzuerkennen, und sich einer ordentlichen Regierung zu unterwerfen. Das ganze Volk ward nunmehr in drei Hauptklassen abgetheilt, in Vornehme, Ackersleute und Handwerker, und es wurden allgemeine Volksversammlungen eingeführt, von denen Gesetze gegeben und Beschlüsse gefaßt wurden. Die Besorgung der religiösen Gebräuche übernahmen die Priester, die nur aus dem höchsten Stande gewählt wurden, und dadurch noch mehr Würde und Ansehen erhielten. Jeder Bürger konnte über die Regierung öffentlich mitsprechen, und Theseus galt als König nicht viel, ausser daß er sich im Kriege die Anführerstelle vorbehielt.

Die Baukunst, welche schon mit Cecrops und seinen Gefährten aus Aegypten nach Attika gekommen war, kann zu Theseus Zeiten nicht mehr ganz unbedeutend gewesen seyn. Theseus vergrößerte die Stadt Athen, ließ Gerichtssäle für die Obrigkeiten bauen, und lockte dadurch viele Fremde herbei, die sich daselbst niederließen. Auf der korinthischen Landenge (Isthmus), welche Attika von der Halbinsel Peloponnes schied, errichtete er eine Gränzsäule, und stiftete neben diesem Denk-

male die isthmischen Spiele, als eine Nachahmung der olympischen Spiele, welche Herkules unlängst angeordnet hatte.

§. 49.

Theseus und Pirithous.

Theseus hätte nun glücklich seyn können: er genoß der Verehrung, die gerechte und edelmüthige Heldenthaten verdienen; allein er war nicht groß genug, um das Werk seines Ruhmes zu vollenden. Er war der stillen friedlichen Ehrfurcht müde, die sein Volk ihm erwies, und die häuslichen Tugenden kannte er nicht. Sein Geist war unruhig, und als er von den neuen Thaten hörte, die der zurückkehrende Herkules in Griechenland vollführte, da hielt er sich nicht länger. Augenblicklich umgürtete er die kriegerischen Hüften wieder, verließ sein Volk und Vaterland, und suchte Abentheuer. Gleich auf den marathonischen Gefilden fand er den tapfern Pirithous, einen Fürstensohn aus Thessalien, der von geheimer Bewunderung zum Theseus hingerissen, ihn bat, mit ihm einen Freundschaftsbund zu machen. Sie wurden unzertrennliche Freunde und Waffenbrüder, und sannen gemeinschaftlich auf große Thaten.

Im Gefolge dieses Freundes, oft sogar in Herkules Gesellschaft, wohnte nun Theseus allen glänzenden Unternehmungen bei. Er siegte über die Amazonen, wie auch über die Centauren in Thessalien, die sich zuerst übten zu Pferde zu streiten, daher der Aberglaube entstand, sie wären halb Mensch und halb Pferd. Auch trat er der Jagd des kalidonischen Ebers bei, zu welcher Meleager, der Königssohn in Kalydon, alle Helden der Gegend einlud.

Uebermüthig durch so viele Siege, erlaubten sich die beiden Helden, Theseus und Pirithous, auch wohl unrühmliche Thaten. Einmal aber kamen sie sehr übel weg. Aidoneus, König in Epirus, hetzte gewaltige Hunde auf die ungezoge-

nen Gäste, und Pirithous wurde zerrissen. Theseus blieb zwar am Leben, mußte aber den Schimpf erdulden, in einen tiefen Kerker geworfen zu werden, aus welchem ihn eine geraume Zeit nachher Herkules wieder erlösete. Daher die Fabel, Herkules habe den Theseus aus dem Schattenreiche befreiet.

§. 50.
Theseus Rückkehr und Tod.

Er ging darauf mißmuthig in seine Staaten zurück. Die Athener, die das schimpfliche Schicksal ihres Königs schon erfahren hatten, nahmen ihn mit Verachtung auf, und ein allgemeines Murren entstand über einen Beherrscher, der die Sorge für sein Land aus der Acht ließ, um in fernen Ländern auf ungerechte Abentheuer auszugehen. Er fand auch ganz Attika in Unordnung, und Schimpf und Schande in seinem eigenen Hause. Vergebens suchte er sich wieder in Ansehen zu setzen: die Liebe gegen ihn war allgemein erloschen, und da er sich überall verachtet sah, so sprach er einen schrecklichen Fluch über Athen aus, und ging nach der Insel Skyros zum Könige Lykomedes, der ihn treuloser Weise, im Bündnisse mit Theseus Feinden, unter dem Vorwande, ihm die schönen Aussichten auf der Insel zu zeigen, von einem hohen Felsen hinabstürzte.

Nach seinem Tode vergaßen die Athener ihres Grolls, und dachten nur an seine guten Thaten. Sie ehrten sein Andenken auf mancherlei Art, bauten ihm Altäre und Kapellen, und versetzten ihn unter die Halbgötter.

§. 51.
Dädalus und Ikarus.

Beide sind weder Königs- noch Heldennamen. Dädalus, ein genievoller Mann in Athen, war der Erfinder steinerner Menschenbilder, an denen zuerst Hände und Füße abgesondert waren; daher

sagt die Fabel, er habe fortschreitende Statuen gebildet. Einen so geringen Anfang nahm die Bildhauerei, und doch ward der Künstler von ganz Griechenland bewundert, und sein Name wurde auch in der Ferne berühmt. Man fand die steinernen Bilder göttlich, man hielt ihn für einen Schöpfer himmlischer Gestalten.

Traurig ist es, wenn ein Künstler seinen Ruhm durch schändliche Gesinnungen und Thaten befleckt. Dädalus hatte einen Lehrling, Talos, der noch dazu sein Schwestersohn war. Dieser erfand die Säge und die Töpferscheibe, zwei so nützliche Werkzeuge, und — wer sollte es glauben? — der eifersüchtige Dädalus, fürchtend, daß sein Schüler ihn an Ruhm übertreffen werde, stürzte den erfinderischen Jüngling hinterrücks von einem jähen Felsen hinunter.

Diese That empörte mit Recht alle Athener. Der grausame Künstler ward zum Tode verurtheilt, und entfloh mit seinem Sohn Ikarus nach Kreta. Hier hieß ihn Minos das bekannte Labyrinth bauen, den Minotaurus einzusperren. Als aber Theseus dies Ungeheuer erlegt hatte, und Minos sich doch für seinen Sohn Androgeus, der ihm ermordet war, an den Athenern noch eine letzte Rache erlauben wollte, so sperrte er den Dädalus sammt seinem Sohne Ikarus in das Labyrinth. Da versuchte es der Künstler, sich durch seine Kunst zu retten. An einer Stelle im obern Gewölbe hatte er eine Oeffnung gelassen. Nun machte er sich und seinem Sohne Flügel von Wachs; durch Hülfe derselben flogen sie in die Höhe, und setzten sich in Freiheit. Ikarus, dem der kühne Flug behagte, hörte nicht auf des Vaters Warnung, flog höher und höher, bis der Sonne Strahlen seine Flügel schmelzten. Man sieht, wie wenig die Alten von der Naturlehre wußten. Plötzlich stürzte er hinunter ins Meer, das nach ihm noch lange den Namen des ikarischen behalten hat. Der Vater gelangte nach Sicilien, wo er eine gute Aufnahme fand, und viele Kunstwerke verfertigte.

§. 52.

Der Argonautenzug.

Eine wichtige Begebenheit, weil hier zuerst die griechischen Helden sich vereinigten, um etwas Großes auszuführen, da sie bisher nur einzeln auf Abentheuer ausgegangen waren.

Die Fabel sagt, ein thessalischer Fürstenknabe Phrixus und seine Schwester Helle, Kinder des Athamas, hätten eine böse Stiefmutter Ino gehabt; da sey den armen Kindern Nachts ihre verstorbene Mutter Nephele erschienen, und habe ihnen befohlen, an das Gestade des Meeres zu gehen, wo sie einen Bock finden würden: diesen sollten sie nur kühn besteigen, er würde sie in Sicherheit bringen. Die Kinder thaten es — der Widder hatte ein goldenes Fell und goldene Hörner, besaß Menschenverstand, konnte sprechen, schwimmen und fliegen, denn Poseidon hatte ihn geschaffen. Phrixus nahm seine Schwester vor sich, und so ritten sie auf dem Bocke — durchs Meer. Aber in der ersten Meerenge fiel Helle vom Widder, und ertrank; von ihr bekam die Meerenge den Namen Hellespont, Meer der Helle, jetzt Straße der Dardanellen. Phrixus erschrak, aber der Widder sprach ihm Muth ein: „Fürchte dich nicht, dir ist vom Schicksal Rettung beschieden". Phrixus gelangte nach Kolchis, an der Ostküste des schwarzen Meeres; und ward vom Könige Aietes, des Helios Sohn, freundlich empfangen. Der Widder aber sprach: „Jetzt schlachte mich, und hänge mein Fell in einem dem Ares heiligen Hain". Phrixus that dies, und der göttliche Theil des Thieres schwang sich zum Himmel, wo er noch als Sternbild des Widders im Thierkreise glänzt. Phrixus heirathete des Aietes Tochter, und nach seinem Tode verwahrte Aietes das goldene Widderfell, gewöhnlich das goldene Vließ genannt, wie einen theuren Schatz.

Lange nachher regierte in Thessalien Aeson, ein alter, kraftloser Mann. Zu diesem sprach sein Halbbruder Pelias: Bruder, dir wird das Regie-

ren schon zu schwer; laß mich arbeiten, bis dein Söhnchen Jason (⏑——) groß und stark geworden ist. Aeson ließ es geschehen. Jason wurde in die Centaurenschule geschickt, und dem Pelias kam das Regieren sehr hübsch vor. Als daher Jason groß war, und das väterliche Reich verlangte, meinte Pelias, der Vetter möchte durch eine Heldenthat sich erst Achtung erwerben, er könnte etwa das goldene Bließ aus Kolchis wiederholen. Jason, der die Arglist nicht merkte, war bereit dazu. Aber der Weg war weit, man mußte über das Meer, man mußte mit einem wilden Volke fechten — das war keine Arbeit für einen einzelnen Helden. Jason lud daher alle Fürstensöhne Griechenlandes, die mit ihm in der Centaurenschule gewesen waren, zu dieser Unternehmung ein, und selbst Herkules verschmähete es nicht, dabei zu seyn. Theseus und Pirithous, Kastor und Pollux, Admet, Peleus, Amphion, auch zwei Söhne des Boreas, die kleine Flügel an den Ohren hatten, der Sänger Orpheus, überhaupt 50 Heroen, nahmen an dem Zuge Theil. Der verständige Argos baue ihnen ein Schiff, dessen Kiel, weil er von einer Eiche aus dem heiligen Walde zu Dodona gemacht war, reden konnte. Das Schiff hieß von seinem Baumeister Argo, und die auf ihm fuhren, nannte man Argonauten oder Argofahrer. Als das Schiff zu Jolkos fertig war, wollte es nicht von der Stelle. Aber Orpheus griff in seine goldenen Saiten, da gab der redende Kiel entzückt Beifall, und trug das Schiff zu dem Meere. Die Helden sprangen hinein, und der fahrkundige Tiphys ergriff mit weiser Hand das Ruder. Noch an der thessalischen Küste, am Fuße des Pelion, legte man an, den weisesten Centauren Chiron zu besuchen, der auch des Gesanges nicht unkundig war. Er gab den Gästen seine schönsten Lieder zum Besten, und dann nöthigte er den Orpheus zum Gesange. Orpheus sang die Entstehung der Erde und Götter, und die Eichen und Felsen des Pelion rissen sich los, und kamen heran, seinem Gesange zu horchen, auch

die Raubvögel und das Wild des Waldes. Dann fuhr man weiter, und es erhob sich ein gräßlicher Sturm. Da thaten auf den Rath des Orpheus die Männer den Göttern zu Samothraze Gelübde, der Sturm schwieg, und auf den Häuptern der Dioskuren erschienen zwei Sterne. Man kam nach der Insel Lemnos, welche damals nur von Weibern bewohnt war, denn diese hatten einige Zeit vorher in der Raserei alle Männer ermordet. Ohne Gnade sollten die Argonauten auf Lemnos bleiben, und sie verweilten auch zwei Jahre dort, bis Orpheus sie ernstlich ihres höheren Zieles ermahnte. Sie gelangten nun nach Samothraze, entrichteten ihre Gelübde, und ließen sich in die dortigen Mysterien einweihen, was gegen Gefahren zur See gut seyn sollte.

Dann stiegen sie bei Troja ans Land. Hier verirrte sich der Jüngling Hylas, und als Herkules ihn aufsuchte, und beide zu lange ausblieben, fuhr man ohne sie weiter. Durch des Hellesponts tosende Wogen führte Athene die Männer ohne Gefahr. Dann kamen sie zur Stadt Kyzikos, wo der König Kyzikos ihnen ein Festmahl und gastliche Geschenke gab. Am Abend kamen wilde Männer, groß wie Bäume, von den Bergen herab, die Argonauten zu morden. Jason schlug sie alle nieder, leider aber auch den guten König Kyzikos, der sich näherte, das Mißverständniß aufzuklären. Als nun die Helden abfahren wollten, konnte keiner das Seil lösen, welches das Schiff ans Ufer band. Selbst Tiphys vermochte es nicht, und schlief endlich ein. Da erschien ihm Athene, und befahl ihm, den erschlagenen Kyzikos durch ein feierliches Begängniß zur Ruhe zu bringen, und auch der Rhea, der Schutzgöttinn des Landes, ein Sühnopfer zu veranstalten. Beides geschah am folgenden Tage, da lösete sich das Schiffstau von selbst, und bald kamen die Männer in der Bebryker Land. Hier hausete der feindselige König Amykos, der alle Reisenden zum Faustkampfe forderte. Pollux nahm es aber mit ihm auf, und schlug ihm

den Hirnschädel ein; die übrigen Bebryker wurden von den andern Argonauten niedergestreckt.

Von da kam man nach Salmydessa in das Land der Bithynier, welches König Phineus beherrschte. Dieser hatte früher seinen Kindern erster Ehe die Augen ausstechen lassen, verleitet von seiner zweiten Frau, und gegen den Willen der Götter den Menschen oft die Zukunft enthüllt, weil er weissagen konnte. Solcher Frevel wegen hatten die Götter ihn mit Blindheit geschlagen, und ihm die Harpien gesendet, welche ihm alle Speisen vor dem Munde wegaßen, oder sie ihm garstig besudelten, so daß der arme Mann immer Hunger litt. Die Söhne des Boreas verjagten aber jetzt die Harpien, und gaben seinen Söhnen die Augen wieder. Der dankbare Phineus gab von Salmydessa den Männern einen Wegweiser mit, damit sie ohne Noth durch die cyanäischen Felsen kämen. Diese standen im thrazischen Bosphorus (Meerenge von Constantinopel jetzt genannt), waren beweglich, und wurden von den Winden unaufhörlich gegen einander geklappt, so daß die durchfahrenden Schiffe vor ihnen fast immer zermalmt wurden. Als die Argonauten sich ihnen näherten, setzte sich ein Reiher auf die Segelstange der Argo, flog dann hindurch, aber seinen Schwanz stümpften doch die cyanäischen Felsen. Noch ließen die Männer auf des Phineus Rath eine Taube los, und ruderten ihr kräftig nach. Als nun auch Orpheus seine goldene Laute rührte, da gingen die Felsen von einander, standen vor Entzücken still, den lieblichen Tönen zu horchen, und fuhren von dieser Zeit an nie wieder zusammen. Die Argonauten konnten also ungehindert hindurchfahren, und landeten ohne besondere Vorfälle später einmal des Nachts im Flusse Phasis, im Lande Kolchis.

Jason trat kühn vor den König Aietes, und forderte das goldene Vließ zurück. Gut — antwortete dieser — du sollst es haben, wenn du zuvor drei Arbeiten verrichtest, die ich dir nennen werde. Zuerst habe ich in meinem Stalle ein Geschenk des

Hephaistos, zwei Stiere mit ehernen Beinen, die Flammen aus Maul und Nasenlöchern schnauben; mit diesen mußt du einen dem Ares geweihten noch nie durchfurchten Acker umpflügen. Zweitens habe ich hier ein Päckchen Drachenzähne, noch ein Geschenk vom wackern Kadmus aus Theben. Der hat einmal ein solches Ungeheuer erlegt, ihm alle Zähne ausgezogen, und die Hälfte davon auf Athenens Befehl in die Erde gesäet; da sind lauter geharnischte Männer daraus hervorgewachsen, die sich unter einander mit großem Spectakel todtgeschlagen haben, bis auf fünf, die dem Kadmus die Stadt Theben haben erbauen helfen. Hier ist das Restchen von den Zähnen; säe sie doch auch einmal so in die Erde, und wenn da wieder solche Art Leute herauskommt, so schlage sie alle todt, alle zusammen, hörst du? Ich werde von weitem zusehen. Drittens endlich, mein lieber Jason, habe ich das goldene Vließ einem noch lebenden Drachen zu verwahren gegeben, der natürlich Feuer speiet, so gut, wie einer. Machst du's auch mit dem noch aus, siehst du, so sollst du das Fell haben.

Ei, ei, ei, ei! dachte Jason, und sah seine guten Freunde an. Selbst Thesens schüttelte den Kopf, ob er gleich den Minotaur erlegt hatte. Er hatte doch wenigstens Ariadnens Rath und ihren langen Faden benutzen können. Indessen, auch Jason fand hier eine Ariadne: es war Medea, des Königs Tochter, die so viele arge Zauberkünste besaß, daß Jason allenfalls ohne Wehr und Waffen fertig werden konnte. Durch ihre verborgenen Kräfte machte sie den Helden unüberwindlich, gab ihm für die geharnischten Männer einen bezaubernden Stein, und für den Drachen ein giftiges Tränkchen.

Nun ging's aufs Feld des Ares hinaus. Wild und schnaubend stürzten die Stiere auf den Helden los; allein die Zauberkraft, die von ihm ausging, machte sie plötzlich zahm. Sie beugten willig ihren Nacken unter das Joch, ließen sich an den Pflug spannen, und halfen ihm auf dem Kriegsfelde die Furchen ziehen, worein er die Drachenzähne streute.

Augenblicklich keimte die Saat der geharnischten Männer empor, aber Jason warf Medeas Kieselstein unter sie, der ihre Herzen verhärtete, daß sie mit wechselseitiger Wuth sich selbst verstümmelten, und mit ihren Leichen den Boden deckten, aus dem sie kaum erst entsprossen waren.

Ehe noch der König und das Volk von seinem Erstaunen sich erholte, eilte Jason schon den Drachen einzuschläfern mit Medea's Gifttrank. Er tödtete das Unthier, und kehrte siegreich mit dem goldenen Vließe und mit seinen Gefährten in sein Schiff zurück. Heimlich in nächtlicher Stille verließ auch Medea ihres Vaters Haus, und setzte sich zu Jason in die Argo, die noch in derselben Nacht unter Segel ging.

Aietes vermißte seine Tochter, und hörte von ihrer Flucht. Er verfolgte die Argonauten mit seinen Schiffen, und Medea, die am Ausflusse der Donau die nahen Segel ihres Vaters erblickte, griff zu einem verzweifelten und abscheulichen Mittel, um sich vor seinem Zorne zu retten. Sie hatte ihren kleinen Bruder Absyrtos mitgenommen, diesen tödtete und zerstückelte sie, stellte Haupt und Hände auf einem hohen Felsen aus, und streute die übrigen Glieder am Gestade hie und da umher, damit durch diesen jammervollen Anblick des Vaters Sinn von der Tochter abgelenkt, und er genöthigt würde, bei dem Sammeln der zerstreuten Glieder seines Kindes zu verweilen. So gewannen die Fliehenden einen Vorsprung, und der Verfolger holte sie nicht mehr ein.

Weil der blinde Phineus den Argonauten gerathen hatte, einen andern Rückweg zu nehmen, so fuhren diese nun die Donau hinauf, und als die Argo nicht weiter voran wollte, nahmen die Helden selbe auf ihre Schultern, und trugen sie viele Tagreisen weit bis zum adriatischen Meere. Man denke sich ihre Arbeit! Aber als die Argo wieder flott wurde, da redete ihr Kiel also: „Nicht eher werdet ihr Männer des Vaterlandes Boden berühren, bis Jason und Medea vom Morde des Absyrtos gerei-

nigt und die Rachegöttinnen Erynnien versöhnt sind". Die Argonauten erblaßten, und fuhren weiter. Sie kamen zu den Makrobiern, d. h. lange Lebenden, die gar keine Lebenssorgen kennen, zu den Kimmeriern, die in einer ewigen Dunkelheit wohnen, und dann glitt die Argo durch den Acheron sogar in die Unterwelt hinab. Darauf sahen sie die Insel der Kirke (Circe), einer Zauberinn, Tochter des Helios und Schwester Aietes; diese wehrte ihnen die Landung, weil auf Medea noch der Fluch liege, doch ließ sie ihnen Nahrung reichen, und sagte ihnen, am heiligen Vorgebirge Malea (*v—v*) könne erst ihre Schuld gesühnt werden. Aber wo lag Malea? Das wußte keiner von ihnen. Auf gutes Glück fuhren sie weiter, und kamen bei den Sirenen vorbei, aber diese schadeten ihnen nicht, denn Orpheus griff in seine Saiten, und „mischte gefällige Zier des Gesanges", so daß die Sirenen, hingerissen und beschämt, ihres eigenen Gesanges vergaßen, und sich ins Meer stürzten.

Nach vielen andern Gefahren kamen die Argonauten nach Kreta, und der Riese Talos trat ihnen feindlich entgegen. Ihn belebte nur eine Ader, die der Länge nach durch seinen ganzen Körper ging, und unten mit einem ehernen Nagel zugesteckt war. Medea schläferte ihn durch ein Tränkchen ein, zog dann den Nagel heraus, und der Unhold blutete sich todt.

Bald darauf erreichten die Helden das heiß ersehnte Malea, Jason's und Medea's Schuld ward gesühnt, und ohne besonderes Mißgeschick landete ferner die Argo bei Jolkos. Jason weihete sie auf dem Isthmus dem Poseidon, und noch jetzt glänzt sie als Gestirn am südlichen Himmel. Der Name des goldenen Vließes aber lebt noch in zwei sehr vornehmen Ritterorden, welche der Kaiser von Oestreich und der König von Spanien verleihen.

§. 53.

Medea.

Der Argonautenzug war glücklich vollendet, und Jason hielt sich für den seligsten Menschen. Pelias gab ihm das Reich von Jolkos, und ein Weib hatte er gewonnen, die durch ihre Zauberei einer mächtigen Göttinn gleich kam. Nur eins schmerzte ihn, daß nämlich sein alter Vater Aeson bereits zu schwachsinnig war, um sein Glück recht mitzufühlen. Da sprach der gute Sohn zu seiner Medea: „Du kannst ja alles; kannst du meinen Vater nicht wieder jung machen? Nimm von meinen Jahren nur viele ab, und setzte sie ihm zu". — Nein, antwortete Medea; dir sollte ich das Leben abkürzen? Den Vater verjünge ich doch. — Als der Mond voll war, begann sie den Zauber. Erst legte sie den alten Aeson in einen festen Schlaf; dann kochte sie aus vielen tausend giftigen und geheimnißvollen Kräutern in der Geisterstunde junges Menschenblut, so kräftig, daß der Olivenast, mit dem sie den Saft im Topf umrührte, zum vollen Baum mit herrlichen Früchten erwuchs, und jeder Tropfen, der auf den Boden fiel, die schönsten Blumen erwachsen ließ. Dann schnitt sie dem Alten mit einem scharfen Messer die Gurgel durch, ließ das alte Blut aus allen Adern laufen, und füllte sie dann mit dem frischen, jugendlichen Blute. Nach einigen Minuten erwacht der alte Vater, ist jung wie einer unter 40 Jahren, und verwundert sich über sich selbst.

Keiner bewunderte dies mehr, als die Töchter des Pelias, der sich mit den Seinigen in einen entlegenen Palast zurückgezogen hatte. Als Medea sie einmal besuchte, baten sie dieselbe, doch auch ihren Vater Pelias zu verjüngen. Erst wollte Medea nicht, doch ließ sie sich einen alten Bock bringen, kochte ihre Mischung, warf den Bock in die siedende Flüssigkeit, und vor den Augen der Prinzessinnen sprang ein Lämmchen heraus, und lief blöckend munter umher. Nun standen die Töchter keinen Augenblick an, Medea dringender zu bitten, sie möge doch

ihren guten Vater Pelias auch so verjüngen. Medea kochte wie gewöhnlich, ihren Topf, schläferte den alten Pelias ein, und rief dann dessen Töchter herbei, ihrem Vater die Gurgel selbst zu zerschneiden, damit dessen altes Blut abfließe. Die Töchter thaten es mit Widerwillen, und der Vater jammerte laut, während er sich verblutete, über die Grausamkeit seiner geliebten Töchter (eine von ihnen war Alceste, nachherige Gemahlinn Admet's), aber die Töchter meinten, der Vater werde bald verjüngt vor ihnen stehen. Als er aber entseelt da lag, und Medea ihm die leeren Adern mit jungem Blute füllen sollte, da unterließ diese solches, und fuhr auf einem Drachenwagen durch die Lüfte davon.

Nach einer so gräßlichen That trug der brave Jason Bedenken, den Thron des Pelias zu besteigen, überließ ihn dem Sohne des ermordeten Pelias, Akastus genannt, und zog sich mit seiner Medea nach Korinth zurück. Hier lebte er mit ihr noch 10 Jahre, aber gar nicht in Liebe, denn wie konnte er eine so boshafte Seele nach näherer Bekanntschaft noch lieben? Weit mehr zog ihn Glauke, König Kreon's zu Korinth Tochter, an, die er auch heirathete, und Medea verstieß er. Medea schien ihr Schicksal mit Geduld zu tragen, und schenkte der Glauke sogar ein Hochzeitgewand. Aber kaum hatte Glauke das Kleid angelegt, so umgaben Flammen ihren ganzen Körper, und sie verbrannte lebendig. Dann trat Medea selbst wieder auf, ließ auf Kreon's Burg Feuer regnen, ermordete vor Jason's Augen seine und ihrer beiden Kinder, und fuhr dann auf ihrem feurigen Drachenwagen durch die Lüfte davon. Jason tödtete sich in Verzweiflung, Medea ließ sich in Athen sehen, heirathete den Aegeus, gebar ihm einen Sohn Medos, ward aber auch von Athen als Zauberinn vertrieben, und kehrte nach Kolchis zurück, wo sie ihren unterdessen entthronten Vater wieder in seine Herrschaft einsetzte, und mit ihm versöhnt starb. Me-

dos erbte seines Großvaters Reich, und von ihm bekam es den Namen Medien.

§. 54.
Die kalydonische Jagd.

Auf den Gefilden von Kalydon in Aetolien ließ sich um eben diese Zeit ein ungeheurer Eber sehen, der den Ackerbauern großen Schaden zufügte. Die Leute sagten — denn wir erzählen hier immer nur Dichtermährchen — der König Oineus sey selbst Schuld daran, denn ein wildes Thier sey ein Zeichen von der Artemis Zorn, und er hätte neulich bei einem Opfer, durch das er allen übrigen Göttern für den Wachsthum der Feldfrüchte gedankt habe, jener Göttinn vergessen.

Wir kennen den Oineus schon, er war ja Dejanira's Vater. Aber er hatte auch ein Paar Söhne, von denen der eine Meleager hieß. Als Meleager geboren war, brachten die Parzen ihm persöhnlich Gaben an seine Wiege. Klotho schenkte ihm Großmuth, Lachesis Tapferkeit, und Atropos sprach: „Meleager soll nicht eher sterben, bis der Feuerbrand, der hier im Feuer liegt, verbrannt ist". Schnell riß die Mutter Althea den Brand aus der Flamme, löschte ihn, und verschloß ihn sorgfältig in einen Kasten, weil an ihm das Leben des geliebten Kindes hing.

Als Meleager erwachsen war, erwachte in ihm die Tapferkeit, die Gabe der Lachesis, und er beschloß, auf den kalydonischen Eber Jagd zu machen. Zu dieser Parthie lud er fast alle Helden ein, welche die Fahrt auf der Argo mitgemacht hatten, aber auch noch andere, z. B. zwei Brüder seiner Mutter und Atalante, eine wilde Fürstentochter aus Arkadien. Aber keiner der Männer konnte den Eber treffen, mehrere wurden von ihm sogar getödtet. Vor den Dioskuren barg sich das Thier im Gebüsch, des Theseus Wurfspieß traf eine Eiche, des Jason einen Hund, nur Atalante traf ihm zuerst in den Kopf,

und nachher schoß Meleager ihn in den Rücken, daß es vollends liegen blieb, und steckte ihm dann den Wurfspieß in den Bauch, aber artig reichte er das abgezogene Fell sammt der Kopfhaut und den Hauern der Atalante als Siegeszeichen. Hierüber ergrimmten die Männer, die schon lange sich geschämt hatten, von einem Weibe übertroffen zu seyn. Am meisten tobten Meleager's Oheime, und rissen der Atalante den Preis wieder aus den Händen. Das litt Meleager nicht, und erstach in der Wuth seine Oheime, ihre Leichen trug man zur Königinn Althäa. Kaum hörte sie, daß der Mörder ihrer Brüder ihr eigener Sohn sey, so entstand in ihr ein großer Kampf, aber der Zorn über ihren Sohn siegte. Sie holte den lange verwahrten Feuerbrand aus dem Kasten, und warf ihn in die Glut. Aus dem Brande drangen Seufzer hervor, und ein inneres Feuer fängt an, Meleager zu verzehren, und so wie der Feuerbrand erlöscht, gibt er auch seinen Geist auf. Die Mutter Althäa verzweifelt, ersticht sich selbst. Meleager's Schwestern waren untröstlich über das harte Loos ihres Bruders, und wollten nicht von seinem Grabhügel weichen, bis Artemis sie endlich in klagende Perlhühner verwandelte.

§. 55.

Amphion.

Amphion, ein späterer Beherrscher von Theben, war, wie Orpheus, ein lieblicher Sänger. Durch die bezaubernde Ueberredung seines Gesanges ließen sich die rauhen Theber bewegen, ihre offene Stadt mit einer Mauer und sieben Thoren zu umschließen, und dies drückt die alte Dichtung so aus: des Sängers Melodien hätten Leben in die Steine gehaucht, sie wären herbeigekommen, seine lieblichen Töne zu hören, und hätten sich von selbst zu einer Mauer zusammengefügt.

§. 56.

Oedipus traurige Schicksale.

Die Griechen glaubten, einige Menschen wären vom Schicksal bestimmt, Böses zu thun, wenn sie auch nicht wollten, und die Götter rächten unvorsetzliche Vergehen. Darüber hatten sie unter andern folgende schauerliche Erzählung, die gewiß nicht halb wahr ist.

Lajus, ein König von Theben — heißt es — hatte von einem Orakel gehört, es würde ihm ein Sohn geboren werden, der einst seinen Vater ermorden, und dann seine Mutter heirathen würde.

Lajus bebte, und als ihm wirklich ein Knabe geboren ward, ließ er ihn in einen Wald tragen, damit er den wilden Thieren zur Beute würde. Aber hier fand ihn Phorbas, der Aufseher der Heerden des Königs Polybus von Korinth, und brachte ihn seiner Königinn Periböa, welche ihn aus Mitleid unter dem Namen Oedipus (geschwollener Fuß) erzog, da sie selbst keine Kinder hatte. Als er erwachsen war, hörte er, daß er nicht des Polybus Sohn sey, was er selbst jedoch nicht bezweifelte, und als er das Orakel in Delphi fragte, hörte er nur die Mahnung, sein Vaterland zu fliehen, damit er nicht an seinen Eltern zum Verbrecher würde.

Diese Antwort machte ihn nicht bestürzt, denn er war ja gleich zum Gehorsam entschlossen. Er verließ gefaßt Korinth, sein vermeintliches Vaterland, und beschloß nach Norden hin weit in die Welt hinein zu ziehen. Er ging, und kam bald ins thebische Gebiet. Hier begegnete ihm in einem Hohlwege ein Greis, der ihm mit stolzen Worten befahl, ihm auszuweichen. Das verdroß den Oedipus, und er wich nicht. Der Greis brauchte Gewalt, der Jüngling vertheidigte sich, und erschlug in diesem Kampfe — seinen Vater Lajus.

Um eben diese Zeit ängstigte die Theber ein geflügeltes Ungeheuer in Löwengestalt mit dem Ant-

litze einer Jungfrau, Sphinx genannt. Sie saß auf einem Felsen, und gab jedem Vorübergehenden ein Räthsel auf; wer das nicht errieth, den stürzte sie von dem Felsen hinab.

Es ward hierauf bekannt gemacht, daß derjenige Held, der das Land von diesem Schreckniße befreien würde, die verwittwete Königinn Jokaste zur Gemahlinn erhalten, und Beherrscher von Theben werden sollte. Oedipus machte sich auf, und die Sphinx gab ihm das Räthsel: Was ist das für ein Thier, das des Morgens auf vier, des Mittags auf zwei, und des Abends auf drei Beinen geht? — „Das ist der Mensch! — rief Oedipus — der kriecht als Kind am Morgen seines Lebens auf allen Vieren umher, als Mann am Mittage seines Alters geht er aufrecht, und wenn am Abend seiner Jahre die Kräfte ihn verlassen, so nimmt er den stützenden Stab als drittes Bein zu Hülfe". Die Sphinx stürzte sich vor Aerger über die getroffene Antwort nun selbst vom Felsen hinunter.

Oedipus zog siegreich in Theben ein. Er ward der Beherrscher des Volkes, denn die Königinn Jokaste wählte den Wohlthäter des Landes dankbar zu ihrem Gemahle. Wie konnte sie wissen, daß es ihr Sohn war? Aber bald kam eine verheerende Pest über das ganze Land. Man flehete zu den Göttern, die Strafe abzuwenden. Vergebens! Man fragte das Orakel, welcher Frevler Schuld an diesem schrecklichen Verhängnisse sey, und nun ward die gräßliche Geschichte offenbar. Oedipus in seiner Verzweiflung stach sich die Augen aus, und irrte als Bettler, von seiner Tochter Antigone geführt, bis an sein Ende in fremden Landen umher. Jokaste erwürgte sich selbst.

§. 57.

Die Kriege gegen Theben.

Nach Oedipus Tode kamen seine Söhne Eteokles und Polynices überein, jeder solle abwechselnd ein Jahr regieren. Eteokles machte den An-

fang, wollte aber nach Verlauf des Jahres den Thron nicht abstehen. Polynices wendete sich nun an den König Adrastes in Argos, der ihm seine Tochter zur Gemahlinn gab, und ihm mächtige Hülfe versprach. Sieben Helden rückten gegen das wohlbefestigte Theben an. Ihre Namen waren: Polynices, Adrastes, Tydeus, Amphiaraus, Kapaneus, Hippomedon und Parthenopäus. Daher heißt diese Unternehmung der Krieg der Sieben.

Als die Sieben bei Nemea im Peloponnes vorbeizogen, saß am Wege die schöne Hypsipyle, einst Fürstinn von Lemnos, von ihren Unterthanen aber verjagt, vom Könige Nemea's als Sclavinn erkauft, und dieser hatte sie zu seiner Kindermagd gemacht, und ihr seinen kleinen Archemoros anvertraut, mit der Weisung, das Kind dürfe nicht eher den Boden berühren, bis es gehen könne, solches hatte ein Orakel gesagt. Nun kamen die Sieben vorbei, und baten die Jungfrau, ihnen doch eine Quelle zu zeigen, ihren Durst zu löschen. Hypsipyle ging mit ihnen zum nächsten Born, um ihnen aber Wasser schöpfen zu können, legte sie den kleinen Archemoros in Gedanken auf einen hoch wachsenden Eppich. Gleich kam der Drache, der die Quelle hütete, und aß das Kind auf. Zwar tödteten die Sieben den Drachen, und baten auch für die gute Hypsipyle bei ihrem Herrscher um Nachsicht, aber doch warf dieser sie auf viele Jahre in den Kerker. Die Sieben aber stifteten dem kleinen Archemoros Leichenspiele, die alle drei Jahre erneuert wurden, und später die nemeischen Spiele genannt wurden.

Eteokles schloß sich mit den Seinigen in Theben ein, und alle sieben Helden, die es belagerten, waren nicht im Stande, ihn hinauszutreiben, weil sie sich zwar auf offenes Gefecht, aber nicht auf Eroberung fester Oerter verstanden. Schon waren auf beiden Seiten viele tapfere Streiter gefallen, und Kapaneus selbst stürzte bei einer Bestürmung der Stadt von einer Leiter herab, als Eteokles

und Polynices beschlossen, ihren Zwist mit einander allein im Zweikampfe auszumachen. Es ward angenommen, und ängstlich setzten sich beide Völker umher. Die beiden Fürsten stürzten auf einander, durchbohrten einander, und gaben beide zugleich den Geist auf. Man legte sie auf einen Scheiterhaufen, nach Sitte der Griechen, die ihre Todten verbrennten, und sieh! die Flamme theilte sich sogar, um nicht einmal die Asche der Brüder zu vermischen, so haßten sich diese noch im Tode!

Nun setzte ihr Oheim Kreon gegen die Belagerer den Krieg fort. Fast alle argischen Feldherren fielen; von den Sieben blieb nur Einer am Leben, Adrastes, welcher so geschwind entfloh, daß er nicht einmal seine Gebliebenen bestatten konnte. Kreon befahl auch in seiner Wuth, niemand sollte ihnen diese letzte Ehre erweisen, damit die Geister der Erschlagenen (so glaubte man) auch in der Unterwelt nicht Ruhe fänden. Aber das verdroß den edlen Theseus; er mischte sich aus freiem Antrieb in die Sache, und zwang den Kreon mit Gewalt, den weggezogenen Feinden ihre Todten auszuliefern.

Die Theber hatten gewonnen, denn die Sieben waren nicht mehr. Aber diese hatten Söhne hinterlassen, die nach zehn Jahren aufstanden, und die Niederlage ihrer Väter rächten. Dieser Krieg wird der Krieg der Nachkommen genannt. Nun verloren die Theber, sie mußten sogar ihre Stadt der Plünderung überlassen, und alle den Bettelstab ergreifen. So etwas war in jenen Zeiten nicht selten.

Thersander, des Polynices Sohn, ergriff die Herrschaft von Theben wieder, lebte aber auch nicht lange. Ueberhaupt waltete schweres Unglück über dem Reiche, so lange Oedipus Nachkommen es beherrschten, denn auf ihnen ruhete einmal der Fluch der Götter. Darum schafften die Theber mit der Zeit ihre Könige ganz ab, und nahmen eine republikanische Verfassung an.

§. 58.

Der Goldmacher Midas mit Eselsohren.

In Kleinasien wohnten damals die Phrygier, ein munteres Völkchen, und verwandt mit ihnen die Trojaner, berühmt durch das traurige Schicksal ihrer Hauptstadt Troja, nicht weit vom Hellespont. Jetzt noch einige Pröbchen von alter Dichtung aus Phrygien, und zwar erst die Fabel vom phrygischen Könige Midas.

Bacchus machte oft in Gesellschaft thrazischer Mänaden eine Reise nach Indien, seinem Vaterlande. Einmal vermißte er auf seinem Zuge den Silenus, seinen alten Freund und Erzieher. Berauscht von vielem Weine war der alte Herr von seinem Esel gefallen, und auf dem Rücken liegend fanden ihn phrygische Bauern, banden ihn scherzend mit Kränzen, und führten ihn zu ihrem Könige Midas hin. Midas erkannte den Freund des mächtigen Gottes, pflegte seiner mit Ehrfurcht, und lieferte ihn dem Bacchus treulich wieder aus. Was soll ich dir geben für deine Treue? sprach Bacchus. Gib mir, o Herr, die Wunderkraft — so bat der König — daß alles, was ich berühre, Gold werde. — Thörichter Mann! es sey! sagte der Gott, und ging weiter. Da wandelte der König in seinen Fluren, brach von einer Eiche ein grünes Reis, und es verwandelte sich sogleich in Gold. Er hob einen Stein auf, und berührte eine Erdscholle, und beide wurden zu goldenen Klumpen. Darauf geht er fröhlich nach Hause, findet den Tisch gedeckt, greift zu, aber ach! er kann die gelben Gerichte nicht beissen, das glühende Gold nicht trinken. Hungrig und durstig steht er auf, und fleht weinend zum Bacchus: Herr, vergib mir! Sieh, ich erkenne die Thorheit; o nimm die schädliche Gabe wieder von mir!

Der Gott fühlte Mitleid: er heißt ihn in der Quelle des Flusses Mäander sich baden, und

sich, die goldmachende Kraft weicht von ihm, und färbet den Strom, der seitdem Gold führt.

Aber ein neuer Uebermuth bethört ihn. Pan, der Gott der Hirten, blies einst auf seiner Flöte von Schilfrohr, und gefiel sich so gut, daß er den Apoll, den Gott des Saitenspiels, zum Wettkampf aufforderte. Apoll erschien in seiner Herrlichkeit, und horchte lächelnd dem Gequäke des Hirtenrohrs, dann aber griff er sanft in seine goldenen Saiten, und lockte eine Melodie hervor, zu welcher sich mit Entzücken alle Berg- und Feldgötter neigten. Alle Hörer schmolzen in Wonne und Wehmuth, nur König Midas fühlte nichts von dem göttlichen Wohllaute, sondern schrie dem Pan seinen Beifall zu. Aber wie geschah ihm dafür! Die unmusikalischen Ohren fingen ihm an zu jucken, dehnten sich aus, wurden — Eselsohren! Zwar wollte er den Schimpf verhehlen, und wickelte sich deshalb einen purpurnen Turban um die Schläfe. Aber sein Barbier hatte es gesehen, und weil er's nicht öffentlich erzählen durfte, so ging er hinaus aufs Feld, flüsterte sein Geheimniß in die aufgegrabene Erde, und daraus wuchs eine wunderbare Saat hervor, welche, wenn der Wind sie durchsäuselte, die spottenden Worte sang: Unser König ist ein großer Mann, ein reicher Mann, ein sehr eifriger Verehrer des Pan, aber ach — er hat Eselsohren!

§. 59.

Die Pelopiden.

Tantalus, ein anderer phrygischer König, wollte einmal die Götter prüfen, ob sie auch allwissend wären. Er lud sie zu Gaste, und setzte ihnen das Fleisch seines gekochten Söhnchens Pelops zur Speise vor. Die Göttinn Ceres, die über den Verlust ihrer Tochter Persephone noch trauerte, war die einzige die den Betrug nicht merkte: sie aß von der Schulter des Kindes. Aber

kaum entdeckte sie die Bosheit, als sie den Knaben wieder zum Leben erweckte, und ihm statt der verzehrten Schulter eine andere von Elfenbein gab.

Dieser Pelops ist bei den Dichtern eine sehr beliebte Person. Er verließ Kleinasien, fiel in Griechenland ein, und machte in dessen großer Halbinsel bedeutende Eroberungen, weswegen sie nach ihm der Peloponnes (Pelopsinsel) genannt ward. Merkwürdig ist die Art, wie er Arkadien gewann. Oinomaus, der König des Ländchens, hatte nur eine Tochter, Hippodamia genannt, die er aber nicht vermählen wollte, weil ein Orakel ihm gesagt hatte, daß er dann sterben müßte. Er pflegte deshalb allen Bewerbern einen Wettlauf zu Wagen vorzuschreiben, mit der gräßlichen Bedingung, wenn sie von ihm besiegt würden, so müßten sie sterben. Viele waren auf diese Weise der Hippodamia wegen schon getödtet, denn Oinomaus war der geschickteste Wagenführer seiner Zeit. Aber das schreckte den Pelops nicht: er meldete sich zu dem gefährlichen Kampfe, bestach aber vorher den Kutscher des Königs, und dieser umgab die Axen des königlichen Wagens mit Wachs. Kaum begann die Wettfahrt, als Oinomaus hinter dem Pelops weit zurückblieb. In Verzweiflung wegen seiner Schande tödtete er sich selbst, und überließ Tochter und Reich seinem Besieger.

Pelops hatte zwei Söhne, Atreus und Thyestes, zwei harte Männer, die wie Habichte überall lauerten, wo etwas zu erschnappen war. Als Eurystheus, König von Argos, den wir aus Herkules Geschichte schon kennen, von Hyllus, dem Sohne des Herkules, erschlagen wurde, fielen die Pelopiden über Mycene her, vertrieben die Herakliden, und Atreus machte sich zum Könige von Mycene, indem er des Eurystheus Tochter Aerope heirathete.

Mit dem Bruder Thyestes lebte Atreus in Feindschaft, weil derselbe ihm seine Gemahlinn abtrinnig gemacht, und sie selbst geheirathet hatte. Atreus jagte zwar den Thyestes fort, aber Thyestes

stahl dem Atreus einen Sohn, den er wie sein eigenes Kind erzog, und mit Haß gegen Atreus erfüllte. Dieser Sohn wuchs heran, und machte Anstalt, seinen eigenen Vater Atreus zu ermorden. Atreus merkte es früh genug, und ließ ihn hinrichten — seinen eigenen Sohn! Zu spät erfuhr er den Irrthum, aber er stellte sich freundlich gegen seinen Bruder Thyestes, Rache im Herzen kochend. Einmal ließ er des Thyestes und seiner ihm entrissenen Gattinn beiden Söhne fangen, schlachtete sie, und setzte seinem zum Gastmahl geladenen Bruder Thyestes ihr Fleisch auf. Der aß auch davon, und am Ende der Mahlzeit warf Atreus ihm die Glieder seiner Kinder vor, teuflisch lachend. Hat man wohl je eine solche Grausamkeit gehört? Die Sonne, sagen die Dichter, verhüllte ihr Antlitz, um die gräuliche That nicht zu sehen. Der schändliche Atreus bekam aber auch seinen Lohn, denn Aegistheus, ein anderer Sohn des Thyestes, ermordete ihn.

Atreus hinterließ zwei Söhne, Agamemnon und Menelaus, die deshalb die beiden Atriden heissen. Sie sind zwei der Haupthelden im trojanischen Kriege, von dem wir nun bald sprechen werden. Die Gemahlinn des Agamemnon war Klytemnestra, und deren Schwester Helena, die Erbinn des Königreichs Sparta, heirathete den Menelaus, der dadurch König von Sparta wurde. Beide Frauen, Helena und Klytemnestra, waren Schwestern des Castor und Pollux, aber leider nicht so wacker, als diese.

§. 60.

Der Apfel des Paris.

Thetis, die Tochter des Meergottes Nereus und der Doris, war so schön, daß selbst Zeus und Poseidon um sie warben. Da aber das Fatum beschlossen hatte, daß ihr Sohn mächtiger seyn solle, als sein Vater, so gab Themis den Rath, sie lieber mit einem Sterblichen zu vermählen, und dazu ward

Peleus, ein König Thessaliens, ausersehen. Zum Hochzeitfeste auf dem Pelion waren alle Götter und Göttinnen geladen, und brachten dem Brautpaare passende Gaben. Poseidon schenkte dem Peleus unsterbliche Pferde, der Centaur Chiron einen hohen Speer, Apollo rührte die goldenen Saiten, und das Hochzeitlied sangen die Musen. Nur Eris, die Göttinn der Zwietracht, war nicht zu der Hochzeit geladen, dennoch erschien sie eben an der Thür, und warf einen goldenen Apfel in den Saal, mit der Inschrift: Der Schönsten. Alle Göttinnen griffen nach ihm, aber es ward entschieden, daß nur Here, Athene oder Aphrodite auf den Apfel Anspruch machen könnte. Aber diese drei stritten nun auch desto hitziger um den Preis der Schönheit, und jede verlangte, daß Zeus ihr den Apfel zuerkennen möchte. Aber Zeus, der allen dreien gut war, zog sich klüglich aus dem Handel, und wies die eiteln Göttinnen an den trojanischen Prinzen Paris, der eben auf dem Berge Ida saß, die Heerden zu weiden, denn sein Vater Priamus hatte ihn gleich nach seiner Geburt aussetzen lassen, weil ein Orakel ihm gesagt hatte, dieser sein Sohn werde vor seinem 30sten Jahre Troja verderben, und da hatte ein mitleidiger Hirt ihn aufgezogen.

Die Göttinnen folgten dem Rathe des Zeus, und schwebten alle drei zugleich auf den Ida hinab. Alle forderten sein Urtheil, welche von ihnen die schönste sey; sie legten den Zankapfel in seine Hände, und jede nach ihrer Art suchte den Jüngling durch Verheissungen zu gewinnen. Here versprach dem Prinzen Macht und Reichthum, wenn er ihr den Apfel gäbe, Athene große Weisheit, und Aphrodite die schönste Frau auf Erden. Aber Here kam dem Prinzen zu stolz vor, Athene zu ernsthaft, nur Aphrodite gefiel ihm durch ihre Freundlichkeit, und ihr gab er den Apfel. Darüber wurden Here und Athene den Trojanern unversöhnlich gram.

Einige Zeit nachher stellte Priamus Spiele an, und setzte als Preis einen Bock der dem Hirten Pa-

ris besonders lieb war. Paris kämpfte daher auch mit, und überwand alle Mitspieler, selbst den tapfern Hektor, des Königs liebsten Sohn, und erhielt den Bock. Keiner kannte den Paris, auch Priamus nicht, aber Kassandra, des Königs Tochter, die prophetisch war, erklärte, er sey ihr Bruder. Priamus erkannte ihn an, und war ohne Sorgen, da er schon über 30 Jahre alt war. — Vor langer Zeit hatte Herkules des Priamus Schwester Hesione nach Griechenland entführt. Nun sandte Priamus den Paris aus, von der Hesione Nachricht einzuziehen. Paris schiffte sich ein, kam glücklich in Griechenland an, und ward in Sparta von Menelaus, Helena's Gemahle, gastfreundlich aufgenommen. Aber er vergalt ihm diese Freundschaft schlecht, denn er beredete bei einer Abwesenheit des Königs die schöne Helena, daß sie mit ihm über das Meer entfloh. Menelaus war ein braver Mann; wie nichtswürdig mußte also das Weib bei all ihrer Schönheit seyn, das ihn so verrätherisch verlassen konnte!

Ganz Griechenland nahm an dem Schicksal des Menelaus Theil und es ward beschlossen, die geraubte Beute dem schändlichen Fremdlinge zu entreissen, und ihn selbst für die freventliche Verletzung des heiligen Gastrechts zu züchtigen.

§. 61.

Der trojanische Krieg.

(1200 vor Chr.)

Zum Anführer der Unternehmung ward Agamemnon, der Bruder des Menelaus, erwählt, und unter den übrigen Fürsten Griechenlandes, die sich durch ihr Ansehen auszeichneten, waren vorzüglich berühmt der alte weise Nestor von Pylos im Peloponnes, der Ränkeerfinder Odüsseus, König auf der Insel Ithaka, der tapfere Ajar, Telamon's Sohn, König der Insel Salamis bei Athen, dann Ajar, des Oileus, Königs der Lo-

krer, Sohn, Patroklus von Aegina, Philoktetes mit des Herkules Waffen ein thessalischer König, Teucer, auch Telamon's Sohn Diomedes von Argos, Idomeneus von Kreta, und ganz vorzüglich Achilles, ein Fürst aus Thessalien, den seine Schnelligkeit im Laufen und seine Hyänenwuth selbst gegen erschlagene Feinde zum Schrecken der Trojaner machte. Er war ein Sohn des Peleus und der Thetis, und sein Körper war schußfest, weil seine Mutter ihn bei der Geburt in den Styx getaucht hatte; nur die Ferse des einen Fußes, bei welcher sie ihn angefaßt hatte, war verwundbar. Waffen hatte die göttliche Mutter ihm gegeben, von Hephaistos selbst künstlich verfertigt. Achilles hatte vom Fatum die Bestimmung eines langen, aber unrühmlichen, oder eines kurzen, aber ruhmvollen Lebens. Seine Mutter Thetis wünschte das Erstere, und als seine Erziehung bei den Centauren vollendet war, zog sie ihm Mädchenkleider an, und schickte ihn zum Könige der Insel Scyros, unter dessen Töchtern er nun lebte, und für ein Mädchen galt. Aber ein Orakel hatte gesagt, ohne ihn könne Troja nicht erobert werden. Nun suchte Odüsseus ihn lange, kam auch nach Scyros als Kaufmann, und legte den Töchtern des Königs allerlei Waaren vor, auch ein Schwert, eine Lanze und einen Bogen, alles zierlich gearbeitet. Achilles griff gleich zu diesen Waffen, und dadurch verrieth er sich. Odüsseus gewann ihn ohne Schwierigkeit zur Theilnahme an dem trojanischen Kriege.

Die Anzahl der gemeinen Krieger war 100000 Mann; 1200 Schiffe wurden gebauet, das Heer überzusetzen, und die Seestadt Aulis in Böotien ward zum Sammelplatze bestimmt.

Indessen gingen die Sachen nicht gleich so erwünscht, wie die Griechen gedacht hatten. Als die Schaar in Aulis versammelt war, fehlte es an günstigem Winde zur Abfahrt. Die Wahrsager erklärten, Artemis schicke die Windstille zur Strafe, weil Agamemnon einen ihr geheiligten Hirsch

erschossen habe, und könne nur versöhnt werden, wenn Agamemnon ihr sein Töchterchen Iphigenia opfere. Lange sträubte sich sein Vaterherz, doch ließ er die Kleine nach Aulis holen, unter dem Vorgeben, daß Achilles sie heirathen wolle. Aber die Mutter Klytemnestra kam selbst mit, und rasete schrecklich, als Achilles selbst ihr sagte, an die Heirath habe er gar nicht gedacht, und ihr Iphigenia's eigentliche Bestimmung entdeckte. Achilles versprach sogar, mit Gewalt sich ihrer Opferung zu widersetzen. Aber die edle Iphigenia erklärte zuletzt, sie wolle freiwillig für Griechenlands Wohl sterben. Schon stand sie am Altare, schon war das Opfermesser gegen sie gezuckt, als die Göttinn sich erbarmte. In einer Wolke wurde Iphigenia nach Tauris (Halbinsel Krimm im schwarzen Meere) entrückt, und statt ihrer stand ein Reh am Altare, welches man opferte. Artemis war versöhnt, die griechische Flotte lief aus, und kam glücklich im trojanischen Gebiete an.

Aber ach, Troja war weit stärker befestigt, als Theben, denn es hatte ausser den Mauern auch sogar schon Wälle und Thürme. Die feindliche Armee war wenigstens eben so stark, als die griechische; denn eine Menge benachbarter asiatischer Fürsten war mit ihrer Mannschaft dem Könige Priamus von Troja zu Hülfe gekommen, und das gesammte Volk hatte an Hektor, einem Sohne des Priamus, einen Anführer, der es an Stärke und Gewandtheit mit dem schnellfüßigen Achilles aufnahm. Seine Gattinn Andromache redete ihm oft zu, seines jungen Lebens zu schonen, und sie nicht zur Wittwe, ihren kleinen Astianax nicht zum Waisen zu machen. Da fährt der Dichter Homer einmal also fort:

Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
Mich auch härmt das alles, o Trauteste; aber ich scheue
Troja's Männer zu seh'n und die saumnachschleppenden Weiber,

Wenn wie ein Feiger entfernt ich hier ausweiche der Feldschlacht.
Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernte biederen Muthes
Immer zu seyn, und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer.
Zwar das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs...
Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Ais,
Doch dem Verhängniß entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel oder geringe, nachdem er einmal geboren.
Auf! zum Gemach hingehend besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webstuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu seyn. Der Krieg gebühret den Männern
Allen, und mir am meisten, die Ilios Veste bewohnen.

Die Griechen bauten sich Hütten am Seegestade, nicht weit von ihren Schiffen. In dieses hölzerne Lager zogen sie sich des Nachts zurück, und am Tage schlugen sie sich mit den Feinden umher, die schaarenweise aus ihrer Stadt hervorkamen. An eine regelmäßige Bestürmung oder auch nur Einschließung der Stadt wurde nicht gedacht. Da die Griechen bald alle mitgebrachten Lebensmittel aufgezehrt hatten, so hatten sie nichts zu essen, als was sie aus der Gegend räuberisch zusammenplünderten. Daher war immer wenigstens die Hälfte der Griechen weit umher auf dem platten Lande zerstreut, indeß die Uebrigen oft von den Troja-

nern in ihrem Lager überfallen, und wacker zusammengehauen wurden. Die Plünderer scheuten die größten Grausamkeiten nicht, eine Menge unschuldiger Landbebauer wurde aus ihren Hütten gejagt und ermordet, und besonders Achill wüthete überall mit Feuer und Schwert. Wie ein verheerender Strom wälzte er sich brausend fort, und kehrte dann mit unermeßlicher Beute zurück, welche dem gesammten Heere anheim fiel, und mit zahllosen Gefangenen, welche die Feldherrn als Sclaven und Sclavinnen unter sich vertheilten.

Hätten die Griechen Kanonen gehabt, so würde es ihnen leicht gewesen seyn, die Mauern von Troja über den Haufen zu schießen. Aber das Pulver ist eine Erfindung der Neuern. Die Waffen der Griechen und Trojaner bestanden in Spießen, Keulen, Schwertern und Pfeilen, und um sich vor Wunden zu sichern, waren die Krieger mit eisernen Helmen, Panzern und Beinharnischen bedeckt, und trugen am linken Arme einen großen länglich runden Schild, mit welchem sie die Hiebe auffingen. Selten fochten die beiden ganzen Kriegesheere gegen einander, oft jagte Achilles oder Ajax oder Agamemnon allein einer Schaar Trojaner nach, und schlug sich mit ihr. Bei größern Gefechten bekümmerten sich die Fürsten nicht um ihre Kompagnien, sondern fochten selbst wie gemeine Soldaten mit. Wenn die Nacht sie überfiel, so zogen die Trojaner sich in ihre Stadt zurück, und die Griechen in ihr Lager, und daher bewirkte ein Sieg nie etwas, so viel Blut er auch gekostet haben mochte.

Einmal — sagt der alte Dichter Homer, der diesen Krieg besungen hat — brachten die Griechen als Beute die Tochter des Priesters Bryses heim. Sie hieß Bryseis, und fiel dem Agamemnon zu. Der alte Vater streckte aber zum Apollo, dem er diente, die Hände aus, flehend um Rache für die frevelnden Fremden. Da stieg Apollo auf den Ida hernieder; erst erlegte sein ferntreffender Bogen nur Hunde und Schafe und Ochsen im Lager der Griechen, bald aber auch Menschen, daß diese zu Hun-

derten hinfielen. Der Seher Kalchas wurde befragt, und dieser antwortete, er sähe den Apollo auf dem Ida, man müsse seinem Priester die Bryseis, den Trost seines Alters, wieder geben, oder sein goldener Bogen würde alle Griechen treffen. Aber Agamemnon wollte nicht, desto mehr drangen die Führer der Völker darauf, besonders Achilles mit harten Worten. Das erbittert den stolzen Mann: er gibt zwar die Bryseis ihrem Vater zurück, holt aber zum Ersatze dem Achilles seine beste Sclavinn Chryseis aus seinem Gezelte. Das brachte den Griechen viel Unheil, denn nun sagte sich Achilles gänzlich von den Griechen los, baute sich seine Hütte für sich allein, und beschäftigte sich mit Jagen und Plündern. Die Trojaner merkten bald, daß sie eines furchtbaren Feindes losgeworden waren, und griffen nun desto muthiger die Griechen an. Hektor hieb sie schaarenweise zusammen, und wo er sie in recht dichten Haufen stehen sah, da warf er zuweilen einen großen Quaderstein unter sie, daß sich alle entsetzten, die nicht zerschmettert wurden. Einmal vereinbarten sich die Griechen und Trojaner, Menelaus und Paris sollten um die Helena persönlich kämpfen, und dann sollte der Krieg zu Ende seyn. Durch Opfer und Schwüre ward der Vertrag bekräftigt, im Gefechte aber war Menelaus Sieger, und Paris ward nur durch seine Gönnerinn Aphrodite dem Verderben entzogen, indem sie ihn gegen die Streiche des Menelaus schnell in einen Nebel hüllte, und ihn nach Troja zurückführte. Nun wäre der Krieg beendigt gewesen, aber die feindselige Here, die einmal Troja zerstört haben wollte, setzte es in der Götterversammlung durch, daß Pallas-Athene die Trojaner reizen sollte, den Vertrag zu brechen. Dies geschah. Athene verführte den Trojaner Pandarus, auf den Menelaus zu schießen. Er traf auch dessen Lenden, so daß derselbe recht viel Blut vergoß. Sein Bruder Agamemnon meinte, er sey tödtlich verwundet, und sprach die prophetischen Worte:

— — — „Doch einst werden sie büßen
„Selbst mit eigenem Haupt, mit den Gattinnen und mit den Kindern!
„Denn das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
„Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.
„Aber in bitteren Schmerz versenkst du mich, o Menelaos,
„Wenn du stirbst, und das Maß der Lebenstage gefüllt hast".

Aber Menelaus starb nicht an der leichten Wunde. Im Ganzen aber hatten die Griechen, seitdem sich Achilles zurückgezogen hatte vom Kampfe, einen Unfall nach dem andern. Die Griechen wurden aus ihrem Lager vertrieben, das der Feind in Asche legte; sie setzten sich wieder in ihre Schiffe, und auch auf diese warfen die Trojaner schon Feuer.

Da ging zum Achilles, der noch immer grollte, Patroklus, sein alter Freund und Waffenbruder, und suchte ihn zu bereden, daß er sich doch wieder der bedrängten Griechen annähme. Vergebens! Achilles blieb bei seinen schwarzen Schiffen. Nun, so gib mir wenigstens deine treffliche Rüstung, fuhr Patroklus fort, daß ich sie anlege, und dann den tollen Hektor aufsuche, dessen furchtbarer Arm den Kern unserer Mannschaft bereits in den Hades gesandt hat. — Achilles gab seinem Freunde die Rüstung, aber dieser war dem starken Hektor nicht gewachsen: er ward erschlagen, und Hektor triumphirte in seiner erbeuteten Rüstung.

Das ertrug Achilles nicht. Er machte sich nach langer Ruhe wieder auf, seine Mutter Thetis hatte ihm vom Hephaistos neue Waffen verschafft. Diese legte er an, Athene stärkte ihn mit Ambrosia und Nektar, und nun betrat er den Kampfplatz. Alle Trojaner krochen in ihre Stadt zurück, nur Hektor harrte draussen am Thore. Als Hek-

tor den Wüthenden auf sich losstürzen sah, und die Kraft der Arme, Schultern und Schenkel zum ersten Male in der Nähe erblickte, verließ ihn der Muth, und er entfloh. Achilles jagte ihn dreimal um die Stadt herum, und als Hektor endlich vom Laufen ermattete, stand er still, und zog sein Schwert. Diesmal half seine Tapferkeit nichts gegen seines Feindes stürmende Leidenschaft: er fiel, und hauchte seine Heldenseele aus. Achilles, dessen Rachsucht noch nicht gesättigt war, zog dem Leichnam Riemen durch die Füße, band ihn hinten an seinen Streitwagen, und fand sein barbarisches Vergnügen daran, ihn über Staub und Steine rings um die Mauern Troja's zu schleifen, daß alle Trojaner, die von der Mauer herab dem Rasenden zusahen, sich entsetzten, und über das jämmerliche Schicksal ihres braven Anführers laute Wehklagen erhoben. Als nun von dem gewaltigen Schleifen Hektors Gesicht und Kleidung ganz unkenntlich geworden war, schleppte der Sieger den Todten ins Lager, band ihn vom Wagen los, und ließ ihn liegen den Thieren zum Fraße. Dann hielt er dem Patroklus ein prächtiges Leichenbegängniß, und schlachtete an dessen Scheiterhaufen 12 gefangene Trojaner. Noch mehr! Als er einmal des Nachts nicht schlafen konnte, stand er auf, spannte seine Rosse noch einmal vor Hektors Leiche, und schleifte sie dreimal um des Freundes Todtenhügel. Sieh, da kam in der Mitte der finstern Nacht der alte König Priamus, und tappte sich durch das Lager der schlummernden Griechen hindurch zu Achilles Zelt, nicht achtend die Gefahr des eigenen Lebens, und warf sich vor dem Lager des Fürsten nieder. Er wollte sprechen, aber die hellen Thränen brachen dem zärtlichen Vater aus den Augen. Achilles Zorn war nun verraucht, er blickte den weinenden Greis mitleidig an, es war ihm, als ob er seinen eigenen Vater vor sich sähe. Daher fragte er ihn sanft nach seinem Begehren, und Priamus setzte eine Menge goldener und silberner Gefäße in das Zelt, und sprach: Nimm diese Geschenke

gütig auf, und gib mir dafür den blutigen Leichnam meines lieben Sohnes Hektor wieder, auf daß ich ihn zur Erde bestatte. — Der Held bewilligte die Bitte, und Priamus schlich sich mit dem Leichname eben so unbemerkt durch die feindlichen Zelte, wie er gekommen war. Die Dichter sagen Hermes selbst habe ihn geleitet.

Die Streitwagen, von denen vorhin die Rede gewesen, waren kleine Kaleschen mit zwei niedrigen Rädern, hinten offen, auf denen gewöhnlich zwei Freunde zusammen saßen, von welchen der eine die Pferde in einen feindlichen Haufen hineinlenkte, und der andere einhieb, oder sich durch Schimpfen und Schreien einen Feind heranlockte, mit dem er vom Wagen herab kämpfte. Viel mag dabei nicht herausgekommen seyn; indeß ist es doch merkwürdig, unter so kriegerischen Männern so viele Freundespaare anzutreffen, die sich ewige Unzertrennlichkeit in allen Gefahren angelobt hatten. So sah man Teukros und Ajax, Diomedes und Sthenelus, Idomeneus und Merion, wie ehemals Kastor und Pollux, oder Theseus und Pirithous, immer beisammen, und keiner stürzte sich in eine Gefahr, die sein Freund nicht mit ihm theilte. Ganz besonders aber hatte Achilles an dem Patroklus gehangen; daher seine Wuth und sein Schmerz bei dessen Tode, daher die fürchterliche Rache an dessen Mörder.

Nicht lange nachher schlug auch dem Achilles seine Stunde. Paris, der Urheber des Krieges, traf ihn von der Mauer herab so geschickt mit einem Pfeile in den Fuß, daß er kaum noch nach seinem Zelte laufen konnte. Er starb an dieser Wunde, und die Griechen richteten ihm ein Grabmahl auf, welches noch lange Zeit nachher dort zu sehen gewesen ist. Ueber seine göttlichen Waffen entstand ein heftiger Streit unter den griechischen Fürsten, bis sie endlich dem schlauen Odüsseus zugesprochen wurden, worauf Ajax, der nach dem Achill der tapferste war, aus Mißmuth sich selbst ermordete. Auch Paris, der Unglücksstifter, starb

bald, da Philoktetes ihn mit einem Pfeile traf, der in das Blut der lärnäischen Schlange getaucht war.

Unglück auf beiden Seiten! Die tapfersten Krieger gefallen — was konnte natürlicher seyn, als die Sehnsucht nach dem Ende so vielen Jammers? Krieg ist überall Unnatur, und indem sich ein Heer zum Blutvergießen rüstet, zieht es seine Menschheit aus. Die Trojaner wünschten Helena zurückzugeben, und die Griechen wären gern ohne sie nach Hause gegangen, wenn sie sich nicht geschämt hätten, in neun Jahren nichts ausgerichtet zu haben. Es war eine alte Weissagung, Troja werde nicht eher untergehen, bis es das Palladium — ein hölzernes Bild der Pallas-Athene — verloren hätte. Nun hatte Odüsseus mit einigen Genossen schon längst das Palladium aus Troja gestohlen, und doch wollte die Stadt noch nicht fallen. Endlich im 10ten Jahre des Krieges eroberte derselbe Ränkeerfinder Odüsseus sie durch List.

§. 62.
Das hölzerne Pferd.

Odüsseus, der schlaueste unter den Griechen, hatte den Einfall, man sollte ein hölzernes Pferd zimmern, so groß, daß in dem hohlen Bauche desselben die sämmtlichen Fürsten Platz hätten. Ein geschickter Zimmermann brachte das Roß zu Stande, die Helden krochen hinein, und machten die verborgene Thür hinter sich zu. Unterdessen brachen die Uebrigen das Lager ab, und schifften sich vor den Augen der Trojaner ein, als wollten sie den Krieg auf einmal beschließen. Aber sie segelten nur nach der nahen Insel Tenedos, um die betrogenen Trojaner noch in derselben Nacht fürchterlich zu überraschen.

Als diese das Gestade wieder frei sahen, öffneten sie freudig nach zehnjähriger Gefangenschaft die Thore wieder, und Männer und Weiber gingen hinaus, und zeigten sich einander Achilles und Pa-

troklus Grab, und wo die Zelte gestanden, und wo die Todten verbrennt worden. Als sie das hölzerne Pferd erblickten, stutzten sie. Einige vermutheten die List, und die schlaue Helena, die auch dabei stand, rief die Namen aller griechischen Fürsten aus, indem sie die Stimmen ihrer Gemahlinnen nachahmte. Schon wollten einige, von der Aehnlichkeit des Tones getäuscht, antworten, aber Odüsseus verhinderte es noch glücklich, indem er ihnen den Mund zuhielt.

Darauf kam auch Laokoon, ein trojanischer Priester, hinzu, und schalt die Umstehenden wegen ihrer Thorheit. In dem Holze sind Griechen verborgen — schrie er — das sollet ihr sehen! Er rannte mit einer Lanze heftig gegen die eine Seite des Pferdes, und — klirr! ertönten die Waffen im Bauche. Aber feindselige Götter hatten den Sinn der Trojaner verblendet, daß sie dessen nicht achteten.

Unterdessen bringen trojanische Hirten einen aufgefangenen Griechen herbei, Sinon mit Namen, der sich aber absichtlich hatte ergreifen lassen. Man fragt ihn, warum er allein zurückgeblieben sey, und er gibt vor, auf des Wahrsagers Kalchas Befehl hätten die Griechen ihn opfern wollen, weil die Götter ihnen dann glückliche Heimkehr verheissen hätten, er aber sey entflohen, und wenn die Trojaner ihn jetzt tödteten, so würden die Griechen frohlocken. Bewahre! — schrien die Trojaner — sollen wir dich tödten, um unsern Feinden Glück zu verschaffen? Priamus befiehlt ihn in Freiheit zu setzen, und nun soll er erzählen, was der Bau des hölzernen Pferdes bedeute. „Das will ich euch sagen — erwiedert der Schalk. — Durch den Raub des Palladium haben die Griechen Athene erzürnt, und die Orakel haben ihnen befohlen, zur Ehre der Göttinn ein hölzernes Pferd zu bauen, welchem Athene dieselbe schützende Kraft mittheilen wollte, die euer Palladium hatte. Sehet, eben darum haben sie es so groß gebauet, daß es durch kein Thor in eure Stadt ginge."

Die bethörten Trojaner glauben schon dem Betrüger, als sie durch eine neue Erscheinung noch mehr in ihrem Wahne bestärkt werden. Laokoon kommt aus der Stadt, von seinen beiden Söhnchen begleitet, und schlachtet dem Poseidon an der Küste feierlich Stiere. Sieh, da nahen sich von Tenedos her durch das Gewässer zwei scheußliche Schlangen mit zischenden Mäulern. Die Trojaner laufen vor Angst aus einander, die Kinder Laokoons werden von den Schlangen umwunden, und als Laokoon mit Messern herbeieilt, diese zu tödten, da fesseln sie auch ihn mit vielen Windungen, und nach einer Viertelstunde sind alle drei zerfleischt, und fallen todt zur Erde, und die Schlangen schleichen zu einem nahen Tempel der Athene, und bergen sich unter dem Schilde der Göttinn. (Von Laokoon und seinen Kindern, wie sie von den Schlangen umringelt worden, ist eine weltberühmte Statue in Rom.)

„Nun ist es ja klar — rufen die Troer — das Pferd ist ein Weihgeschenk der Athene, und die Göttinn straft den Laokoon, weil er mit seiner Lanze ihr Heiligthum schändete. In die Stadt müssen wir es führen, dann werden wir die Huld der Göttinn erhalten". Gesagt, gethan! Alles legte Hand an, und so schwankte das hölzerne Pferd nach der Stadt hin. Das Thor war wirklich zu klein, man schlug daher einen Theil der Mauer ein, und das Thier stand in der Stadt. So sauer läßt sich oft der Mensch sein eigenes Verderben werden. Die freudetrunkenen Troer umtanzten das heilige Geschenk, opfern der Göttinn, und legen sich nach zehn Jahren zum ersten mal sorgenlos schlafen. Es war für Troja die letzte Nacht.

Schon am Abend hatte sich die griechische Flotte von Tenedos wieder aufgemacht, und mitten in der finstern Nacht stiegen die Zurückgekehrten bei Troja schon wieder ans Land. Sie schlichen sich an die Thore, und fanden sie bereits offen und die Wächter erschlagen, denn die Fürsten hatten sich längst aus dem Bauche des Rosses heruntergelassen,

und ihren Genossen überall einen leichten Eingang bereitet. Feuerbrände flogen in die stillen Häuser, die Unglücklichen erwachten vom Glanze der Flammen und vom Gebrülle der Griechen, und wer sich aus seinem brennenden Hause flüchtete, ward von ihren Schaaren niedergehauen. Ueberall Verwirrung, Bestürzung, Betäubung, niederprasselnde Häuser, heulende Mütter und Kinder! Rettung war vergebens, an Vertheidigung nicht zu denken, der Ueberfall war zu unvermuthet, zu plötzlich geschehen. Nur kleine Schaaren flüchteten hinaus aufs freie Feld, um den Gluthen und den Schwertern zu entrinnen, und dann sich ein anderes Vaterland zu suchen. Unter diesen war der fromme Aeneas, welcher seinen alten Vater Anchises auf seinen Schultern aus den Flammen trug, indeß sein Söhnchen Julus an seiner Hand nebenher trippelte. Auch den grauenvollsten Scenen der Unmenschlichkeit streuet die Dichtkunst hie und da einen rührenden Zug schöner Menschlichkeit ein.

§. 63.

Rückkehr des Agamemnon.

Die Rückkehr der Griechen war höchst traurig und unglücklich, gleichsam als hätte das Schicksal die Zerstörer für das angerichtete Elend auf dem Fuße bestrafen wollen. Schon beim Einschiffen entstand Streit unter den Anführern, welchen Weg man nehmen wollte. Darüber trennten sie sich, der eine fuhr hierhin, der andere dorthin. Unaufhörliche Stürme zerschmetterten die Schiffe, daß mehr als die Hälfte der sämmtlichen Mannschaft ertrank, und einige wurden so weit von ihrem Ziele verschlagen, daß sie in unbekannte Gewässer, selbst bis nach Afrika und Sicilien hin, geriethen, wo sie Jahre lang in der Irre umherstreiften, und unsägliche Drangsale erdulden mußten. Menelaus mit seiner Helena irrte auf diese Weise sieben, und Odüsseus zehn Jahre umher.

Die meisten, anstatt fröhlich empfangen zu wer-

den, fanden zu Hause Unordnung und Elend, und der berühmte Agamemnon traf sogar seine liebe Frau Klytemnestra an einen andern verheirathet. Dieser, ein junger Fürst, mit Namen Aegisthus, des Thyestes Sohn, war nicht Willens, sein so leicht erworbenes Ländchen dem rechtmäßigen Besitzer wieder herauszugeben, und Klytemnestra, die Ehebrecherinn, war auch nicht wenig verlegen, wie sie ihrem ersten Gemahle mit gutem Gewissen unter die Augen treten sollte. Beide Verbrecher ließen daher, seitdem die Nachricht von der Rückkehr der Krieger erschollen war, Tag und Nacht einen Wächter auf der Lauer stehen, der Agamemnons Ankunft schnell berichten sollte. Als der Held wirklich ankam, und unbekannt mit allem, was vorgefallen war, in sein Haus trat, hatte sich Aegisthus heimlich entfernt, und Klytemnestra empfing den Gemahl mit den zärtlichsten Liebkosungen. Aber bei der erquickenden Mahlzeit, die der ermattete Agamemnon zum ersten male wieder in seinem Hause einnahm, während des Labetrunks aus dem väterlichen Becher, auf den er sich so lange gefreut hatte, ward der Unglückliche, der ausgekleidet und waffenlos da saß, in all seiner Freude, neben seinen Kindern, von dem schändlichen Aegisthus, der nun aus einem verborgenen Winkel hervorsprang, und von dessen Gedungenen meuchlerisch ermordet.

§. 64.

Orestes und Pylades.

Schön und rührend ist hier abermals ein sanfter Zug der Menschlichkeit, der sich bei dieser Gelegenheit äusserte. Als nämlich der Mörder, welcher sich vor jedem künftigen Rächer sichern wollte, auch Agamemnons jungen Sohn Orestes aus dem Wege zu räumen suchte, verbarg Agamemnons Tochter, Elektra, ihren zarten Bruder, und sandte ihn heimlich zu ihrem Oheim Strophios, welcher in Phocis ein Besitzthum hatte. Hier gewann ihn Pylades, der Sohn des Herrschers, so lieb, daß

die Freundschaft des Orestes und Pylades im ganzen Alterthume zum Sprichworte geworden ist.

Als beide Freunde erwachsen waren, machten sie sich unter falschen Namen auf, um Agamemnons Tod zu rächen, und verbreiteten, um die Mörder recht sicher zu machen, das Gerücht, Orestes sey längst gestorben. Sie kamen nach Mycene, unerkannt und ungefürchtet. Orestes zeigte seinem Pylades das Haus, in welchem sein edler Vater ermordet war, und in welchem noch immer seine ehrvergessene Mutter mit dem nichtswürdigen Aegisthus wohnte. Alle Schrecken jener Mordnacht traten fürchterlich vor seine Seele; er kam in das Haus, und während Pylades das Gesinde verjagte, stieß er selbst das rächende Schwert dem Aegisthus und der Mutter Klytemnestra ins Herz. Seiner zärtlichen Schwester Elektra dankte er mit tausend Thränen für ihre Liebe; das arme Mädchen hatte bisher die härtesten Mißhandlungen von ihrer unnatürlichen Mutter ertragen müssen.

Alle Edlen freuten sich über die Rache, welche an den beiden Verbrechern vollzogen war, nur Orestes wurde schwermüthig, und bereuete es, daß er auch seine Mutter ermordet hatte. Die Erinnyen verfolgten ihn, sagt die alte Dichtung, und trieben ihn in der Welt umher. Nichts vermochte ihn zu beruhigen, selbst des Freundes sanfte Worte überredeten ihn nicht. Er kam nach Delphi, und trat in den Tempel. Da verließen ihn die Erinnyen, und lagerten sich auf der Schwelle, denn in's Heiligthum durften sie nicht. Apollo's Orakel versprach ihm Befreiung von seiner Qual, wenn er die Schwester von Tauris ins Vaterland führe. So wie er aus dem Tempel trat, packten ihn an der Schwelle die Unholdinnen wieder.

Orestes dachte an Apollo's Schwester, Artemis, und glaubte, der Auftrag bestände darin, eine Bildsäule dieser Göttinn wegzuführen; aber er irrte sich. Als er mit seinem treuen Pylades in dem barbarischen Tauris ankam, sollte nach der dortigen unmenschlichen Sitte einer von ihnen ge-

schlachtet werden zum Opfer der Göttinn. Zu entfliehen war nicht möglich, daher bot sich Pylades großmüthig zum Opfer dar. Aber Orestes, eben so großmüthig als er, drängte sich heran, um für seinen Freund zu sterben. Dieser edle Wettstreit rührte jedermann, am meisten aber die Priesterinn der Artemis, die, selbst eine Griechinn, sich für das Schicksal der beiden jungen Griechen sehr interessirte. Als sie die Geschichte des Orestes vernommen hatte, fiel sie ihm weinend um den Hals, und rief: O du mein lieber Bruder, den ich in Windeln verließ, sieh mich an! Ich bin Iphigenia, deine älteste Schwester. Mich befahl ein Priester einst vor der Abfahrt der Helden in Aulis zum Besten des Vaterlandes zu opfern. Da entfloh ich, und ein Gerücht sagte, Artemis habe mich entrückt. Ich aber weihte mich dem Dienste der heiligen Jungfrau, den ich hier, fern vom süßen Vaterlande, bis jetzt verwaltet habe. Nun aber laß uns fliehen, mein Bruder, denn zahllose Sehnsuchtsthränen habe ich hier oft im Stillen um mein theures Vaterland geweint. Laß uns fliehen, die Mittel sollen mir nicht fehlen.

O hohe Götterstimme — rief Orestes aus — jetzt erst verstehe ich dich! Meine Schwester sollte ich befreien, darum sandtest du mich in diese Wildniß. Ja, ich fühl' es, diese gute That treibt die nagenden Erinnyen aus meiner Brust. Komm, Schwester! komm, treuer Freund! laßt uns das Vaterland ersteuern, und dort glücklich seyn.

Sie entdeckten ihre Absicht dem Könige des Landes, Thoas, der, gerührt von ihren Schicksalen, sie ruhig ziehen ließ. Orestes vermählte sich mit Hermione, des Menelaus und der Helena Tochter, ward nach seiner Schwiegereltern Tode König von Sparta, und erreichte ein Alter von 90 Jahren: Pylades blieb sein Freund bis ins Grab.

§. 65.

Die Rückkehr des Odüsseus.

Von des Odüsseus Schicksalen auf seiner Rückfahrt ins Vaterland hat Homer ein anderes großes Gedicht geliefert, die Odüssee genannt. Es enthält die artigsten Mährchen, und weil oft davon gesprochen wird, so will ich etwas daraus erzählen.

Weit verschlagen von seiner Bahn, kam er zuerst zu den Kikonen, denen er Weiber und Schätze abnahm zur Beute für seine Genossen, die ihm aber auch manchen Mann tödteten. Dann trieb ein Sturm ihn südlich (nach Afrika) zu den Lotophagen, d. h. Lotosessern. Die Lotospflanze macht alle, die von ihr essen, ihrer Heimath vergessen, und fesselt sie an den neuen Boden. So ging es auch den Gefährten des Odüsseus, er mußte sie mit Gewalt wieder in seine Schiffe jagen.

Von da kam Odüsseus, noch im ersten Jahre seiner Irrfahrt, an die Küste Siciliens. Dies Land, in dem der Aetna schrecklich raucht, und dessen Küsten mit gefährlichen Strudeln überall umringt sind, war im hohen Alterthume das Land der Fabeln und Gräuelgeschichten, zumal da es, so weit entlegen von Griechenland, nur selten von einem verunglückten Schiffer besucht ward. Hier hatten also die Dichter freies Spiel, die Einbildungkraft ihrer neugierigen Zuhörer mit abentheuerlichen Mährchen zu ergötzen; denn je wunderbarer es klang, desto stiller horchte die Menge.

Noch hatte Odüsseus zwölf Schiffe. Elf davon ließ er auf einer kleinen benachbarten Insel zurück, und mit dem zwölften ruderte er zur Küste von Sicilien hinüber. Er hatte Speisen und einen großen ledernen Schlauch Wein und zwölf erlesene Gefährten mitgenommen. Diese banden gleich nach der Landung das Schiff in einer versteckten Bucht an, nahmen den Weinschlauch und die Speisen heraus, und gingen landeinwärts. Sie fanden das Land

nicht von Menschen bewohnt, sondern von Riesen, die nur ein Auge, und das mitten auf der Stirn hatten, nichts von Acker= und Gartenbau wußten, keine Städte, keine Gesetze, keine Volksversammlungen hatten, sondern von denen jeder für sich in einer Höhle lebte, und am Tage auf den Bergen seine zahlreichen Heerden weidete. Cyklopen nannte sich diese furchtbare Riesenart.

Odüsseus kam mit seinen Gefährten gerade an die Höhle des furchtbarsten dieser Unholde, der eben nicht zu Hause war. Sie fanden in derselben eine gewaltige Menge Milch, Molken, Butter, Käse, Lämmer und Zicklein. Die Gefährten hatten große Lust zum Käse, und riethen dem Helden, einige Körbe voll wegzunehmen, ein Dutzend Lämmer vor sich her zu treiben, und so wieder abzusegeln, aber Odüsseus verwarf den Vorschlag, und wollte den Wirth abwarten. Bis dieser kam, opferten sie den Göttern, und aßen ein paar Käse dazu. Endlich erschien Herr Polyphemus, der große Cyklop, mit seiner Heerde. Er trug eine Ladung Brennholz, welches er in die Höhle mit solchem Geprassel hinstürzte, daß die Fremden vor Angst in alle Winkel flohen. Dann trieb er die Schafe und Ziegen zum Melken in die Höhle, und setzte vor den Eingang einen Stein, so groß und schwer, daß die Gespanne von 22 starken vierrädrigen Wagen ihn nicht hätten fortziehen können.

Nun setzte er sich hin, und fing an seine Schafe und Ziegen zu melken. Als er damit fertig war, zündete er ein Feuer an, das die ganze Höhle erhellte, und nun sah er die Fremdlinge da stehen. Heda, wer seyd ihr — rief er — Kaufleute oder Seeräuber?

Die Gefährten zitterten vor der schrecklichen Stimme, aber Odüsseus gab dem Cyklopen Bescheid, und bat ihn um Bewirthung und um ein Gastgeschenk nach griechischer Sitte, erinnerte ihn auch zugleich an Zeus, den Rächer der Fremden, welche vergebens um Hülfe flehen. Der Cyklop wollte weder von der griechischen Sitte, noch vom

Zeus etwas wissen, und um ihm zu zeigen, daß er sich aus den Göttern nichts mache, packte er sogleich zwei der Gefährten, schmetterte sie gegen die Felsenwand, daß ihr Gehirn auf den Boden sprützte, riß sie in Stücke, und aß sie zum Abendbrode, trank ein paar Eimer Milch dazu, und legte sich dann nieder bei seinem Vieh, um zu schlafen. Jetzt stieg in Odüsseus zürnender Seele der Gedanke auf, dem Ungeheuer das scharfe Schwert durchs Herz zu bohren; allein wie hätte er dann aus der Höhle hinauskommen wollen? Er erwartete also lieber den Morgen, und sah mit Entsetzen, wie Polyphem nach vollendeten Hirtengeschäften abermals zwei seiner lieben Gefährten zermalmte und aß, dann den großen Stein wegstieß, die Heerde zur Höhle hinaustrieb, und den Stein wieder vorsetzte. Die armen Gefangenen waren nun den ganzen Tag sich selbst überlassen, und sannen auf Entwürfe, dem Riesen zu entkommen. Aber Odüsseus wollte nur Rache, und nach vielen Planen blieb er beim folgenden stehen:

In der Höhle lag ein Olivenstamm, groß und dick wie ein Mastbaum, den sich der Cyklop zur Keule dörren wollte. Von diesem hieb der Held das obere Ende ab, machte es spitzig, und härtete den Pfahl im Feuer, welches noch loderte. Hierauf verbarg er ihn in dem dicken Miste, welcher durch die ganze Höhle gesäet war, und verabredete mit seinen Gefährten, was am Abende geschehen sollte.

Der Abend kam, und der Cyklop kehrte mit seiner Heerde in die Höhle zurück, melkte, machte Feuer an, aß zwei Griechen auf, alles, wie gewöhnlich. Da trat der schlaue Odüsseus zu ihm mit einem hölzernen Becher, voll des trefflichen Weines, den er im ledernen Schlauche vorsichtig mitgenommen hatte. Da, trink aus, Cyklop — sprach er mit verstellter Vertraulichkeit — auf Menschenfleisch schmeckt der Wein gut.

Ja wahrhaftig, antwortete Polyphem, du hast Recht, und dieser Wein zumal schmeckt wie olym-

pischer Nectar. Wir haben zwar hier auch Wein, der ist aber gar nichts dagegen. Schenk doch noch einmal ein, kleiner Mensch, und sage mir bei der Gelegenheit, wie du heissest, damit ich dich wieder bewirthen könne.

Odüsseus schenkte noch dreimal nach einander den großen Becher voll, und sagte endlich schlau: Meinen Namen willst du wissen? Höre, ich habe einen wunderlichen Namen, ich heisse Niemand. Aber wo bleibt nun die versprochene Bewirthung? —

Die soll darin bestehen, mein lieber Niemand, daß ich dich zuletzt verzehre. So sprach der Cyklop, legte sich nieder, und der Wein that seine gehörige Wirkung. Er fing so tapfer an zu schnarchen, daß er nichts mehr hörte noch sah von dem, was um ihn vorging. Es ging aber das vor, daß Odüsseus seinen spitzigen Pfahl aus dem Miste hervorzog, den Stachel desselben im Feuer glühend machte, und ihn dergestalt in dem großen Auge seines höflichen Wirthes herumdrehete, daß es nicht anders zischte, als wenn ein Schmied ein glühendes Eisen plötzlich in kaltes Wasser taucht. Ein Löwengebrüll erscholl aus dem fürchterlichen Rachen; der Riese riß den blutigen Pfahl aus dem hohlen Augenloche, und schleuderte ihn grimmig fort. Aber was half's? Er war einmal blind, und konnte keinen Griechen mehr greifen. Von dem entsetzlichen Gebrülle erwachten die andern Cyklopen in der Nachbarschaft. Sie kamen vor die Höhle, und fragten, was ihm fehle, ob ihn jemand arglistig oder gewaltsam erwürge.

Ach — schrie Polyphem — Niemand würgt mich arglistig, keiner gewaltsam!

Nun — sagten jene — wenn dir niemand etwas thut, so sind wir hier unnütz. Gegen innerliche Schmerzen haben wir kein Mittel. — Darauf gingen sie wieder fort.

Der Cyklop wälzte sich in seinen Schmerzen bis an den Morgen. Unterdessen aber koppelte Odüsseus immer drei und drei Böcke zusammen, die man sich etwas groß und stark vorstellen muß, und un-

ter dem Bauche des mittelsten band er immer einen Gefährten fest, sich selbst aber klammerte er allein mit Händen und Füßen an dem dicken, zottigen Felle des größten Bockes an. Als nun der blinde Polyphem am Morgen den Stein von der Thür wegschob, setzte er sich an derselben nieder, und betastete sorgfältig den Rücken jedes Thieres, welches hinausging, ob nicht vielleicht seine Feinde bei dieser Gelegenheit als Reiter mit hinausschlüpften; daß sie unten sitzen würden, fiel ihm nicht ein.

Endlich waren sie alle glücklich hinaus, bis auf den Bock, der den Odüsseus unter sich hatte. Das arme Thier schleppte sich mühsam fort, und als es so lendenlahm bei dem Polyphem vorbeikam, hielt er es an, und sagte: Mein Böckchen, wie kommts, daß du heut der letzte bist? Geht dir vielleicht das Auge deines Herrn so nahe? Ja, ich weiß es, mein Thierchen, wenn du sprechen könntest, du sagtest mir gewiß, wohin der Schurke, der Niemand, sich verkrochen hat, daß ich ihn zerschmetterte, und sein Gehirn durch die Höhle sprützte.

So sprach er, und ließ den Bock hinausgehen. Ulysses machte ihm nun das Springen wieder leicht, schnitt dann sachte seine Gefährten los, und flüchtete mit ein paar geraubten Schafen zu seinem Schiffe hin. Der Cyklop sperrte darauf seine Höhle sorgfältig wieder zu, damit die Gefangenen nicht entwischen sollten, und trieb nun blindlings tappend seine Heerden. Aber wie erstaunte er, als er sich auf einmal rufen und schimpfen hörte! Es waren die Flüchtlinge, die nun schon ihr Schiff vom Lande abgestoßen hatten, und von der Küste wegruderten. Zornig brach er ein gewaltiges Stück von einem Felsberge ab, und warf es nach der Meeresseite hin, so daß es beinahe die Spitze des Steuers getroffen hätte. Das Schiff schwankte entsetzlich von der Bewegung des Wassers, und wurde fast wieder ans Ufer getrieben; aber die Ruderer arbeiteten sich wieder hurtig ins Meer hinein, und Ulysses rief dem Polyphem nochmals zu, und schrie: »Höre, Cyklop, sollte dich einst von den sterblichen

„Menschen jemand fragen, wie du dein Auge ver„loren, so sage ihm: Odüsseus, Laertes Sohn, der „Städteverwüster, der in Ithaka wohnt, der hat „mein Auge geblendet".

Darauf segelten die Männer fort. Polyphem aber flehete zum Poseidon, seinem Vater, um Rache, und dieser ließ es auch in der Folge an Stürmen und Wassergefahren dem edeln Odüsseus nicht fehlen.

Derselbe kam nun zuerst nach den schwimmenden äolischen Inseln. Hier saß Aeolus im duftenden Saale des hohen Palastes, umgeben von seinen sechs Söhnen und sechs Töchtern, täglich schmausend unter Gesang. Einen ganzen Monat bewirthete er den Odüsseus und seine Gefährten, und als dieser endlich zurückzukehren wünschte ins Vaterland, gab er ihm alles Nöthige mit, besonders aber einen Schlauch mit Winden von neunjährigem Ochsenleder; diesen band er mit einem silbernen Seile in's Schiff, warnte aber, ihn ja nicht zu öffnen. Geraden Weges trug ihn nun der West in 9 Tagen bis nahe an Ithaka; da schlief er unglücklicher Weise ein, und seine Gefährten, schon lange neugierig, was doch wohl in dem Schlauch sey, öffneten ihn, und brausend tobten widrige Winde heraus, und trieben unaufhaltbar die Schiffe nach den äolischen Inseln zurück. Aeolus wunderte sich, den Odüsseus zurückkommen zu sehen, und als er die Ursache vernahm, da wies er ihn aus dem Hause, und rief: „Weg mit dir, schändlichster Mensch, dich verfolgt die Rache der seligen Götter! Solch einen Mann herberg' und entsende ich nicht noch einmal".

Schweren Herzens kam Odüsseus nach 6 Tagen und 6 Nächten an's Land der Lästrygonen, und schickte einen Herold nebst zwei Begleitern ab, zu erfahren, welches Volk hier wohne. Ihnen begegnete eine Jungfrau, welche sie in's Haus ihrer Mutter führte; aber diese war so groß wie ein Gebirge. Schnell rief sie ihren Mann: dieser packte gleich einen der Griechen, und richtete ihn zur Mahlzeit

zu. Auch das ganze Volk der Lästrygonen gerieth in Bewegung, lief der Küste zu, nahm 11 Schiffe des Odüsseus weg, und verzehrte die Mannschaft. Odüsseus konnte sich freuen, daß er noch mit einem Schiffe entrann.

Nicht weit davon landete Odüsseus an der Insel Aeäa, aber erst am dritten Tage wagte er an's Land zu steigen, so scheu hatten ihn die Lästrygonen gemacht. Er ließ sogar losen, wer von ihnen allen auf Kundschaft ausgehen sollte, und das Loos traf den Helden Eurylochos und 22 Genossen. Als diese landeinwärts gingen, traten ihnen viele Raubthiere entgegen, Löwen, Wölfe und andere, aber diese waren ja nicht wild, sondern wedelten freundlich ihnen mit den Schwänzen, denn es waren — Menschen, von der Herrscherinn der Insel in Thiere verwandelt. Den Palast der Herrscherinn fanden die Gesandten bald. Kirke (Circe) hieß sie: sie saß daheim, webte ein Kleid, und sang dazu mit melodischer Stimme. Als die Fremden ankamen, nöthigte sie dieselben freundlich herein, setzte ihnen ein Zaubergemisch von Käse, Mehl, Honig und Wein vor, und als die Genossen aßen, berührte sie mit einem Stäbchen ihr Haupt, und sprach: „Wandelt in mein Ställchen"! Gleich waren alle Genossen in Schweine verwandelt, Kirke trieb sie in den Kofen, und schüttete ihnen Schweinemast in den Trog.

Nur Eurilochos hatte sich zurückgehalten, und kam, dem Odüsseus, seinem Herrn, das neue Unglück anzusagen. Dieser gürtete das Schwert an, und eilte die Freunde zu befreien. Aber schwerlich hätte er solches vermocht, wäre ihm unterweges nicht Hermes begegnet, der ihm ein Kraut gab gegen den Zauber der Kirke, und ihn belehrte, wie er der Hexe zu Leibe gehen müsse. Odüsseus kam zur Kirke, ward freundlich empfangen, aß von dem Zaubergemisch, und sie berührte ihn mit dem Stäbchen, sprechend: „Wandele in mein Ställchen"! Aber Odüsseus ward nicht verwandelt, vielmehr riß er von der Hüfte das geschliffene Schwert, und

rannte auf sie los. Sie erschrak, bat ihn sich zu setzen, und schwur ihm beim Styx, ihm nicht schaden zu wollen. Sie setzte ihm ein köstliches Mahl vor, und als er nicht essen mochte vor Gram, seine Freunde verloren zu haben, da holte sie sogar die Schweinchen aus dem Kofen, bestrich sie mit einer gewissen Salbe, und sogleich hatten sie ihre Menschengestalt wieder. Wie freuten sich Odüsseus und seine Genossen! Ein ganzes Jahr verweilten sie bei der Kirke, ein Fest trieb das andere, aber endlich erwachte doch in allen die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Kirke entließ den Odüsseus willig, und gab ihm den guten Rath, nach Norden bis zum äussersten Ocean zu schiffen, dort in die Unterwelt zu steigen, und den blinden Tiresias um fernere Weisung zu fragen, wie er sein Vaterland erreichen möge.

Ohne ferneren Unfall gelangte Odüsseus zum Eingange der Unterwelt, stieg hinab, grub ein Erdloch, und ließ in dasselbe das Blut von zwei geopferten schwarzen Schafen laufen. So hatte ihn die göttliche Kirke unterrichtet. Sogleich erschienen zahllose Schatten, aber Odüsseus wehrte ihnen mit dem Schwerte, von dem Blute zu trinken, nur dem Schatten des Tiresias vergönnte er solches, und sogleich erhielt dieser Besinnung, erkannte ihn, und fragte, was sein Begehr sey in der Schatten grauser Behausung. Odüsseus sagte, er wünsche zu wissen, weshalb er sein Vaterland nicht wieder erreichen könne. Tiresias antwortete, Poseidon mache ihm die Heimkehr so sauer, weil er dessen Sohne Polyphem das Auge ausgebohrt habe; doch werde er Ithaka wieder sehen, wenn er aber auf Sicilien noch die Rinder des Helios verletze, so werde er alle Genossen verlieren, und nach vielem Ungemach ganz allein auf einem fremden Schiffe seine Heimath erreichen. Odüsseus dankte ihm, und sah nun auch den Schatten seiner Mutter, den er ebenfalls von dem Blute trinken ließ. Gleich erkannte sie ihn, und erzählte, daß sie aus Gram um ihn gestorben sey, sein Vater Laertes aber lebe

noch im Wahnwitze, sein treues Weib Penelope werde von Freiern bedrängt, einen von ihnen zu heirathen, und ihre und ihres Sohnes Telemach Habe werde von den Frechen täglich verprasset. Noch viele andere Helden des trojanischen Krieges fand Odüsseus in der Unterwelt, Agamemnon, Achilles, Patroklus und den Telamonier Ajax, auch viele ältere Frauen und Töchter berühmter Könige, Alkmene, Jokaste, Leda, Phädra, Ariadne. Auch sah er der Verdammten Qualen im Tartarus, des Tantalus, Tityus, Sisyphus, der Danaiden und anderer Unholde. Am Ende drängten sich so viele Geister heran, und das Geheul ward so furchtbar, daß Odüsseus vor Schrecken davon lief, wieder schnell zur Oberwelt emporkletterte, damit ihn nicht etwa noch der Cerberus erhaschen möchte, und eilig segelte er zur Insel der freundlichen Kirke zurück.

Diese nahm die kühnen Männer wieder liebreich auf, gab ihnen Brod, Fleisch und Wein in Ueberfluß, und gewährte ihnen gern ein Nachtquartier.

Am anderen Morgen segelten sie weiter, und bald sahen sie von fern die Insel der Sirenen. Früh genug verklebte Odüsseus seinen Gefährten die Ohren mit Wachs, sich selbst aber ließ er fest an den Mast binden, und befahl ihnen, ja seine Fesseln nicht zu lösen, bis sie vorbei wären, so sehr er auch flehen möchte. Sie kamen näher, und Odüsseus hörte die Sirenen also singen:

Komm, preisvoller Odüsseus, erhabener Ruhm der Achaier,
Lenke das Schiff landwärts, um unsere Stimme zu hören.
Keiner ja fuhr noch hier im dunkelen Schiffe vorüber,
Eh' aus unserem Munde die Honigstimm' er gehöret;
Jener sodann kehrt fröhlich zurück und mehreres wissend.

Denn wir wissen dir alles, wie viel in den Ebenen Troja's
Argos Söhn' und die Troer vom Rath der Götter geduldet,
Alles, was irgend geschah auf der vielernährenden Erde.

Der Gesang war so herrlich, daß dem Odüsseus das Herz vor Lust schwoll, bei den Sirenen zu landen, und er winkte flehend seinen tauben Genossen, ihm die Fesseln zu lösen, aber diese legten ihm noch mehrere Bande an, und steuerten dann rasch vorüber.

Kaum waren sie dieser Gefahr entronnen, so kamen sie an die Scylla und Charybdis, zwischen denen sie in der schmalen Meerenge Siciliens hindurch mußten. Es waren zwei Felsen; die Charybdis, eine Felskluft unter einem Feigenbaum, schlürfte täglich dreimal Wasser und Schlamm ein, und verschlang jedes ihr nahe Schiff, und dreimal des Tages stieß sie das Verschluckte wieder aus; ihr gegenüber war die Scylla, ein Scheusal mit zwölf häßlichen Füßen und sechs Köpfen, das halb in einer Höhle eingewurzelt war, und seine langen Hälse nach Raub herausstreckte. Als Odüsseus in die Meerenge hineinfuhr, und das Einschlürfen der Charybdis eben mit Grauen ansah, kam er der Scylla zu nahe, und das Ungeheuer streckte seine Hälse aus, und jeder Kopf nahm ihm einen Genossen aus dem Schiffe, schleuderte ihn oben auf den Felsen, und verzehrte ihn dann. Odüsseus fuhr mit Kummer weiter, und landete an Trinakria's lieblicher Küste, wo des Helios göttliche Rinder weideten.

Gern wäre er vorübergefahren, aber die Genossen bestanden darauf, am Lande einmal auszuruhen, und versprachen hoch und theuer, die göttlichen Rinder nicht zu verletzen. Zum Unglück mußten sie hier einen ganzen Monat verweilen, denn immer blies ein widriger Wind. Erst aßen die Freunde den im Schiffe befindlichen Vorrath, und dann angelten sie Fische, schossen Vögel, aber bei

der schmalen Kost zehrten alle bald ab, daß sie hätten umfallen mögen. Da gab einmal, während Odüsseus schlief, Eurylochos den Rath, einige der besten Rinder des Helios den Göttern zu opfern, und am Opfermahle sich zu laben; sollten selbst dieses die Götter übel nehmen, so sey es besser, von ihnen auf einmal getödtet zu werden, als des langsamen Hungertodes zu sterben. Gesagt, gethan! Sie fingen und schlachteten die fettesten Kühe, umwickelten die Lenden mit Fett, und verbrennten sie den Göttern, das andere brateten sie an Spießen. Nun wachte Odüsseus auf, und roch schon den süßen Duft der Braten, auch ahnte ihm nichts Gutes, denn sieh! die abgezogenen Kuhhäute krochen lebendig auf dem Boden umher, und das Fleisch brüllte noch selbst an den Spießen. Helios aber kündigte dem Zeus an, er werde den Göttern und Menschen nicht mehr leuchten, sondern sich auf ewig in den Ais hinabsenken, und die Unterwelt erhellen, wenn die Frevler der Strafe entgingen.

Sechs Tage später ward der Wind günstig, und Odüsseus segelte ab. Aber auf der Höhe des Meeres ersah ihn Zeus, hüllte den Himmel in Wolken ein, und erregte einen gräulichen Sturm. Ein Blitz zertrümmerte das Schiff, alle Freunde des Odüsseus sanken in den Tod, er selbst band sich den Kiel und Mast zusammen, und der Wind trieb ihn nach der Charybdis zurück. Diese verschlang sein Floß, er aber faßte einen Zweig des herüberhangenden Feigenbaums, und hing zwischen Himmel und Erde, bis nach einigen Stunden die Charybdis sein Floß wieder hervorstrudelte. Neun Tage lang trieb ihn nun der Wind auf den Fluthen umher, bis er am zehnten die Insel der Kalypso erreichte, östlich neben der Südspitze Italiens, Ogygia mit Namen.

Kalypso war eine freundliche Nymphe, wollte den Odüsseus bei sich behalten, und versprach ihm Unsterblichkeit und ewig blühende Jugend. Er aber ging täglich in dem Frühroth hinaus, setzte sich ans brausende Gestade, und weinte, und dachte an sein heimisches Ländchen und an die zurückgelassenen Theu-

ern, ſein Weib und ſeinen Sohn Telemach. Auch nur von fern die blauen Berge ſeiner Inſel noch einmal zu erblicken, nur den Rauch aus ihren Hütten aufſteigen zu ſehen wünſchte er ſich, und dann zu ſterben. Aber ſieben Jahre hielt ihn die Nymphe in ihrer Felſengrotte zurück, dann erſt entließ ſie ihn auf Götterbefehl. Er zimmerte ſich Flöſſe von Fichten, die er ſelbſt gefällt hatte, ſtellte ſich darauf, und ruderte allein in dieſem unbekannten Meere mit dem unſichern Fahrzeuge fort. Siebenzehn Tage lang ſah er kein Land, nichts, als Himmel und Waſſer. Endlich am achtzehnten erblickte er von fern die Inſel der Phäaken, jetzt Corfu genannt. Aber ehe er ſie erreichte, erblickte ihn noch Poſeidon, und erregte einen ſchrecklichen Sturm, der ihm ſein Floß zerſchmetterte. Odüſſeus verzagte nicht: er warf alle ſeine Kleider ins Meer, und kämpfte muthig auf die Inſel los, die er auch endlich erreichte. Abgemattet und nackt trat er ans Ufer, ging auf ein Gehölz zu, und raffte Laub zuſammen, in welches er bis ans Kinn hineinkroch, eine Lage, in welcher kein Vorübergehender den Städteverwüſter Odüſſeus erkannt haben würde. So ſank er in einen feſten Schlaf.

Am andern Tage ſollte auf der Phäakeninſel im Hauſe des Königs Alcinous große Wäſche ſeyn. Früh Morgens bat die Prinzeſſinn Nauſikaa ihren Vater, er möchte ihr einen Wagen mit Pferden beſpannen, und einen Korb darauf ſetzen laſſen. Das thaten denn die Diener; Nauſikaa legte die feinen wollenen Ober- und Unterkleider ihres Vaters und ihrer Brüder, wie auch die weiblichen langen Gewänder in den Korb, und die Mutter fügte noch ein Körbchen mit ſüßem Backwerk und einen ziegenledernen Schlauch voll Weins hinzu, auch feines Oel zum Salben des Haars nach dem Bade. Darauf beſtieg Nauſikaa den Wagen, ergriff die Zügel, und peitſchte die Pferde an. Ein paar dienende Mägde folgten ihr nach.

Sie kamen an das Geſtade eines klaren Fluſſes, von welchem ein Seitenarm durch ausgemauerte

Gruben floß. In diese wurden die Gewänder geworfen, und von den Mädchen so lange mit den Füßen gestampft, bis sie rein waren; zum Trocknen wurden sie auf den reinen Kieseln der Meersküste an der Sonne ausgebreitet. Nach vollbrachter Arbeit badeten und salbten die Mädchen sich, setzten sich dann ins Grüne, aßen aus dem Körbchen, und tranken aus dem ziegenledernen Schlauche. Endlich spielten sie Fangball, und sangen sogar.

Gegen Abend war das Zeug trocken; es wurde zusammengelegt, und in den Korb auf den Wagen gepackt. Sie spannten die Rosse vor, und schickten sich zur Heimfahrt an. Da hatte Nausikaa noch den Einfall, eins der Mädchen zu necken: sie warf mit dem Balle nach ihr, traf sie aber nicht, sondern der schöne wollene Ball flog weithin ins Wasser. Da erscholl von allen Mädchen ein lautes Gekreisch, und das hörte — Odüsseus in seinem Laube. Halt! dachte er, da sind Leute, und kroch hurtig hervor. Als ihn die Mädchen sahen, die Haare voll gelber Blätter, und über und über mit schmutzigem Meeresschlamme überzogen, liefen sie alle mit großem Geschrei davon. Nur die muthige Nausikaa blieb stehen, und hörte die flehende Rede an, die er aus ehrerbietiger Ferne, wie es einem Flehenden ziemte, an sie richtete. Seine Worte dünkten ihr so verständig, seine Klage tönte so rührend, seine Bitte war so bescheiden, daß sie herzliches Mitleiden mit seiner Armuth und Noth hatte. Sie rief die furchtsamen Mädchen herbei, und befahl ihnen, den Fremdling zum Badeplatze zu führen, und ihm das Oelfläschlein und eins der feinen Gewänder hinzulegen. Er hatte lange zu waschen, ehe der alte Schmutz hinunter wollte, aber dafür erschien er auch hernach, da er gebadet und gesalbt, und mit dem reinen Gewande bekleidet war, nicht anders, wie ein Gott. Homer nennt ihn auch gewöhnlich den göttlichen Dulder Odüsseus. Die Jungfrauen gaben ihm noch den Rest aus dem Körbchen und dem Schlauche, und als er sich trefflich mit Speise und Trank erquickt hatte, setzte sich

Nausikaa auf den Wagen, und rieth ihm, auf einem anderen Wege allein in die Stadt zu gehen, damit es nicht Aufsehen machte, beschrieb ihm aber den Palast ihres Vaters, und gab ihm noch allerlei Vorschriften, wie er sich gegen ihre Eltern und gegen die zwölf Unterfürsten der Phäaken, die er daselbst auch finden würde, zu verhalten hätte. Darauf schwang sie die Peitsche, und fuhr im Gallopp zur Stadt hinein. Nachdem sie in den Hof gefahren war, kamen ihre Brüder, die Söhne des Königs, heraus, spannten ihr die Pferde ab, und halfen ihr die reinen Gewänder in die Kammer tragen.

Bald nachher kam Odüsseus auch in die Stadt. Er sah von fern die vielen Schiffe im Hafen. Ein Dienstmädchen zeigte ihm des Alcinous Palast. Er ging hinein, und fand eine nie gesehene Pracht darin. Die Thür, die Pfosten, die Riegel, alles schien ihm von Gold und Silber zu strahlen. In dem Saale rings an den Wänden standen Sessel mit Teppichen, auf denen die Beherrscher der Phäaken schmausend saßen. Fünfzig Weiber dienten im hohen Palaste; theils mußten sie die Handmühlen drehen, theils spinnen und weben. Die Königinn selbst saß neben dem Könige am leuchtenden Heerde, und spann am Rocken. An sie wandte sich Odüsseus beim Eintritte zuerst, denn so hatte es ihm Nausikaa gerathen. Er umfaßte, nach Sitte der Bittenden, ihre Knie, und bat nach kurzem Glückwunsche um gastliche Aufnahme und um ein Schiff, ihn zur Heimath zu senden. Darauf setzte er sich, die Antwort abwartend, am Heerde in die Asche, wie es den Hülfeflehenden zukam.

Sein Anstand und seine Rede hatte Beifall gefunden, und die Phäaken, wohl kundig des Gastrechts, und eifrige Verehrer der Götter, sahen ihn alle wohlwollend an. Der König selbst, des Alkinoos heilige Stärke von Homer genannt, stand auf, ging zu ihm, reichte ihm die Hand, daß er aus der Asche aufstände, und führte ihn zu einem silberbeschlagenen Sessel, von welchem er sei-

nen eigenen Sohn Laodamas aufstehen hieß. Darauf kam eine Dienerinn mit einer schönen goldenen Wasserkanne und einem silbernen Waschbecken, begoß ihm zum Waschen die Hände, und stellte dann ein Tischlein vor ihn hin. Denn bei den Griechen hatte jeder Gast seinen Tisch allein. Die ehrbare Schaffnerinn legte Brod und Fleisch und Gemüse darauf, und der göttliche Dulder Odüsseus ließ sich's trefflich schmecken. König Alcinous befahl nun dem Mundschenk, Wein mit Wasser zu mischen (denn anders tranken die Alten ihn gar nicht), und die Becher aller Anwesenden zu füllen, zum Opfer für Zeus, den Beschützer der Hülfeflehenden. Es geschah, und nun entstand im hohen Saale ein frohes Getümmel: alle erhoben sich von ihren Sitzen, und opferten, d. h. sie gossen zuerst ein paar Tropfen auf die Erde, und tranken dann das Uebrige aus. Es ward noch allerlei über Odüsseus Heimfahrt besprochen, und zuletzt erhoben sich die Fürsten, und gingen nach Hause. Nur Odüsseus und das königliche Paar blieben sitzen, und die Mägde räumten die Tische und die Ueberbleibsel der Speise weg. Die Königinn, welche längst bemerkt hatte, daß das feine wollene Gewand des Fremdlings aus ihrem Kleiderschranke sey, befragte ihn jetzt deswegen, und er erzählte ihr darauf noch die Geschichte der letzten Nacht, und rühmte Nausikaas Freundlichkeit. Endlich befahl die Fürstinn den Mägden, unter die Halle ein Bett zu setzen, prächtige Polster hineinzulegen, und Teppiche darüber zu breiten, auch zur Oberdecke wollene Mäntel herbeizuschaffen. Es geschah. Die Mägde leuchteten dem Fremden mit der Fackel hinaus auf die Halle, aber Alcinous und seine Gemahlinn gingen in ihr Schlafgemach im Innern des Palastes.

Und als die Göttinn mit den Rosenfingern (die Morgenröthe) erschien, führte der König seinen Gast zum Markte, dem Versammlungsplatze der Phäaken, der bei dem Hafen angelegt war. Unzähliges Volk fand sich ein; der Gast und der König setzten sich neben einander auf schön geglättete

Steine, und der letztere hielt einen Vortrag, in welchem er zuletzt darauf antrug, daß zwei und fünfzig der wackersten Jünglinge ein großes Schiff ausrüsten und ins Meer ziehen sollten, den Gastfreund in seine Heimath zu führen. Er versprach ihnen zugleich, sie vor der Abfahrt in seinem Palaste mit Speise zu stärken, und die zwölf Fürsten lud er ein, sogleich mit ihm in seinen Saal zu kommen, wo er den Fremdling noch einmal gehörig bewirthen wollte.

Ein großes festliches Getümmel erhob sich nun in dem Palaste. Der König ließ zwölf Schafe, acht Schweine und zwei Stiere schlachten, der Mundschenk mischte auch fleißig des Weines, und vor allen Dingen ward ein lieblicher Sänger geholt, der nach geendigtem Mahle Geschichten aus dem trojanischen Kriege in die begleitende Harfe sang zu aller Ergötzung. Oft kam Odüsseus Name vor, aber noch glaubte niemand, diesen merkwürdigen Mann vor sich zu sehen. Nur da der Held am Ende sein Gesicht verhüllte, merkte der König, daß er wohl ein Genosse jener Gefahren seyn müsse; er bat daher den Sänger aufzuhören, und lud die Jünglinge zum Kampfspiele ein. Der Zug ging nun abermals nach dem Markte hin, und die kraftvollen Fürstensöhne gaben dem Fremdlinge Beweise von ihrer Geschicklichkeit im Faustkampfe, im Ringen, im Werfen, im Springen und im Wettlaufe. Zuletzt forderte Laodamas, des Königs Sohn, den Helden zum Wettkampfe auf; doch dieser schützte seinen Schmerz vor und seine Sehnsucht nach dem Vaterlande. Darüber verspottete ihn einer, und meinte er müsse kein Kämpfer seyn, sondern etwa ein Kaufmannsdiener oder dergleichen. Aber der Held versicherte, daß er es mit jedem aufnehmen wolle, und schnellte eine schwere steinerne Scheibe zum Erstaunen aller mit solcher Kraft in die Luft, daß sie weit hinter die Ziele der andern hinrollte. Nun wagte sich keiner an ihn, die Spiele wurden aufgehoben, und der Sänger mußte nun noch etwas Lustiges singen, worauf einige Jünglinge mit be-

wundernswerther Geschicklichkeit tanzten. Die Phäakenfürsten vereinigten sich, dem Fremden, der sich so edel und verständig zeigte, jeder einen Anzug zu schenken, d. h. ein enges Unterkleid und ein langes und weites Obergewand, beides von Wolle und ohne Aermel. So einfach war die Kleidung jener Zeit. An Beinkleider, Strümpfe, Hemde, Schuhe, Halstuch, Hut u. s. w. ist um diese Zeit und lange nachher noch gar nicht zu denken. Eine so enge Kleidung, wie die unsrige, würde den Alten unerträglich gewesen seyn.

Und nun ein schöner Zug eines unbesonnenen Jünglings! Auch der oben erwähnte Spötter kam bescheiden zum Odüsseus, und überreichte ihm sein prächtiges Schwert mit silbernem Hefte und elfenbeinerner Scheide zum Versöhnungsgeschenke, mit den freundlichen Worten: „Sey wieder gut o Vater! und fiel ein kränkendes Wort hier unter uns vor, so mögen es schnell die Stürme verwehen. O verliehen dir doch die Götter, Heimath und Gattinn wieder zu sehen, nachdem du so lange in Trübsal geirret". Der Held erwiderte den Wunsch eben so freundlich, und hängte das Schwert um die Schultern.

Und sie gingen am Abend wieder in den Palast zurück, wo Odüsseus die sämmtlichen Geschenke in einer köstlichen Lade empfing, welche er hierauf statt des Schlosses mit einem künstlichen Knoten verwahrte. Darauf ward er von der Schaffnerinn herausgerufen, um ins warme Bad zu steigen, welches ihm die Mägde bereitet hatten. Und als er, frisch gebadet und gesalbt, wieder in den Saal gehen wollte, sieh, da stand verschämt an der Thür die gute Nausikaa, die sich heimlich aus ihrem Oberstübchen herunter geschlichen hatte, um dem Fremdling noch ein kurzes Lebewohl zur Abreise zu sagen, da sie fürchtete, ihn sonst nicht wieder zu sehen; denn es war nicht Sitte, daß Jungfrauen sich in die Kreise der Männer mischten. „Lebe wohl, o Fremdling! — sprach sie leise — und denk auch meiner noch zuweilen in deiner Heimath!" —

O Nausikaa — erwiederte der Held — täglich werd' ich auch dort dir wie einer Göttinn voll Ehrfurcht Dank sagen; du hast mein Leben gerettet, holde Jungfrau!

Als er in den Saal trat, ward schon wieder ein gebratenes Schwein zerlegt, und Wein gemischt. Welch gute Verdauung müssen die Phäaken gehabt haben, daß sie das unaufhörliche Essen aushalten konnten! Um den Gast recht hoch zu ehren, gab man ihm ein großes Stück vom Rücken, das mit dickem Fette bewachsen war. Und der Sänger Demodokos sang wieder von Troja, und die Hörer freuten sich, nur Odüsseus weinte. Da verbot jenem des Alcinous heilige Stärke, weiter zu singen, und jetzt erst fragte er seinen Gast, wie er heisse, und wo sein Vaterland sey. Da fing der Held an, seine Schicksale zu erzählen, daß alle Hörer staunten, und ihn baten noch länger zu bleiben. Er redete bis tief in die Nacht, und erhielt dafür von jedem Fürsten noch ein goldenes Becken und ein kupfernes Geschirr mit drei Füßen zum Geschenke. Am folgenden Morgen trugen ihm die Fürsten das alles selbst ins Schiff, und Alcinous packte es sorgfältig unter die Ruderbänke. In der Burg ward zu guter Letzt noch ein Stier geschlachtet, und dessen Lenden nach der Sitte zum Opfer für den Zeus auf dem Altare verbrennt. Auch des Weines ward von der ganzen Gesellschaft geopfert und getrunken. Odüsseus sprach herzliche Wünsche für das künftige Wohl seiner gütigen Gastfreunde aus, und als er getrunken hatte, überreichte er den Becher der edlen Königinn, und sagte die sanften Worte des Abschieds: „Lebe beständig wohl, o Königinn, bis dich das Alter sanft beschleicht, und der Tod, der allen Menschen bevorsteht! Jetzt scheid' ich von dir. Sey glücklich in diesem Palaste, sammt den Kindern, dem Volk und Alcinous, deinem Gemahle!"

Er ging hinaus; ihm folgten drei Mägde mit Speise und Wein und Gewändern. Mit den letztern bedeckten sie ein Polster im Hinterverdecke des Schiffes, und die Speisen stellten sie darneben. Der

Held legte sich auf das Polster, und schlief, indeß die Schiffer, auf den Bänken sitzend, mit den Rudern das Meer schlugen. Es war eine heitere Nacht, das Schiff glitt sanft über die ruhige Fläche hin, und der schlafende Held wußte nicht, wie schnell er sich seiner süßen Heimath näherte.

§. 66.

Die Drangsale der Penelope.

In dieser Heimath — Ithaka, wie bekannt ist, sah es aber sehr kläglich aus. Zwanzig Jahre war Odüsseus nun abwesend gewesen. Darüber war seine Mutter vor Gram gestorben; sein alter Vater Laertes lebte fern von der Stadt auf einem Weinberge in einer Art von Wahnwitz, und seine edle Gemahlinn Penelope that nichts als weinen, alle Tage. Weil die Unterfürsten der Insel meinten, ihr Herrscher Odüsseus wäre längst todt, so quälten sie das arme Weib, einen aus ihnen zu heirathen, und weil die brave Penelope dies verabscheute, so kamen sie alle Tage in ihren Palast, schmauseten von ihrer Heerde, tranken den Wein aus ihrem Keller, und zwangen die Sclaven des Hauses, ihnen aufzuwarten. Sie wollten der Penelope alles aufzehren, wenn sie nicht einen von ihnen zum Gemahle wählte. Und als die Sache ruchtbar wurde, daß in Odüsseus Palaste immer lustige Gesellschaft und freie Zeche sey, so fanden sich der Schmauser immer mehrere ein, die gar nicht die Absicht hatten, um die edle Penelope zu werben. Aus Ithaka selbst waren 12, aus der benachbarten Insel Dulichion 52, aus Same 24, aus Zakinthos 10, begleitet von Aufwärtern, Köchen, einem Herolde und einem Sänger. Des Morgens kamen sie an, und am Abend gingen oder fuhren sie nach Hause. So schwelgten sie vom fremden Gute, drei Jahre hindurch. Und das mußte die arme Penelope ansehen, und hatte Niemand, der ihr beistehen konnte. Ihr einziger Sohn Telemachus war noch ein schwacher Jüngling. Um

sich auf einige Zeit Ruhe zu schaffen, verfiel sie einmal auf eine List. „Höret — sagte sie zu den Frechen — jetzt fang' ich ein Gewand zu weben an, das lange Zeit erfordern wird, das Leichentuch für den alten Laertes. Versprechet ihr, mich so lange im Frieden zu lassen, bis es fertig ist, so will ich mich hernach zu eurem Willen bequemen". Die Fürsten versprachen es, und Penelope fing an zu weben; aber in der Nacht, wenn Niemand sie bemerkte, trennte sie die künstliche Arbeit des Tages wieder auf, und so ward das Gewebe niemals vollendet. Die Frevler erfuhren es, ärgerten sich, und tobten nun desto wüthender.

§. 67.
Telemachs Reise.

Das treue Weib und ihr Sohn hegten noch immer die süße Hoffnung, den geliebten Vater wiederzusehen. Jeden Reisenden forschten sie aus, ob keiner etwas von dem Irrenden gehört; allein die Nachfragen waren alle vergebens. Da gab Athene dem jungen Telemach den Gedanken ein, zu den Helden herumzureisen, welche mit seinem Vater vor Troja gewesen, und längst zurückgekehrt waren. Von ihnen hoffte er am sichersten zu erfahren, welchen Weg der Vater genommen, und ob seine Rückkehr noch zu erwarten sey. Seiner Mutter sagte er nichts von seinem Vorhaben, weil sie ihn wohl nicht von sich entlassen hätte; nur der alten Schaffnerinn Eurykleia entdeckte er sich, die ihm Wein und Mehl in ledernen und irdenen Gefäßen mitgeben mußte. Ein guter Freund lieh ihm ein Schiff, und ein Dutzend rascher Jünglinge war sogleich bereit, als Ruderer mitzugehen. Gegen Abend versammelte sich die ganze Gesellschaft am Gestade, die Gefährten stellten den fichtenen Mast auf, und banden ihn mit Stricken fest, spannten die weissen Segel mit starken Riemen an, setzten sich dann auf die Ruderbänke, und nachdem sie das Schiff losgebunden

hatten, opferten sie Wein für die Götter, und fuhren fröhlich von dannen.

Schon am folgenden Morgen erreichten sie den Hafen von Pylos in der Landschaft Messene auf der linken Seite des Peloponneses. Hier wohnte der alte Nestor, der unter den Helden von Troja besonders seines Alters und seiner Weisheit halber geehrt worden war. Dieser brachte gerade mit seinen Freunden dem Poseidon eine Hekatombe. Die Männer von Pylos saßen in 9 langen Reihen am Seegestade, in jeder Reihe 500, und eine solche Reihe hatte allemal 9 Stiere hergegeben. Davon wurden dem Gotte zu Ehren bloß die abgehäuteten Lenden, mit dickem Fette bewickelt, verbrennt; das übrige Fleisch ward an Spießen von den Männern selbst am Feuer gebraten, und sogleich aus freier Hand verzehrt. Auch Telemach, nachdem er die Männer gegrüßt, erhielt seinen Antheil; er mußte sich auf untergebreitete Felle setzen, und auch des Weines opfern und trinken. Man fragte nicht einmal nach seinem Namen; einen Gast nahm man unbedenklich auf, um die Götter nicht zu erzürnen, und wäre er auch ein Feind gewesen, an dem man hätte Rache nehmen müssen: darum wünschte man mit Fleiß, den Gast nicht zu kennen. Erst nach vollendetem Mahle fragte Nestor seinen Gast, wer er sey, und Telemach erzählte ihm sein häusliches Leiden, und daß er nach Kunde vom Vater forsche. Der geschwätzige Alte unterhielt ihn da lange von Troja und seiner Heimfahrt, wußte aber von Odüsseus so viel als nichts, weil er schon früher, als dieser, von Troja abgereiset war. Dagegen rieth er ihm nach Sparta zu reisen, wo Menelaus und Helena wohnten, die ihm vielleicht bessere Auskunft von seinem Vater geben würden. Willst du hinreisen — fuhr er fort — so will ich dir Wagen und Rosse und meine Söhne mitgeben, die dich sicher hin und wieder zurückbringen sollen. Unter solchen Gesprächen war es Abend geworden, und die Gesellschaft brach auf zum Opfermahle, nachdem die Herolde einem jeden Wasser

über die Hände gegossen, und einen Becher Weins zum Opfern gereicht hatten. Als sie nach Hause kamen, setzten sie sich im Saale des großen Palastes nach der Reihe auf prächtige Sessel, der Greis mischte noch einmal Wein, und gab ihn herum. Dann ward Telemach hinausgeführt unter die tönende Halle, wo ihm neben Pisistratus, Nestors jüngstem Sohne, ein Bett bereitet war. Die älteren Söhne und der Vater schliefen im Innern des Palastes.

Am Morgen setzte sich der Alte auf einen der glatten Steine draussen vor der Pforte des Hauses im Hofe, und um ihn versammelten sich seine lieben Söhne und Telemach. Er hatte Athene eine Kuh mit vergoldeten Hörnern gelobt, und wollte jetzt das Gelübde erfüllen. Alle Gefährten des Telemach wurden dazu eingeladen; es kam der Goldarbeiter mit Hammer, Amboß und Zange herbei, und überzog mit dem Golde, das Nestor ihm gab, die Hörner der jungen Kuh. Zwei von den Söhnen des Hauses führten die Kuh darauf zum Altare, der dritte kam mit einem Wasserbecken und einem Körbchen voll Gerste, der vierte hielt die scharfe Axt in den Händen, und der fünfte ein Gefäß, das Blut aufzufangen.

Nun wusch sich der Vater Nestor die Hände, und streuete heilige Gerste hin, schnitt der Kuh die Stirnhaare ab, und warf sie ins Feuer. Darauf trat der vierte Sohn heran, und hieb zu. Die scharfe Axt zerschnitt die Sehnen des Nackens, und das Thier fiel nieder. Nun zerhieben die Söhne das Opfer völlig, schnitten, nach dem Gebrauche, eilig die Lenden aus, umwickelten diese mit Fett, und bedeckten sie noch mit blutigen Stücken der Glieder. Indem dies Opfer im Feuer brannte, sprengte der Greis ein wenig rothen Weins darüber, und die Jünglinge standen mit Feuergabeln rings umher, es gehörig zu wenden. Hernach fingen sie an, das übrige Fleisch für sich am Spieße zu braten, und als die Mahlzeit fertig war, kam auch Telemach dazu, der so eben gebadet, gesalbt, und mit Leib-

rock und Mantel bekleidet war. In einen großen ehernen Kessel, der in der Mitte stand, ward Wein und Wasser gegossen, und aus dieser Mischung schöpfte jeder sich einen Becher, opferte und trank, und dann dachte man auf Telemachs Reise. Es ward ein Wagen bespannt, die Schaffnerinn legte Zehrung hinein, und Telemach und Pisistratus setzten sich darauf. Der letztere hielt die Zügel, und trieb die Pferde an. Man sieht, zu welchen Aemtern sich damals Königssöhne verstanden. Paris in Troja war seines Vaters Schäfer, und Pisistratus macht hier den Kutscher.

Am zweiten Abende stand der Wagen vor dem Schloßthore des berühmten Menelaus zu Sparta. Hier gings lustig zu, denn es war doppelte Hochzeit: Menelaus verheirathete einen Sohn und eine Tochter zugleich. Schmaus, Gesang und Tanz erfüllte den Saal, man bemerkte nicht einmal das Vorfahren des Wagens, bis ein Diener es dem Menelaus ansagte. Dieser ließ sogleich die Pferde abspannen, und an die Krippe binden, die beiden Gäste aber empfing er freundlich in seiner prächtigen Wohnung. Die Mägde führten sie zu den Badewannen, und setzten ihnen Salböl hin, und als sie wieder in den Saal traten, erhielten sie neben Menelaus Platz. Eine Dienerinn kam mit Kanne und Becken, übergoß ihnen die Hände, und stellte vor jeden ein Tischlein hin, welches ihnen mit Brod, Gemüse und Fleisch vollgepackt wurde. Menelaus selbst fügte noch seinen Ehrentheil, den fetten gebratenen Rückgrad, hinzu, und die Jünglinge aßen, die Pracht des Hauses heimlich bewundernd; denn Menelaus war vor allen mit der reichsten Beute nach Hause gekommen.

Als Menelaus nun anfing von seiner Reise zu erzählen, und des Odüsseus dabei erwähnte da verhüllte Telemach sein bethräntes Gesicht in den purpurnen Mantel, und Menelaus, der ihn noch nicht nach seinem Namen gefragt hatte, ahnte nun fast, wer er sey. Da kam Helena dazu, die Unglücksstifterinn, und erkannte gleich an den ähn-

lichen Zügen Odüſſeus Sohn, der nun mit herzlicher Liebe gepflegt wurde, und alles erzählen mußte, wie es die Frevler in ſeinem Hauſe trieben. „Ha, wahrlich! — rief Menelaus aus — wie eine wiederkehrende Löwinn die Jungen der Hirſchkuh zerreißt, die ſie in ihrem Lager findet, ſo wird Odüſſeus die Elenden zermalmen, wenn er zurückkehrt".

Die Freunde beklagten noch lange das Schickſal des edlen Odüſſeus, aber Menelaus wußte dem Telemach nichts näheres von ihm zu ſagen, als was ihm einſt ein ägyptiſcher Flußgott, Proteus, der alle Geſtalten, ſelbſt des Waſſers und Feuers, annehmen konnte, prophezeiet hatte, es würde der Held nach zehnjährigem Irrſal ohne einen einzigen Gefährten ſein Vaterland wiederſehen.

Dieſe Nachricht gewährte dem Telemach unbeſchreibliche Freude. Er machte ſich daher gleich auf, nach Pylos zurückzufahren, ſo ſehr auch Menelaus und Helena ihn zu halten ſuchten. Zum Geſchenke bot ſein reicher Wirth drei prächtige Pferde, einen Wagen und ein goldenes Gefäß an. Das Fuhrwerk aber ſchlug der Jüngling aus, weil Ithaka wegen ſeiner bergigen Gegenden für Pferde nicht geeignet war. Menelaus verwandelte daher das Geſchenk in einen prächtigen ſilbernen Becher, mit goldenem Rande und halb erhobener Arbeit geziert, ein phöniziſches Kunſtwerk. — Hierauf, nach glänzendem Opferſchmauſe, legten ſich die beiden fremden Jünglinge drauſſen in der gewölbten Halle vor dem Palaſte ſchlafen, wo ihnen von den Mägden zierliche Betten und prächtige Polſter nebſt weichen wollenen Decken bereitet waren.

Am Morgen ſtiegen ſie nach Opfer und Abſchied in den Wagen, und fuhren durch Pylos zurück, wo Telemach, ohne zum Hauſe des Neſtor heranzufahren, gleich nach dem Schiffe zu ſeinen Gefährten ging, die ſogleich den Maſt einſteckten, die Segel aufſpannten, und das Schiff vom Uferſteine losbanden. So glitten ſie in ruhiger Nacht auf der ſanften Fläche des Meeres nach Ithaka zurück; doch nahmen ſie einen Umweg, um auf der

nördlichen Küste zu landen, denn die frechen Gäste lauerten auf einem andern Schiffe, den Telemach zu ermorden. Seine Schützerinn Athene hatte ihm diese Gefahr im Traume vorher gezeigt.

Der französische Bischof Fenelon hat als Dichter die Abentheuer des Telemach noch viel ausfürlicher beschrieben; Homer läßt den Telemach aber bloß nach Pylos und Sparta reisen. Pylos heißt jetzt Navarino, ewig berühmt durch eine Seeschlacht, welche in der neuesten Zeit die Türken gegen die verbündete englische, russische und französische Flotte verloren.

§. 68.

Odüsseus im Vaterlande.

Odüsseus schlief noch fest im Schiffe der Phäaken, als die Ruderer in der Morgendämmerung an Ithaka landeten. Sie wollten ihn nicht gern im süßen Schlummer stören, und trugen ihn daher sanft ans Ufer, legten die Menge der prächtigen Geschenke neben ihn, und steuerten dann ohne Verzug nach der Heimath zurück.

Als er erwachte, und sich unter seinen Kisten, Kesseln, Bechern und Dreifüßen allein fand, stieß er ein klägliches Geschrei aus, denn ach, der Arme erkannte sein Vaterland nicht! Es war die nördlichste Spitze der Insel, und ein dicker Nebel hinderte die Aussicht. Da erschien ihm Athene in Gestalt eines schönen Hirtenknaben, erzählte ihm die Leiden seiner Gattin, wie auch die Abwesenheit des Sohnes, und ermunterte ihn, erst mit List, dann mit Gewalt gegen die Uebermüthigen zu verfahren. Sie half ihm seine Geschenke in einer Höhle verbergen, berührte ihn dann mit ihrem Stabe, plötzlich stand Odüsseus als ein graues Männchen da, krumm zusammengewachsen, mit kahler Glatze, in ein abgeschabtes Hirschfell gehüllt, auf dem Rücken einen schmierigen geflickten Ranzen, und so wankte er auf einen Zaunstock gestützet voran.

In diesem Aufzuge stieg der große Dulder Odüs-

seus über die waldigen Gebirge, und stand zuletzt vor der Wohnung des alten Eumäos still, die ihm Athene bezeichnet hatte. Dieser Mann wird von dem Dichter nicht anders, als der göttliche Sauhirt, genannt, zum Zeichen, daß er ein trefflicher Mann gewesen. Er stammte auch wirklich aus königlichem Geschlechte, und war als Kind sammt seiner Wärterinn von phönizischen Seeräubern weggeführt, von Odüsseus gekauft, und zum Aufseher über dessen Schweineheerden gesetzt. Er war ein braver und verständiger Mann, und dem Odüsseus, seinem Herrn, von ganzer Seele ergeben. Alle Tage, so oft er den trotzigen Gästen Schweine in die Stadt senden mußte, ergrimmte er über den Unfug, und weinte um den lieben Herrn, den er längst ertrunken glaubte. Jetzt saß er eben an der Schwelle des Hauses, und schnitt sich nach damaliger Mode aus dickem Rindleder ein paar Sohlen, die man mit Riemen an den Füßen festzubinden pflegte. Da bellten plötzlich seine Hunde auf. Hurtig warf der Sauhirt Eumäos das Leder aus den Händen, brachte die Hunde zum Gehorsam, und nahm den Mann in seine Hütte auf. Hier legte er auf ein Lager von Laub ein Ziegenfell, sein gewöhnliches Bett, auf welches der Gast sich setzen mußte; dann schlachtete er ein paar Ferkel, bratete sie am Spieße, und bestreute sie dabei mit Mehl, mischte Wein im hölzernen Becher, und setzte alles dem Gaste freundlich vor, welcher mit ihm opferte und aß. Dabei unterhielt er ihn mit einer Beschreibung von Ithaka, und der unerkannte König des Landes that, als ob alles ihm fremd sey. Als er aber der Sitte gemäß, nach vollendeter Mahlzeit auch von sich etwas erzählen sollte, ersann er eine Lüge, und gab sich für einen Fürstensohn aus Kreta aus, erzählte dabei daß er den Odüsseus kürzlich gesehen, daß dieser gewiß schon auf der Rückreise begriffen, und vielleicht hier schon angelangt sey. Aber das wollte der göttliche Sauhirt nicht recht glauben.

Am Abend kamen die Hirten mit den Heerden

nach Hause. Um den Gast zu ehren, schlachtete der göttliche Sauhirt jetzt ein fettes Mastschwein, das heißt, er schlug es mit einem Eichenknüttel dergestalt auf die Schnauze, daß es hinsank. Hierauf sengten die Knechte die Borsten ab, und zerschnitten das Thier. Das Stirnhaar ward als Opfer ins Feuer geworfen, und die Lendenstücke, mit Fettstreifen bedeckt, für die Götter, wurden auch hier nicht vergessen. Die Griechen hielten nie eine Mahlzeit, ohne der Götter mit gerührtem Danke zu gedenken, und mögen wohl manchen Christen beschämen.

Nach der Mahlzeit legten sich die Hirten zur Ruhe. Dem Odüsseus bereitete der göttliche Sauhirt ein Lager von Ziegenfellen am Feuer, und bedeckte ihn mit einem zottigen Mantel. Er selbst ging mit Schwert und Lanze bewaffnet hinaus, seinem Berufe treu, um in der Nähe der Heerde unter dem Felsenabhange zu schlafen.

Da es wieder tagte, hatte Odüsseus den Gedanken, als Bettler in die Stadt zu gehen, sich unter die frechen Gäste zu mischen, und ihnen als Diener aufzuwarten. Aber das redete der Alte ihm gänzlich aus. Wahrlich — sagte er — solche Leute, wie du, sind ihre Diener mit nichten; Jünglinge sind es, mit Mantel und Leibrock zierlich bekleidet, und stets duftet von Salben ihr Haar und ihr blühendes Antlitz. Dir würde es schön ergehen. Nein, bleib lieber hier, bis Telemach wieder zurückkommt; der versieht dich gewiß mit Kleidern, und sendet dich auf einem Schiffe, wohin dein Herz begehrt.

Und sieh, nicht lange darauf trat der blühende Telemach wirklich zur Thür des Sauhirten herein. Er kam so eben von seiner Reise zurück, sein Schiff war gleichfalls an der Nordseite der Insel gelandet, und er wollte erst ein wenig bei seinem treuen Eumäos einsprechen, ehe er nach der Stadt ginge. Die Hunde sprangen schmeichelnd an ihm empor, und der Sauhirt umarmte den Königssohn mit Thränen der Freude, und küßte ihm Gesicht, Augen und Hände, denn er war sehr besorgt um

ihn gewesen. Der entzückte Vater stand wie auf Kohlen, denn er durfte nichts merken lassen. Wie es einem Bettler ziemt, wollte er vor dem fremden Herrn aufstehen, aber das gab der gute Telemach aus Ehrfurcht für sein Alter gar nicht zu.

Was ist das für ein Mann? fragte er den Sauhirten.

Er ist aus Kreta, antwortete dieser: er kommt als ein Flehender, und vertraut deiner Gnade.

„Er dauert mich, sagte der Jüngling; doch du weißt, wie es in meinem Hause zugeht. Ich kann ihn unmöglich beherbergen, denn die Frevler würden ihn sehr verhöhnen, und das würde mich äusserst betrüben. Ich will ihm lieber Speise und Kleider hieher schicken, damit er dir nicht zur Last falle". Und dann schickte er den trefflichen Sauhirten nach der Stadt, der Mutter vorläufig seine glückliche Rückkehr zu melden. Dieser ging, und Vater und Sohn waren nun lange allein. Jetzt verwandelte Athene den alten Bettler wieder plötzlich in seine wahre Gestalt. Ach, welch' eine Entdeckung! Wie schlug des entzückten Jünglings Herz an der Brust des lieben, lange ersehnten Vaters! Wie zärtlich hing sein freudefunkelnder Blick an den bethränten Augen des Helden! Odüsseus theilte seinem Sohne schnell den Entschluß mit, den er längst gefaßt hatte, die übermüthigen Gäste unter Athenens Beistande alle mit eigener Hand zu erschlagen. Der Jüngling erschrak über den vermessenen Vorsatz, aber der Vater sprach ihm Muth ein, sagte ihm, er werde morgen als Bettler erscheinen, und ihre Schmähungen dulden, und befahl ihm endlich, seine Ankunft keiner Menschenseele, auch nicht der Mutter, zu entdecken. Auch alles, was sonst nöthig war, sprachen sie ab, und Telemach merkte es sich genau.

Da kam der Sauhirt zurück, Odüsseus ward wieder Bettler, und Telemach ging nun nach der Stadt, und zeigte sich wohlbehalten den Frechen, die sich ärgerten, daß ihr ausgesandtes Raubschiff

ihn verfehlt hatte. Ja, sie hätten ihn jetzt gern öffentlich ermordet, wenn sie sich nicht vor dem Zorne des Volkes gescheuet hätten.

Am folgenden Tage ging Odüsseus in seinen Bettlerslumpen nach der Stadt, geführt von dem göttlichen Sauhirten. Schon unterweges erhielt er einen Vorgeschmack von dem, was ihn zu Hause erwartete. Als sie nämlich auf gebirgigem Pfade bei dem schön gebauten Wasserbrunnen vorbeikamen, welcher vor der Stadt in einem Pappelhaine versteckt lag, sieh, da gesellte sich zu ihnen Melantheus, der Ziegenhirt, ein Freund der Schmarotzer, und verfolgte den zerlumpten König mit Schimpfworten und Fußstößen. — Am Hofthore duftete ihnen schon der Bratengeruch von vielen geschlachteten Thieren entgegen. Ein alter Hund, den einst Odüsseus erzogen, erkannte gleich seinen lieben Herrn. Jetzt lag er alt, von Ungeziefer zerfressen, auf dem Miste in den letzten Zügen. Er wedelte noch einmal mit dem Schwanze, und wollte heranspringen; aber er konnte nicht mehr: er sah seinem Herrn noch einmal nach, und verschied. Odüsseus wischte sich heimlich eine Thräne aus dem Auge, und trat in den Saal.

Hier saßen die hundert Gäste an den langen Wänden umher, auf Stühlen, die mit Fellen belegt waren; die Füße ruheten auf hölzernen Schemeln. Vor jedem stand ein kleiner Tisch, auf welchem das Brod und das gebratene Fleisch lag. Der innere Raum des Saales war leer. Die Griechen saßen also nicht zusammen rund um eine lange Tafel umher, wie bei uns Sitte ist. Herolde und andere Diener waren geschäftig, die Schmausenden zu bedienen, und in der Mitte des Saales stand der gewaltige eherne Kessel, in welchem der Wein gemischt wurde, und aus welchem die Diener die einzelnen Becher füllten. Ein Sänger sang zu dem Mahle. An den Pfeilern im Saale waren Behältnisse für die Lanzen angebracht; die anderen Waffen hingen rings an den Wänden herum.

Odüsseus setzte sich, wie es bittenden Armen

ziemte, auf der Thürschwelle nieder. Die Frevler ärgerten sich über den schmutzigen Gast, und schalten den Sauhirten, der ihn hereingeführt hatte. Der boshafte Ziegenhirt ließ auch hier nicht ab, den Armen zu verhöhnen. Darauf ging der Fremdling zu allen Gästen herum, und bettelte, und jeder steckte ihm etwas Fleisch und Brod in seinen schmierigen Ranzen. Nur Antinous, der Stolzeste von allen, gab ihm nichts, sondern warf ihm zornig den Fußschemel an die Schulter. Ein anderer schleuderte ihm mit Lachen eine Kuhpfote an den Kopf, ja selbst die Mägde hatten ihn zum Besten, und fuhren ihn zuletzt mit Schimpfreden an.

Alles das ertrug der König mit der größten Gelassenheit, aber innerlich erwartete er mit glühender Sehnsucht den Tag der Rache, der früh genug erschien. Penelope, um doch den Gästen endlich entscheidende Bedingung zu machen, trat eines Morgens mit ihren Mägden in den Saal, und sprach: „Höret, ihr Männer! Oben in der Rüstkammer liegt noch der Lieblingsbogen meines Gemahles Odüsseus sammt seinem gefüllten Köcher. Ihm war's ein Leichtes, den gefiederten Pfeil aus der Ferne durch die Oehre von zwölf hinter einander aufgerichteten eisernen Stäben zu schnellen. Nun schlag' ich euch vor, morgen das nämliche Spiel zu versuchen, und wer am besten schießt, dessen Geschenke will ich annehmen, und dem will ich als Gattinn folgen in sein Haus, damit meinem edlen Sohne Telemach seine Habe nicht länger so schändlich verpraßt werde."

Wie horchte Odüsseus, und wie freute er sich, seine Gemahlinn das erste mal wieder zu sehen! Aber er durfte sich nicht verrathen. Doch an demselben Abend, nachdem die Prasser weggegangen waren, trug er mit dem edlen Sohne alle Waffen aus dem Saale, und verschloß sie in einem obern Zimmer. Den Mägden wurde aufgebunden, es geschehe, um sie nicht länger dem Rauche auszusetzen, oder auch, um nicht den Gästen, wenn sie sich einmal entzweiten, Gelegenheit zu blutigen Kämpfen

zu geben. Nur zwei Schwerter, zwei Lanzen, zwei Helme und zwei Schilde behielten sie zurück, und verbargen sie im Saale. Der göttliche Sauhirt und der eben so treffliche Rinderhirt erkannten jedoch nun den König an einer Narbe des Knies, wurden von allem unterrichtet, und versprachen ihm den treuesten Beistand und die treueste Verschwiegenheit.

Als am folgenden Morgen die Fremden wieder erschienen, schlug Telemach die Spitzen der zwölf Stäbe nach der Reihe in den Fußboden des Saales, und reichte dem Antinous den Bogen. Aber so stark sich der Uebermüthige dünkte, so konnte er doch den Bogen nicht spannen. Nun übernahm ihn Eurimachus, der stolzeste nach jenem, der auch einmal seinen Schemel nach dem Odüsseus geworfen hatte; er beschmierte ihn mit Fett, und hielt ihn ans Feuer, um die Sehne dehnbarer zu machen, aber er konnte ihn dennoch nicht spannen. Eben so vergeblich versuchten es alle andern. — Ach, laßt's gut seyn — riefen sie endlich — wir wollen's morgen wieder versuchen, heut wollen wir schmausen! — Das meinen wir auch, sagten die Uebrigen, und in kurzem waren alle Tische wieder mit Braten bepflanzt.

Gebt mir doch auch einmal den Bogen her — sagte endlich Odüsseus auf seiner Schwelle. Die Gäste lachten und schrien: Du wirst doch die schöne Penelope nicht heirathen wollen? Behüte! sagte der Bettler — aber gebt nur her! Die Fürsten hielten das für unanständig, und wurden zornig; aber Telemach sprach: „Der Bogen ist mein, ich kann ihn geben, wem ich will. Da, nimm ihn, Alter"!

Odüsseus nahm den längst gewohnten Bogen, spannte ihn mit Leichtigkeit, und schoß klirrend den Pfeil durch die engen zwölf Löcher. Alle staunten. Der König gab dem Sau- und Rinderhirten einen Wink mit den Augen, und darauf sprach er mit Würde: „Nun gebet Acht! Jetzt wähl ich ein Ziel, das noch kein Schütze getroffen hat"! — In dem

Augenblick flog sein Pfeil dem Antinous durch die Gurgel, daß der Getroffene, da er umfiel, Wein und Speisen sammt seinem Tischlein mit den emporgereckten Beinen umstürzte.

Alle Gäste fuhren auf, und schauten nach den Wänden. Aber da hingen keine Waffen mehr. Indessen glaubten sie, Odüsseus habe den Antinous aus Versehen wider Willen getödtet, als plötzlich der Held mit grimmigem Blick und schrecklicher Stimme sie anfuhr: „Ha, ihr Hunde, ihr wähntet, ich kehrete nimmer zur Heimath aus dem Lande der Troer zurück! Darum zehrtet ihr mein Gut auf, zwanget meine Diener zu eurem Willen, und quältet mein treues Weib mit niederträchtigen Anträgen, da ich noch lebte. Weder Götter, noch Menschen habet ihr gescheut; aber dafür ist über euch jetzt die Stunde des Todes verhängt"!

Und sie entsetzten sich alle, denn der Fürchterliche hatte schon wieder einen Pfeil auf dem Bogen, Telemach hatte ihm und sich bereits Schwert, Helm und Schild umgeworfen, und der Sauhirt und Rinderhirt, die alle Hinterthüren verschlossen und alle Mägde des Hauses eingesperrt hatten, traten jetzt auch bewaffnet herein. Die Prasser standen alle wehrlos, und schwiegen, nur Eurimachus begann: Mit Recht, König, rügest du die Thaten dieser Männer, denn es sind hier viel Unarten geschehen; allein da liegt er ja schon, der alles verschuldet hat, der Stolze, der nicht bloß deine Gemahlinn, sondern auch die Herrschaft über Ithaka suchte. Uns andere verschone, wir wollen dir allen Schaden ersetzen, und dir Vieh und Gold, so viel du verlangst, zur Versöhnung bringen.

„Nein, Eurimachus — sprach der zürnende König — und brächtet ihr mir euer ganzes Vermögen, so sollte doch mein Arm nicht eher rasten, als bis ihr alle mir den Frevel gebüßt habt. Auf! Jetzt gilt es, mit mir zu fechten. Aber ich denke, nicht einer soll mir entrinnen".

Da sprang Eurimachus mit dem Schwerte auf ihn los, aber Odüsseus tödtlicher Pfeil durch-

bohrt' ihm die Brust, daß er über Tisch und Stuhl hinstürzt', und alles mit sich niederriß. Von nun an streckte der Held mit jeglichem Schusse einen Frevler zu Boden, und als die Pfeile verschossen waren, warf er sie mit Lanzen todt. Auch Telemach und die beiden wackern Hirten hielten sich tapfer. Da fiel es dem treulosen Ziegenhirten Melantheus ein, ihnen Waffen durch die Fenster zu reichen, und nun schleuderten sie spitzige Lanzen auf den Odüsseus. Aber Athene beschützte ihn und den Sohn, daß keiner ihn traf, indeß er selbst mit Blitzesschnelle einen nach dem andern niederwarf.

Und sieh, der Ziegenhirt schlich sich noch einmal auf den Söller, um frische Waffen zu holen. Aber die beiden andern Hirten eilten ihm nach, banden ihm Hände und Füße auf dem Rücken zusammen, steckten ein Seil durch die Schnüre, und zogen ihn damit an einer Säule hinauf, daß er in dieser schrecklichen Folter freischwebend wie ein halber Mond in der Luft hing. Dann gingen sie wieder hinunter, wo der Kampf noch schrecklich wüthete, indem die Gäste, voll Verzweiflung entschlossen, das Aeusserste zu wagen, schaarenweise die Lanzen auf den Rächer warfen. Der Rinderhirt durchrannte den, welcher noch vor wenigen Tagen den Bettler mit der Kuhpfote beworfen hatte; einen andern streckte der göttliche Sauhirt zu Boden.

Als nun die Letzten noch übrig waren, da flüchteten sie, den Würfen zu entrinnen, ängstlich, wie gescheuchte Hühner, hin und her in dem Saale, und stolperten über die Leichen und über die umgestürzten Tische, bis sie endlich, von Odüsseus und Telemachs Lanzen getroffen, selbst Leichen wurden. Nur zwei Männer wurden verschont, der Sänger und Medon, ein treuer Herold für den der junge Telemach bat. Zitternd kam der Arme, als er des Jünglings Bitte hörte, unter dem Stuhle hervorgekrochen, und warf die Kuhhaut von sich, die ihn versteckt hatte. Odüsseus hieß beide hinaus in den Hof gehen, und Telemach mußte die alte treue Schaffnerinn rufen, die bis dahin die 50 Mägde

unter Schloß und Riegel gehalten hatte. Die alte frohlockte über den Anblick des blutigen Estrichs und der Berge von Leichen, die zum Theil noch zuckten und röchelten, und sich mit den Lanzen hin und her wanden, von welchen sie durchbohrt waren. Da sprach Odüsseus die schönen Worte: „Freue dich im Herzen, Mütterchen, über die erfüllte Gerechtigkeit, aber halte dich, daß du nicht frohlockest; über erschlagene Menschen jauchzen ist grausam und sündlich".

Hierauf mußte ihm die Schaffnerinn die Untreuen unter den Mägden des Hauses nennen. Ihrer waren zwölf, und Telemach und die beiden Hirten übernahmen das abscheuliche Geschäft, sie an einem abgelegenen Orte des Hauses sämmtlich aufzuhängen. Der Ziegenhirt ward schändlich verstümmelt, und starb eines elenden Todes. Solche Grausamkeit hielt selbst Odüsseus sich gegen seinen Feind für erlaubt; wohl uns, wenn wir besser denken!

Odüsseus und Telemach, die hohen Herrscher von Ithaka, schleppten nun die Todten hinaus, und warfen sie im Hofe über einander. Dann nahmen sie Besen und Schaufel zur Hand, und reinigten mit den beiden Hirten um die Wette den blutigen Saal. Die Mägde scheuerten die beflekten Stühle und Tische ab, und zulezt durchräucherte der König mit Schwefel den Saal.

Eine Gottheit hatte bis dahin wohlthätigen eisernen Schlaf über die sanfte Penelope gegossen, daß sie im obern Gemache nichts von dem langen Mordgetümmel vernommen hatte. Jetzt rief die Schaffnerinn sie herunter, und erzählte ihr alles. Penelope schauderte, in dem alten runzligen Bettler ihren Gemahl zu finden. Aber er hatte sich unterdessen gebadet und gesalbet, Athene hatte ihn wieder mit ihrem Stabe berührt, und schön, wie ein Gott, umwallt vom purpurnen Gewande, stand er da. Nun erkannte das treue Weib ihn, den lieben, zwanzig Jahre beweinten Gemahl.

Vierter Zeitraum.

Von Romulus bis Cyrus.

(199 Jahre.)

(Vor Christus 754 bis 555.)

§. 69.

Einleitung.

Wir haben gesehen, wie es bisher mit den Menschen stand. Nur die Länder an der Süd- und Ostseite des mittelländischen Meeres zeichneten sich aus, die Aegypter, die Israeliten, die Phönizier und Karthager, die Assyrier, die Griechen. Alle arbeiteten sich aus dem Stande der Wildheit heraus, aber es wollte noch so recht nicht gelingen, ausser daß die Babylonier und Assyrier durch ihre Verfeinerung in Schwelgerei gesunken waren; nur die Israeliten bewahrten die Kenntniß des wahren Gottes. Aber der trojanische Krieg brachte einen großen Schwung hervor, und zwar zuerst unter den Griechen. Von den Griechen müßten wir dies hier schon erzählen; aber wir wollen dies versparen, bis wir mehr noch von den Griechen zu sagen haben. Jetzt wollen wir gleich eine Wirkung des trojanischen Krieges in einem andern Lande erzählen — wollen zum ersten male die Römer auftreten lassen, die nachher die halbe Erde in Bewegung gesetzt haben.

I. Die Römer.

§. 70.
Das uralte Italien.

Italien war in den beiden vorigen Zeiträumen den Morgenländern so unbekannt, wie uns heut zu Tage die fernsten Inseln der Südsee. Erst etwa tausend Jahre vor Christi Geburt schifften Griechen, die in den unruhigen Zeiten aus ihrem Vaterlande vertrieben waren, über das adriatische Meer hinüber, und nannten das Land ihrer Hoffnung in ihrer Sprache Hesperien oder Abendland, weil es gegen Griechenland nach Abend lag. Sie fanden in Italien rohe kriegerische Völker, ohne Sitten, ohne Gesetze und Regierung, die einander bei jeder Gelegenheit bekriegten. So werden uns Umbrer, Ausonen, Sikuler, Sabiner, Etrusker genannt. Etwa 30 Jahre vor dem trojanischen Kriege kam der arkadische Prinz Evander in Italien an, und bauete an der Tiber auf einem Berge eine Stadt, die er nach dem Namen seiner Vaterstadt Palantium nannte, die aber in der Folge wieder verfiel. Der Nachfolger des Evander soll Latinus geheissen haben, und von ihm wurden seine Unterthanen Latiner, und sein Ländchen Latium genannt.

Von der Götterlehre des alten Italiens ist uns wenig bekannt geworden, denn die griechische verdrängte bald die italische, nur bekamen die griechischen Götter in Italien andere Namen: Zeus ward zum Jupiter, Here zur Juno, Aphrodite zur Venus, Athene zur Minerva, Ares zum Mars u. s. w.

§. 71.
Aeneas in Italien.

Auch Trojaner, die auf schnellen Schiffen dem Untergange ihrer Vaterstadt entrannen, suchten sich in dem lieblichen Italien Wohnsitze. Unter diesen

war Aeneas einer der Vornehmsten. Aeneas irrte lange auf dem mittelländischen Meere umher, wo er auch sogar zu Carthago landete, als eben Dido diese Stadt erbauet hatte oder vielmehr noch erbauete, und bei dieser Gelegenheit verbrennte Dido sich lebendig, da ein benachbarter Fürst ihr Reich und ihre Ehe verlangte, und Aeneas nicht bleiben konnte, ihr Hülfe zu leisten. Aeneas landete in Latium, und es fügte sich so, daß König Latinus sein Freund wurde, und ihm seine einzige Tochter Lavinia sogar zur Gemahlinn gab. Die Trojaner und Latiner wurden nun ein Volk, und Aeneas legte eine neue Stadt an, die er nach seiner Gemahlinn Lavinium nannte, wurde auch nach des Latinus Tode König der Latiner. Ihm folgte sein Sohn Julus, der eine noch weit größere Stadt, Albalonga genannt, erbauete, und das Völkchen Albaner nannte. In dieser Stadt herrschte eine Reihe von Königen, sämmtlich Nachkommen des Julus, von denen wir kaum die Namen wissen. Der fünfzehnte hieß Numitor, unter welchem die Begebenheiten wichtiger werden.

§. 72.

Romulus und Remus. — Erbauung Roms.

(754 v. Chr.)

König Numitor wurde von seinem Bruder Amulius des Thrones beraubt. Damit Amulius seines Reiches ganz sicher wäre, so tödtete er auch den Sohn des Numitor, und machte seine Tochter Rhea Silvia zur Vestalinn. *) Mars aber schenkte der Vestalinn dennoch zwei Söhne, dem Amulius zum Trotz, der nun befürchtete, diese beiden Kronerben möchten ihn noch vom Throne

*) Vesta war eine griechische Göttinn, in deren Tempel von 6 Jungfrauen ein ewiges Feuer unterhalten wurde. Diese Jungfrauen durften sich ohne Noth draussen nicht sehen lassen, und mußten ledigen Standes bleiben.

stoßen. Er befahl also, die Knaben in die Tiber zu werfen, indessen die Mutter nach den Gesetzen der Vestalinnen lebendig begraben wurde. Die Tiber war aber eben ausgetreten, so daß die Knaben nicht in den eigentlichen Strom geworfen wurden, sondern in einem Troge auf den nächsten seichten Pfuhl gesetzt werden mußten. Als das Wasser sich verlief blieb der Trog glücklich auf dem Trocknen stehen. Die Knaben schrien, eine Wölfinn kam zu ihnen, und säugte sie — gewiß wieder ein Fäbelchen. Der Oberhirt des Königs fand sie darauf, und brachte sie seiner Frau, die sie erzog. Romulus und Remus wurden groß und stark, tüchtige Hirten und — Räuber, so wie die Gelegenheit es gab. Bei allen Hirten der Nachbarschaft standen sie in Ansehen. Einmal bei einer Schlägerei wurde Remus von den Hirten des Numitor gefangen, und vor seinen ihm unbekannten Großvater gebracht. Dieser errieth bei genauer Nachfrage die Herkunft des Jünglings, und wollte auch den Bruder sehen. Dieser kam, nachdem er von seinem Erzieher über seine frühere Geschichte unterricht war, und Numitor wurde bald überzeugt, daß Romulus und Remus seine Enkel wären. Nun bekam Numitor an allen Hirten eine starke Parthei. Amulius wußte nicht, was vorfiel, und plötzlich griffen die Brüder ihn an, Romulus von der einen, Remus von der andern Seite. Er wurde im Kampfe getödtet, und Numitor von seinen Enkeln wieder auf den Thron gesetzt.

Romulus und Remus hatten nun Lust, an dem Orte, wo sie ausgesetzt und erzogen waren, eine neue Stadt zu bauen zum Andenken ihrer Rettung. Numitor erlaubte es gern. Die räuberischen Hirten und viele unruhige Albaner gesellten sich zu den Zwillingen. Aber leider mußte erst Bruderblut fließen! Die Brüder zankten sich, wer der neuen Stadt den Namen geben und sie regieren sollte, und durch den Vögelflug sollte die Sache entschieden werden. Romulus stellt sich auf den palatinischen, und Remus auf den aventinischen Hügel, um die Götter-

zeichen zu erwarten. Remus erhält das erste Zeichen: 6 Geier fliegen zu seiner Rechten auf. Später erscheinen dem Romulus zwölf Geier. Jeder wird von seiner Parthei zum Sieger ausgerufen. Man erhitzt sich, und im Handgemenge wird Remus erschlagen. Andere erzählen, Remus sey vom Romulus mit eigener Hand getödtet, weil er spöttisch über den schmalen Graben der neuen Stadt gesprungen sey. Noch eine dritte Sage berichtet, Remus sey nicht getödtet, sondern von Romulus vertrieben, und habe in Gallien, dem jetzigen Frankreich, die Stadt Rheims gebauet.

Nun war also Romulus allein König, und begann gleich die Gründung der Stadt. Er spannte einen weissen Ochsen und eine weisse Kuh vor den Pflug, und zog eine Furche um den palatinischen Hügel. Hier wurde nun der Stadtgraben gemacht. Wo ein Thor stehen sollte, wurde der Pflug aufgehoben. Innerhalb dieses Bezirkes wurden die Häuser gebauet — Lehmhütten ohne Ordnung, ohne gerade Straßen. Die Stadt wurde Rom genannt, glich aber mehr einem elenden Dorfe, als einer Stadt, und die Bürger waren ziemlich arm. Und dieses Dorf wurde der Schauplatz ewig berühmter Thaten und die Hauptstadt der ganzen bekannten Erde.

§. 73.

Die ersten Staatseinrichtungen in Rom.

Romulus wollte sich als König auch etwas Ansehen geben. So oft er ausging, mußten 12 Gerichtsdiener, die Lictoren hießen, vor ihm hergehen. Jeder trug unter dem Arme ein Bündel Stäbe, aus denen ein Beil hervorsah: diese Stäbe mit dem Beile hiessen die Fasces, und waren das Zeichen der königlichen Gewalt. Die Lictoren machten dem Könige Platz, zogen die Verbrecher ein, und waren auch die Vollstrecker der Todesurtheile.

Romulus wählte 100 der verständigsten Hausväter, mit denen er über jede neue Einrichtung be-

rathschlagte. Diese Männer hiessen die Väter (patres), und ihre Versammlung Senat. Ausser der Ehre bekamen sie für ihre Dienste keine Belohnung. Ihre Nachkommen wurden Patricier genannt, und machten den römischen Adel aus, dem allein in der Folge die höchsten Aemter und die meisten Reichthümer zu Theil wurden. Das gemeine Volk hieß Plebejer (von plebs, Volk.)

Romulus nahm sich auch eine reitende Leibwache von 300 Mann, aus welcher in der Folge ein eigener Stand, die Ritterschaft, entstand — ein Mittelstand zwischen den Patriciern und Plebejern.

Um dem rohen Haufen Ehrfurcht gegen die Gesetze beizubringen, machte Romulus die Einrichtung, daß bei jedem wichtigen Staatsgeschäfte die Augurn die aus dem Vogelfluge weissagten, um Rath gefragt werden sollten. Es versteht sich, daß diese nichts anderes sagen durften, als was die Regierung wollte; darum wurden auch nur Patricier zu Augurn bestellt.

Auf die Verstärkung seines Reiches bedacht, errichtete Romulus auf dem capitolinischen Hügel bei Rom ein Asyl, eine Freistätte für mißvergnügte Bürger, für entlaufene Sclaven, für entsprungene Verbrecher — kurz, kein Gesindel war dem Romulus zu schlecht, allen gab er Sicherheit und Wohnplätze. Aber nun fehlte es noch an Weibern, das Hauswesen zu besorgen. Der Senat bat deswegen die Bürger der benachbarten Städte, sie möchten doch ihre Töchter nach Rom schicken, erhielt aber die spöttische Antwort, Romulus könnte ja auch eine Freistätte für entlaufene Sclavinnen und schlechte Weiber errichten. Romulus ärgerte sich darüber nicht wenig, doch verbarg er seinen Zorn, und machte bekannt, nächstens sollten große Kampfspiele zu Ehren des Neptun gehalten werden. Die langen Vorbereitungen zu denselben, die Romulus absichtlich anstellte, um die Erwartung recht groß zu machen, lockten viele Nachbarn mit Weibern und Kindern hin; zugleich war man auch neugierig, die

neue Stadt einmal zu sehen. Alle wurden freundlich aufgenommen. Als man sich aber zu den Kampfspielen niedergesetzt hatte, und nun aller Augen nur auf die Kämpfer gerichtet waren, da stürzten auf ein verabredetes Zeichen die Römer hervor, und jeder ergriff ein Mädchen, das ihm zunächst stand. Die Eltern, welche unbewaffnet gekommen waren, flohen bestürzt nach Hause, und sannen auf blutige Rache. Zum Glück für Rom griffen sie aber nicht alle auf einmal zu den Waffen, und so war es den Römern nicht schwer, die einzelnen Haufen zu schlagen, ja sogar mit eroberten Städten ihr Gebiet zu erweitern. Doch zuletzt kamen die gefährlichsten Feinde, die Sabiner aus der Stadt Cures, welche sich unter Anführung ihres Königs Tatius der auf dem capitolinischen Berge angelegten Festung bemächtigten, und die Römer in verschiedenen Treffen besiegten. Romulus konnte zuletzt seine Krieger gar nicht mehr zum Stehen bringen, und gelobte in der Angst dem Jupiter noch einen Tempel an dem Orte, wohin sie jetzt zurückgedrängt waren, wenn er nur noch diesmal den Römern Muth einflößen wolle. Wirklich gelang es ihm, die nächst angreifende Parthei zurückzuschlagen, und ihren Anführer in einen Sumpf zu treiben. Aber nun sollte noch eine Hauptschlacht, eine entscheidende, geliefert werden. Die Römer waren in Verzweiflung, aber die geraubten Weiber wurden ihre Retterinnen. Sie traten zwischen die beiden feindlichen Heere, und baten ihre Väter, sie nicht zu Wittwen, und ihre Männer, sie nicht zu Waisen zu machen. „O beflecket eure Hände nicht — flehten sie — mit der Schwiegersöhne Blut, ermordet nicht unsern unmündigen Kindern die Väter. Laßt euch doch das Bündniß nicht gereuen, das zwar Gewalt geschlossen hat, aber Liebe nun erhält". — Die alten Sabiner standen gerührt, das Vaterherz wuchs über, sie machten Frieden mit den Römern, und verbanden sich mit ihnen zu einem Volke. Von der Stadt Cures sollten nun alle römischen Bürger Quiriten heissen, König Tatius ward Mit-

regent des Romulus, und der Senat wurde durch 100 edle Sabiner vermehrt. Die Stadt Rom gewann nun einen größern Umfang: die Römer behielten nur den palatinischen Berg inne, die Sabiner besetzten den capitolinischen und quirinalischen Hügel, und das Thal, welches zwischen diesen drei Hügeln lag, wurde der Versammlungsplatz des ganzen Volkes, das in der Folge so berühmt gewordene Forum.

§. 74.
Romulus Tod.

Tatius wurde nach sechs Jahren zu Lavinium bei einem Opferfeste erschlagen, nicht ohne den Verdacht, daß es auf heimliche Veranstaltung des Romulus geschehen sey. Romulus regierte darauf noch eine Zeitlang allein, gab verschiedene Gesetze, lag zu Felde, und kämpfte mit gewohntem Glücke gegen die Nachbarn, die Inwohner der Städte Veji und Fidenä. Der Senat, welchem nach und nach der Stolz und die Anmassung des Königs verhaßt wurde, machte zuletzt ganz im Stillen eine Verschwörung gegen ihn, und als er einmal auf einem Felde vor der Stadt am Ziegensumpfe eine allgemeine Heeresmusterung hielt, und ein fürchterliches Gewitter das anwesende Volk schnell zerstreute, ward er plötzlich niedergestoßen, und nicht einmal seine Leiche konnte man finden. Wer weiß, ob nicht erbitterte Sabiner die Mörder waren. Die Meinungen sind hierüber getheilt. Das gemeine Volk war aber bei seiner Verschwindung nicht gleichgültig, sondern forderte den Senat zur Rechenschaft. Dieser half sich durch einen plumpen Betrug. Ein gewisser Julius Proculus, ein naher Verwandter des Romulus, mußte in die Volksversammlung treten, und mit wehmüthiger Geberde erzählen, Romulus Geist sey ihm diesen Morgen in glänzender Gestalt vom Himmel schwebend erschienen, und habe ihm zugerufen, er solle den Römern verkünden, es sey der Wille der Göt-

ter, Rom zum Haupte der Erde zu machen; sie sollten nur ihren Kriegersinn bewahren, den römischen Waffen werde keine menschliche Gewalt jemals widerstehen; ihn selbst sollten sie aber von nun an unter dem Namen Quirinus göttlich verehren, denn er sey zum Gott erhoben. Das Volk beruhigte sich, (besonders da ein Verwandter es sagte), daß es nur seinen König unsterblich wußte. Romulus hat 37 Jahre regiert, und hinterließ anstatt der ersten 3300 Mann bei seinem Tode ein Heer von 47000 streitbaren Männern.

§. 75.
Numa Pompilius.
(715—672 vor Christus.)

Nach Romulus Tode zögerte der Senat fast zwei Jahre mit der Wahl eines neuen Königs, und würde lieber die Regierung ganz für sich behalten haben, wenn das Volk nicht gemurret hätte, daß man nun statt eines Königs derer Hunderte hätte. Nun stritt der Senat wieder, wer König seyn sollte, ein Sabiner oder ein Römer. Keine Parthei wollte hier nachstehen. Endlich kam man überein, die Römer sollten das Wahlrecht haben, der Gewählte aber ein Sabiner seyn, und nun fiel die Wahl einstimmig auf den Schwiegersohn des Tatius, einen edeln Sabiner in der Stadt Cures, welcher durch einen sonderbaren Zufall gerade an dem Tage geboren war, an welchem Romulus den Grund zu seiner neuen Stadt gelegt hatte. Er hieß Numa Pompilius, ein sanfter, friedliebender Mann, der sein Vergnügen in ländlichen Beschäftigungen und ernsten Betrachtungen fand, und sich einen allgemeinen Ruf der Heiligkeit und Weisheit erworben hatte. Als die Abgeordneten des Senats zu ihm kamen, konnte er sich nicht entschließen, ihrem Rufe zu folgen; denn als ein wahrhaft bescheidener Mann setzte er ein Mißtrauen in sich, ob er bei seinem sanften Charakter auch

wohl zum Herrscher eines so kriegerischen Volkes und zum Nachfolger eines Romulus geeignet seyn würde. Nur die Vorstellungen seiner Freunde und die wiederholten Bitten des ganzen Volkes konnten ihn endlich bewegen, nach Rom zu gehen, um die Götter zu fragen, ob auch ihnen die getroffene Wahl angenehm sey. Hier empfing ihn ein allgemeines Jubelgeschrei; er ward auf den capitolinischen Hügel geführt, wo ein Augur seinetwegen unter den gewöhnlichen Ceremonien die Götter um ein Zeichen bat. Als die erwarteten Vögel erschienen waren, gab er nach; man ging den Hügel wieder hinab, man hängte dem Numa den königlichen Mantel um, und das Volk freute sich des neuen Beherrschers.

Er hat 43 Jahre regiert, und benahm sich so klug, daß man forthin nicht mehr von Sabinern und Römern in Rom hört, sondern nur von römischen Bürgern. Sein Streben ging dahin, das wilde Volk gesittet zu machen. Aber gegen Strafgesetze hätten die Frechen sich gebäumt, der wilde Mensch gehorcht nur aus Scheu vor der Gottheit. Numa suchte daher seine Unterthanen durch die Religion von ihrer Neigung zum Kriege und Raube abzulenken. Nicht durch Krieg also zeichnete sich seine lange Regierung aus. Er baute zwar dem Janus mit dem Doppelgesichte den sogenannten Janustempel, der während des Friedens verschlossen seyn sollte; aber zu seiner Ehre meldet die Geschichte, daß er erst nach seinem Tode zum ersten male geöffnet worden sey. Von da an ist er dann leider selten geschlossen worden, nämlich in 700 Jahren nur zweimal, und auch diese beiden male nur auf kurze Zeit.

Um sich Ansehen zu verschaffen, gab Numa vor, er habe im heiligen Haine von Aricia geheime Zusammenkünfte mit der Nymphe Egeria, die ihn göttlich belehre, wie er sein Volk weiser und glücklicher machen solle. Da nun bei rohen Menschen feierliche Stimmungen nur durch äusserliche Feierlichkeiten erweckt werden, so führte der König vor allen Dingen einen glänzenden Götterdienst ein,

stiftete acht verschiedene Priesterorden, viele Feiertage, Opfer, heilige Chorgesänge, feierliche Processionen, und erbaute verschiedene neue Tempel. Doch beteten die Römer ihre Götter als unsichtbare Wesen an, denn so roh war das Volk, daß keiner unter ihnen war, der ein Bild hätte machen können. Man sah auch wirklich in den ersten 170 Jahren nach Erbauung der Stadt keine Statue einer Gottheit in derselben; erst nach dieser Zeit verbreitete die griechische Kunst ihren Einfluß bis dahin.

Numa war fast bei allen religiösen Handlungen selbst zugegen, und sein feierlicher Ernst theilte sich allen Römern mit. Es mußte auch jedesmal vorher durch Herolde in der ganzen Stadt verkündigt werden, wenn etwas Festliches geschehen sollte, damit kein Geräusch, kein Lärmen und Schreien, kein Ton der Handarbeit den Gottesdienst störte, ja es ward eine völlige Enthaltung von Geschäften verordnet, damit jedes Gemüth einzig auf die heilige Handlung und auf die Götter gerichtet würde.

Um die Römer von hinterlistigen Ueberfällen friedlicher Nachbarn abzuhalten, setzte er eigene Priester ein, die er Fecialen nannte, welche künftig allemal erst unter gewissen Ceremonien einem andern Volke den Krieg ankündigen mußten, ehe von Seiten der Römer die geringste Feindseligkeit ausgeübt werden durfte. Denn mit Recht hielt er es edler Männer würdig, Offenheit und Ehrlichkeit auch dem Feinde zu zeigen.

Den Weibern Sittsamkeit zu empfehlen, welche die schönste Tugend dieses Geschlechts ist, nahm er den Dienst der keuschen Göttinn Vesta von den Albanern auch in seinen Staat auf. Er baute ihr einen Tempel, und verordnete zum täglichen Dienste und zur Unterhaltung des heiligen Feuers in demselben vier Jungfrauen. Späterhin waren ihrer sechs. Von der Unterhaltung des Feuers, glaubte man, hinge die Wohlfahrt des Staates ab. Die Vestalinnen mußten ledig bleiben, so lange sie im Orden waren (doch stand ihnen nach gewissen Jahren der Austritt frei), und die strengste Sittsam-

keit beobachten. Die Strafe einer zügellosen Priesterinn der Vesta war fürchterlich: sie wurde lebendig begraben. Am sogenannten collinischen Thore, noch innerhalb der Stadt, war ein breiter Hügel, in welchen man eine tiefe Höhle grub. In die Höhle setzte man ein Bett und einen Tisch, mit wenigen Lebensmitteln, als Brod, Wasser, Milch und Oel, und stellte eine brennende Lampe daneben. Die Verurtheilte ward in einer ganz verhüllten Sänfte durch die Stadt hieher getragen. Wer dem traurigen Zuge begegnete, ging still vorbei, oder folgte mit wehmüthigem Blicke und schweigend nach. Am Eingange der Höhle verrichtete der oberste Priester, der Pontifex maximus genannt, einige Gebete, hob dann die verschleierte Vestalinn aus der Sänfte, und stellte sie auf die Leiter, an der sie hinabsteigen mußte. Die Leiter ward zurückgezogen, und eingeschlossen in den engen Grabeskerker hörte die Unglückliche die auf ewig verriegelte Thür mit Erde bewerfen, bis die Oeffnung mit der Seite des Hügels wieder gleich gemacht war. — Dagegen hatte eine sittsame Vestalinn auch große Rechte. Begegnete sie z. B. einem Missethäter, der zum Tode geführt ward, so konnte ihr Wort ihn auf der Stelle begnadigen.

Zucht und Ehrbarkeit in Sitten und Worten forderte Numa von allen römischen Weibern und Jungfrauen. Er führte eine sittsam verhüllende weibliche Kleidung ein, gewöhnte die Jungfrauen in Männergesellschaften zum Schweigen und zur Enthaltung vom Weine, und gebot, daß kein Weib sich in männliche Händel mischen sollte. Das Letztere war auch wirklich in Rom so unerhört, daß einst, als eine Frau sich vor Gericht einfand, um ihren Streithandel selbst zu führen, der Senat die Götter befragen ließ, was diese fremde Erscheinung wohl für eine Vorbedeutung für die Stadt Rom seyn möchte. — Die Weiber sollten nach Numa's Gesetzen ihren Männern mit treuer Liebe ergeben seyn, und sich gehorsam in ihren Willen fügen. Ein großer Beweis der Sittenreinheit jener Zeiten

ist es, daß erst 230 Jahre nach Erbauung Roms die erste Ehescheidung bei den Römern vorfiel, und daß man erst unter dem siebenten Könige das erste Beispiel einer Frau erlebte, die mit ihrer Swiegermutter Streit hatte. Beide Vorfälle schienen den Geschichtschreibern jener Zeit so merkwürdig, daß sie uns sogar die Namen der schuldigen Personen aufbehalten haben.

Sanfte Menschlichkeit ist überhaupt der Character aller Gesetze des Numa. Durch eins derselben führte er die Gewohnheit ein, daß die armen Sclaven einige Tage im Jahre, am sogenannten Feste der Saturnalien, am Tische ihrer Herrschaften essen sollten, damit sie auch ihres Daseyns zuweilen froh würden. In diesen Tagen mußten die Herrschaften alle Sclavendienste des Hauses verrichten, und ihren Sclaven aufwarten, und die Sclaven hatten das Recht, ihren Herrschaften alle ihre Fehler vorzuhalten. Dann war Frohsinn in der ganzen Stadt. Von diesem Feste schreiben sich unsere Fastnachtstollheiten noch her. — Numa gab der Treue und den Gränzen eigene Gottheiten, denen er Tempel erbaute, damit die Römer die Treue und das gegebene Wort als heilig und unverbrüchlich ehren, und die Gränzen des fremden Eigenthums achten lernten. Er richtete endlich, so gut es sich damals thun ließ, einen bessern Kalender ein, und machte unter anderm den Januar zum ersten Moate des Jahrs, da dies bisher der März gewesen war. Der Kalender des Romulus hatte auch nur 10 Monate, daher die Namen September, October, November, December, d. h. der 7te, 8te, 9te, 10te Monat, die jetzt nicht mehr passen, aber doch beibehalten sind. Der Januar hat den Namen vom Janus, der Februar von den Göttern der Unterwelt, der März vom Mars. Vom April und Mai sind die Bedeutungen ungewiß, von den übrigen Monaten werde ich sie später erklären. Uebrigens rechnete Numa jedes Jahr zu 365 Tagen. Der erste Tag in jedem Monat hieß Calendae d. h. Ruftag, weil es öffentlich

ausgerufen wurde, daß ein neuer Monat anfange, denn die Priester hielten die Einrichtung des Kalenders geheim. Der 5te oder 7te Monatstag hieß Nonae, der 13te oder 15te Idus. Auch das Glückwünschen am Neujahrstage war schon in Rom Gebrauch.

Die schöne Ordnung, welche sich durch Numa's sanfte Gesetze über den ganzen römischen Staat verbreitet hatte, die Ehrfurcht vor dem Heiligen und die Liebe zum Frieden theilte sich unmerklich allen benachbarten Völkern mit. Romulus hatte sein Volk furchtbar gemacht, Numa machte es achtungswürdig, und mit liebendem Vertrauen schlossen sich die Völkerschaften rings umher an den römischen Namen an. Die Schwerter ruhten im sichern Hause, Bogen und Pfeile wurden nur zur Jagd gebraucht, der Ackerbau und die Gewerbe verschafften den Römern Arbeit und Wohlstand, und bei den feierlichen Zügen, Opfern und Gesängen zur Ehre der segnenden Götter ward Stadt und Land zur Freude begeistert.

Numa starb im hohen Greisenalter nach einer glücklichen Regierung von 43 Jahren, und sein Tod versetzte nicht allein die Römer in tiefe Trauer. Alle benachbarten Völker schickten Gesandte zu seinem Leichenbegängnisse nach Rom mit Kränzen und köstlichem Schmucke. Die Patricier trugen das Leichenbett, auf dem er lag; die Priester begleiteten ihn, und das Volk, Männer, Weiber und Kinder, folgten dem Zuge weinend nach, als ob jeder einzelne seinen Vater verloren hätte. Auf dem Berge Janiculus ward sein Leichnam in einem steinernen Sarge begraben.

§. 76.

Tullus Hostilius.

(672—640 vor Christus.)

So hieß der junge König, welchen das römische Volk zu Numa's Nachfolger wählte. Er war

seinem Vorgänger so unähnlich, daß er selbst noch den Romulus an Wildheit übertraf. Nach seiner Meinung hatten die Römer schon viel zu lange in träger Muße geruht, und damit sie das Kriegshandwerk nicht ganz verlernten, störte er mit Fleiß den Frieden, dessen Erhaltung dem sanften Numa so sehr am Herzen gelegen hatte. Ein unbedeutender Streit gab ihm Anlaß, den Inwohnern von Alba Longa den Krieg anzukündigen, dieser ehrwürdigen Stadt, die gleichsam die Mutterstadt von Rom war. Die Albaner rüsteten sich, und bezogen ein verschanztes Lager unweit Rom. Die Römer traten ihnen gegenüber in Schlachtordnung, und eben sollte das blutige Treffen beginnen, als der albanische Feldherr Fuffetius den Tullus Hostilius zu einer Unterredung einladen ließ. Beide Anführer kamen zusammen, und der Albaner sprach: „Wir können es uns nicht verbergen, o König, daß diese beiden Heere hier zusammengeführt sind aus einer langen Eifersucht, um zu entscheiden, welche von beiden Städten, Alba oder Rom, die Herrscherinn der andern seyn solle. Darum laß uns nicht in langen Gliedern verwandtes Blut vergießen, ein unparteiischer Zweikampf einzelner Männer aus deinem und meinem Heere mag es auf ewig entscheiden, wer dem andern unterworfen seyn soll. Gehorsam wollen wir uns vor Roms Uebermacht beugen, wenn eure Kämpfer siegen. Versprechet ihr uns das Nämliche, so nehmet den Vorschlag an, und schonet des Menschenblutes".

Das gefiel dem Tullus, und beide gingen aus einander, um, jeder aus seinem Heere, die Tapfersten auszusuchen.

§. 77.

Horatier und Curiatier.

Zufällig fanden sich im römischen Heere drei Brüder, deren Vater Horatius hieß, und im albanischen drei andere, aus dem Geschlechte der Curiatier. Diese werden von beiden Seiten aus-

gelesen; man befragt sie, ob sie den Kampf für die Herrschaft ihres Volkes ausfechten wollen, und sie weigern sich nicht. Die Fecialen rufen unter vielen Cerimonien die Götter zu Zeugen an, daß die Römer treue Erfüllung der Verabredung den Albanern gelobt haben, und nun greifen die Brüder zu den Waffen. Ermahnt von ihren Partheien treten sie zwischen beiden Heeren in die Mitte. Erwartungsvoll saßen hier die Römer, dort die Albaner vor ihren Lagern, nicht ohne Furcht, denn von dem Glücke dieser Wenigen hing die Herrschaft oder Dienstbarkeit ab. Das Zeichen wird gegeben. Mit feindseligen Waffen stürzen die Jünglinge, wie Heer gegen Heer, auf einander. Keiner denkt an seine Gefahr, nur des Vaterlandes Ruhm durchglüht jedes Kämpfers Seele; er sieht nur das allgemeine Schicksal, das die Mitbürger seinen Waffen anvertraut haben. Als im ersten Anlauf die Schilde prasselten, die schnellen Klingen funkelten, und nirgends noch die Hoffnung sich hinüberneigte, stockte Stimme und Athem allen Zuschauern. Darauf, als im Handgemenge sich nicht mehr Leib an Leib und Schwert an Schwert fruchtlos drängte, sondern Blut und Wunden sichtbar wurden, und kraftloser schon die Linke den Schild, die Rechte das Eisen regierte, da endlich sank ein Römer und noch ein Römer zu Boden. Verwundet standen aber alle drei Albaner dem einzigen Römer gegenüber. Ein Jubelgeschrei erscholl aus dem albanischen Lager, und der tiefgebeugte römische Stolz wagte keine Hoffnung mehr zu fassen. Da plötzlich entfloh der Horatier, noch durch keine Wunden entkräftet, und nöthigte die Curiatier, ihn zu verfolgen. So trennte er die dreifache Gewalt, wohl voraussehend, daß die Feinde ihm in ungleichen Zwischenräumen nach dem Maße ihrer größern oder leichtern Wunden folgen würden. Nach kurzer Flucht blieb er stehen, und blickte zurück. Da sah er die drei Feinde weit von einander getrennt, und nur einen nahe hinter sich. Auf diesen stürzt er mit gewaltiger Wuth, und indem das ganze albanische

Heer den beiden andern Curiatiern zuruft, ihrem Bruder beizuspringen, hat der Horatier ihn schon durchbohrt, und rennt auf den zweiten los. Durch alle Lüfte schallt der tausendstimmige Zuruf der hoffnungschöpfenden Römer, und kräftig gestärkt durch die Ermunterung der Seinen, gibt der Horatier auch diesem Feinde den Todesstoß. Das Geschrei der Römer verdoppelt sich, und als er den dritten endlich, der schwer verwundet und athemlos herbei keuchte, mit leichter Hand zu Boden streckte, da lief alles von seinen Sitzen auf ihn los, und umarmte und begrüßte ihn als Sieger. Mit schwerem Herzen begruben die Albaner ihre drei Landesleute, jeden an dem Orte, wo er gefallen war, und unterwarfen sich traurig der römischen Herrschaft.

Stolz ging der Sieger Horatius, die Rüstungen der drei Curiatier im Triumphe tragend, an der Spitze des römischen Heeres nach Rom zurück. Am Thore begegnete ihm seine Schwester; die gefallenen Curiatier waren ihre nahen Verwandten, und mit dem einen derselben hatte sie sich früher sogar verlobt, und da sie nun dessen Gewand, von ihr selbst gewirkt, unter den Siegeszeichen ihres Bruders erblickte, fing sie laut zu jammern an: sie rang die Hände, lösete das Haar, und nannte schmerzlich klagend den werthen Namen. Das erbitterte den wilden Sinn des Bruders im Taumel seines Sieges, ihm schien diese einzige Klage unter tausend Tönen der Freude ein Verbrechen zu seyn. Er fuhr die Schwester wild an, und stieß sie mit seinem noch blutigen Schwerte nieder. „Fahre hin — sprach er — mit deiner unzeitigen Liebe, Unwürdige, die du der todten Brüder und des lebenden, die du des Vaterlandes vergessen kannst! So fahre jede Römerinn hin, die einen Feind betrauern wird"!

So vaterländisch gesinnt war kein Römer, daß diese That ihn nicht mit Entsetzen und Abscheu erfüllt hätte. Der Schwestermörder ward den Richtern übergeben, und diese verdammten ihn, nach vorher empfangenen Streichen an einen Baum aufgehängt

zu werden. Selbst der König milderte nicht die Strenge des Urtheils, und schon war der Lictor im Begriff, ihn an den Pfahl zu binden, als sein alter Vater klagend unter das Volk trat, denn dieses sollte den letzten Ausspruch thun. „Noch vor wenig Tagen — sprach er — war ich ein glücklicher Greis, glücklich durch vier brave Kinder. Drei hab' ich an einem Tage verloren, und der vierte soll nun am Galgen sterben! O weh mir armen, alten Manne! So peitscht ihn denn, und knüpft ihn auf, der noch kurz zuvor euer Retter war. Vergesset, was er für Rom gethan hat, aber schämt euch vor den Albanern, die würden nicht so mit ihm verfahren seyn"!

Diese Worte rührten alle Anwesenden. Der Sohn ward begnadigt, doch mußte er sich mit einer Geldstrafe lösen, und die Beschimpfung erleiden, daß die Lictoren ihn mit verhülltem Gesichte unter einer Art von Galgen hindurchführten, der aus zwei senkrecht eingegrabenen Pfählen, über welche ein Balken gelegt war, bestand, und der zum Andenken an diese Begebenheit, so wie das Grabmahl seiner Schwester an dem Thore, wo er sie erstochen hatte, noch viele Jahrhunderte nachher erhalten, und von Zeit zu Zeit erneuert wurde.

§. 78.
Die Zerstörung von Alba.

Die armen Albaner, denen das Kriegsglück ihrer Curiatier so ungünstig gewesen war, konnten sich in ihre Unterwürfigkeit gar nicht finden, und trugen das römische Joch mit dem größten Unwillen. Fuffetius, ihr Feldherr, sann sogar heimlich auf Mittel, seine Vaterstadt wieder zu befreien. Er hetzte die Fidenater und Vejenter, alte Feinde von Rom, zum Kriege gegen dasselbe auf, und versprach ihnen, wenn es zur Schlacht käme, mit allen seinen Albanern zu ihnen zu stoßen. Die Feinde erschienen vor Rom. König Tullus, der allzeit fertige Schläger, rückt ihnen entgegen, bietet in der

Geschwindigkeit die albanischen Hülfstruppen auf, zu ihm zu stoßen, und vertraut ihnen und ihrem Feldherrn Fuffetius den rechten Flügel des römischen Heeres an. Das Treffen beginnt. Tullus mit seinen Römern stürzt sich wüthend auf die Vejenter, Fuffetius dagegen, anstatt auf die Fidenater einzuhauen, zieht seine Albaner allmählig rechts herum, zögert mit dem Angriffe der Feinde, und wagt es doch auch nicht, sich öffentlich mit ihnen zu vereinigen, sondern will es abwarten, auf welche Seite sich der Sieg neigen werde. So versetzt er die Römer und die Fidenater in die größte Bestürzung. Endlich sprengt ein Reiter zum Tullus heran, und meldet ihm laut, die Albaner entblößeten die rechte Seite, und zögen sich hinter den Bergen herum zu den Feinden. Tullus erschrickt, doch faßt er sich schnell, und ruft mit scheinbarer Freude so laut, daß die Vejenter es hören: „Das ist recht, ich hab's ihnen befohlen, sie umzingeln die Fidenater. Seht, dort unten fliehn sie schon"! — Bei diesen Worten sinkt den Vejentern der Muth, und die Römer werden ermuntert, den Angriff lebhafter zu erneuern. Tullus gelobt, der Furcht und dem Schrecken einen Tempel zu erbauen, wenn er hier Furcht und Schrecken allein unter zwei Feinde verbreiten würde. Es gelingt ihm, die Vejenter fliehen, die getäuschten und unschlüssigen Fidenater werden von den Geschlagenen mit fortgerissen, und die Römer erfechten den glänzendsten Sieg.

Nach der Schlacht vereinigten sich die Albaner wieder mit den Römern, und Fuffetius stattete dem Tullus seinen Glückwunsch ab. Tullus stellte sich freundlich, und dankte ihm; dann ließ er eine allgemeine Versammlung zum folgenden Morgen ausrufen. Zugleich gab er den Hauptleuten allerlei heimliche Befehle. Mit Tagesanbruche schloß das albanische Heer einen Kreis um ihn, das römische Heer aber, heimlich bewaffnet, stellte sich rings um die Albaner, und der König begann: „Römer, wenn uns jemals in einer Schlacht die Götter sichtbar beigestanden haben, so ist es gestern gewesen;

denn ihr wisset es selbst noch nicht, mit wem ihr gekämpft habet: nicht mit den Feinden allein, sondern auch mit der Treulosigkeit und der Verrätherei unserer Freunde. Denn nicht auf meinen Befehl zogen sich die Albaner von unserer Seite fort; es war ihr heimlicher Plan, zu den Feinden überzugehen, und es fehlte ihnen nur an Muth, die Bosheit auszuführen. Doch nicht auf das Heer schiebe ich die Schuld, es folgte nur den Befehlen seines Führers. Aber ich denke, niemand soll wieder etwas ähnliches wagen, so wahr ich an diesem den Völkern ein schreckliches Beispiel geben will".

Bewaffnete umringten den Fuffetius; der König fuhr darauf fort:

„Ich habe beschlossen, das ganze Volk der Albaner nach Rom herüber zu führen, den Plebejern das Bürgerrecht und den Häuptern der Patrizier Sitz und Stimme im Senate zu geben, und so aus beiden Städten eine zu machen, so wie sie vormals aus einer hervorgegangen sind".

Hier ward die albanische Mannschaft schnell entwaffnet. Keiner wagte ein Wort zu sprechen, und Tullus wandte sich nun zum Fuffetius.

„Hättest du — sprach er — gelernt, was Pflicht und Treue sey, so würdest auch du mir willkommen seyn. Aber dein unruhiger Sinn ist unheilbar, nur dein Tod kann lehrreich und heilsam für deines Gleichen seyn. So wie du zwischen Römern und Fidenatern doppelsinnig geschwankt hast, so soll auch dein Körper jetzt zwiefach zertheilt werden".

Er gab den schrecklichen Wink, und Fuffetius ward von angespannten Pferden lebendig zerrissen. Jedermann wendete die Augen weg von dem unmenschlichen Schauspiele, welches in der ganzen römischen Geschichte das erste und letzte in seiner Art gewesen ist.

Während dessen wurden albanische Reiter schon vorangeschickt, um die Menge nach Rom zu führen. Römische Legionen zogen dagegen in Alba ein, die Stadt zu zerstören. Als sie ins Thor traten, fanden sie hier nicht den Tumult, der in eroberten

Städten zu toben pflegt, wenn unter Mordgeschrei und Waffengeklirr, unter Sterbegewinsel und den Stößen des Mauerbrechers die Häuser und Thore einstürzen, und die verzehrende Flamme der Menschenverwüstung vorgreift. Hier herrschte tiefe Stille; eine sprachlose Traurigkeit betäubte die Gemüther so sehr, daß sie vor Angst nicht wußten, was sie zurücklassen, was sie mitnehmen sollten. Besinnunglos fragte einer den andern; nun standen sie fertig an der Schwelle, nun kehrten sie wieder um, das Haus noch einmal zu durchsuchen. Als endlich die Soldaten mit rauher Stimme zu eilen geboten, die eingeäscherten Dächer schon herabzuprasseln begannen, hier und da ein Haus einstürzte, und der Staub vom Schutte überall wie ein dickes Gewölk in die Luft stieg, da machten sich die Unglücklichen auf, beladen mit allem, was sie nur tragen konnten, vor allem aber mit den thönernen Hausgöttern, die jede Familie besonders verehrte. Wie oft sahen sie noch zurück, ein jeder nach dem Hause, in welchem er geboren und aufgewachsen war! Erst vor dem Thore wo sich die ganze Landstraße mit Ausgewanderten füllte, übersah ein jeder das allgemeine Elend, und als die Bekannten sich zusammengesellten, erneuerten sich die Thränen. Das Jammern der Weiber, die ihre Kinder trugen, das Trauern der Greise, als sie vor den Tempeln der Götter zum letzten male vorübergingen, gab eine unaussprechlich rührende Scene. Als die Inwohner sämmtlich ausgezogen waren, machten die römischen Soldaten die ganze Stadt dem Erdboden gleich, und in einer Stunde sank die Arbeit von vielen Jahren in Trümmer. Nur die Tempel der Götter blieben verschont.

Rom ward natürlich durch die neuen Ankömmlinge sehr vergrößert. Tullus räumte ihnen einen neuen bisher unbebauten Hügel, den Cölischen, zum Wohnsitz ein, und dieser ward nun mit der Stadt vereinigt.

§. 79.

Ancus Martius.

(640—616 vor Christus.)

Das alles war noch nicht genug für die unbändige Herrschsucht und Kriegeslust des Tullus. Keinen Tag konnte er seine Soldaten müßig sehen. Er fing sogleich wieder mit einem Sabinerstamme Händel an, und ruhete nicht eher, als bis er ihn ganz überwunden hatte. Darauf brach eine Pest aus, auch diese konnte ihn nicht zur Schonung seiner Bürger bewegen. Selbst die Priester legten sich darein, und nahmen allen ihren Aberglauben zu Hülfe, doch konnten sie nur eine kurze Frist der Ruhe von ihm erhalten. Endlich wurde er selbst von einer langen Krankheit befallen, und das erst machte ihn sanfter. Ja, er wurde zuletzt so verzagt, daß er sich ganz zur frömmelnden Verehrung der Götter neigte, und das Volk glaubte schon die alten Zeiten des feierlichen Numa wiederkehren zu sehen. Ein schnell zündender Blitzstrahl soll ihn mit seinem ganzen Hause verbrennt haben, nachdem er 32 Jahre geherrscht hatte.

Ancus Martius war der vierte König von Rom. Das Volk wählte ihn wegen seines edeln Charakters, da er vieles von der Sanftheit des Numa hatte, dessen Tochtersohn er war. Er gab seinem Volke die Ruhe wieder, deren es so lange hatte entbehren müssen, und gewöhnte es wieder zu der Verehrung der Götter, von welcher es während der kriegerischen Regierung des Tullus ganz zurückgekommen war. Die Feiertage wurden wieder mit ihrem vormaligen Glanze gehalten; Opfer und öffentliche Aufzüge mit Gesang und Tanz bekamen ihr altes Ansehen wieder. Da glaubten die Latiner, unruhige Nachbarn, nun sey es Zeit, sich von den Römern loszureissen, da ihr König zwischen Altären und Opferthieren sitze, und fingen an, die römischen Gränzen zu verheeren. Aber König Ancus hatte nicht Numa's Sanftheit allein,

sondern auch den Geist des Romulus in sich, und wie ein Blitz flog er hinter seinen Altären hervor, und stand den Feinden gegenüber. Er zerstörte ihnen mehrere Städte, und führte die Bürger derselben nach Rom, wo sie sich auf einem andern noch wüsten Hügel, dem aventinischen, anbauen mußten. Den Inwohnern von Veji nahm er den Hafen Ostia an der Mündung der Tiber weg sammt den dabei gelegenen Salzquellen. Nun hatte er Frieden, und dachte auf die Verschönerung der Stadt. Vor derselben, an der andern Seite der Tiber, lag ein Hügel, Namens Janiculus; auf diesem legte er starke Verschanzungen an, und verband ihn durch eine kleine hölzerne Brücke, Subliciusbrücke genannt, mit der Stadt. Dies war die erste Brücke die in Rom gebauet wurde. Auch vergrößerte und verschönerte er den ältesten Jupiterstempel, welchen Romulus auf dem kapitolinischen Hügel erbaut hatte.

Nach einer glücklichen Regierung von 24 Jahren starb endlich Ancus Martius, und hinterließ zwei Söhne, mit dem Wunsche, daß einer von ihnen sein Nachfolger werden möchte.

§. 80.

Tarquinius Priscus.

(616—578 vor Christus.)

Während der Regierung des Ancus zog ein reicher Fremdling, Lukumo, mit seiner Frau nach Rom. Sein Vater Demarat, ein Grieche aus der Stadt Korinth, war, um den Bedrückungen eines dortigen Tyrannen zu entfliehen, nach Italien geschifft, und hatte sich in der etruscischen Stadt Tarquinii niedergelassen. Nach dem Tode des Demarat hoffte sein Sohn leichter in Rom sein Glück zu machen, er wandte sich also lieber dahin. Als er mit seiner Frau Tanaquil, welche etwas von den geheimen Künsten verstand, dahin abfuhr, schoß ein Adler auf ihn hernieder, nahm ihm sei-

nen Hut, flog mit demselben zu den Wolken, und setzte ihm nach einer Weile denselben wieder auf. Nun wußte Tanaquil, daß ihr lieber Mann in Rom König werden würde. In Rom nahm der Fremdling einen römischen Namen an, er hieß Lucius Tarquinius (der Tarquinier). Seine Reichthümer gaben ihm bald ein Ansehen, seine Freundlichkeit gegen die Römer und seine lebhafte, uneigennützig scheinende Theilnahme an den öffentlichen Geschäften machten ihn allgemein beliebt. Er wollte völlig als ein Römer angesehen seyn, er focht tapfer mit in der Schlacht, bewies Klugheit und Ernst im Senate, und schmeichelte sich dadurch selbst bei dem Könige Ancus so ein, daß ihm dieser vor seinem Tode sogar die Vormundschaft über seine beiden Söhne anvertraute.

Allein Lucius Tarquinius war ein treuloser Vormund. Anstatt die königliche Würde einem seiner Mündel zu verschaffen, suchte er sie bei dem Volke für sich selbst nach, und erhielt sie auch durch seine Gewandtheit und Beredsamkeit. Seine beiden Pfleglinge ließ er auf dem Lande auferziehen. Es war indessen für die Römer kein Unglück, daß er zur Regierung gekommen war, denn er bewies in allen seinen Unternehmungen Einsicht, Muth und Entschlossenheit. Den aufs neue ausgebrochenen Krieg mit den Latinern endigte er sehr glücklich, und bereicherte dadurch Rom mit vieler Beute. Bald darauf demüthigte er auch durch glänzende Siege die Etruscer und Sabiner. Die besiegten Etruscer übersandten ihrem stolzen Landsmann die bei ihnen gewöhnlichen Zeichen der königlichen Würde, einen elfenbeinernen Stuhl, curulischer Sessel genannt, und ein mit Goldstreifen durchwirktes Oberkleid, Ehrenzeichen, welche nun auch in Rom eingeführt wurden.

L. Tarquinius erwarb sich auch große Verdienste um die Verschönerung Roms. Die reiche Beute aus so vielen Kriegen setzte ihn in den Stand, mehr und prächtiger zu bauen, als seine Vorgänger hatten thun können. Er legte innerhalb der

Hügel, auf denen Rom stand, in einem Thale einen großen Platz zu öffentlichen Kampfspielen an, der nachher den Namen Circus maximus erhalten hat. Dieser Circus war von gewaltigem Umfange, länglich rund, und ringsum mit einer Mauer umzogen, auf welcher viele Reihen Bänke zu Sitzen für die Zuschauer angebracht waren. Mitten in der Rennbahn stand eine lange Mauer, welche spina hieß, und an jedem Ende mit einer kegelförmigen Säule, meta, versehen war. Um diese Mauer herum wurde gelaufen, geritten oder gefahren. An dem einen Ende des Circus waren die Behältnisse angebracht, in denen die Pferde und Wagen bis zum gegebenen Zeichen sich aufhielten, und die Aussenseite der großen Ringmauer wurde späterhin mit Buden für allerlei Waaren besetzt.

Auch Wasserleitungen legte dieser König zuerst in Rom an. Da nämlich die Stadt auf lauter Hügeln lag, so hatte sie keine Brunnen, und das Wasser mußte mit vieler Mühe weit her aus der Tiber heraufgetragen werden. Da ließ er nun ein Druckwerk erbauen, welches die Stadt mit Wasser versorgte. Desgleichen sind in Rom späterhin noch weit mehrere angelegt worden, unter denen einige als Meisterstücke der alten Baukunst gepriesen werden.

Was man aber als ein Werk so früher Zeiten vorzüglich bewundert, sind die Cloaken, zu denen Tarquinius der Aeltere gleichfalls den Grund legte. Dies waren lange unterirdische Gewölbe, durch welche aller Unflath Roms sowohl von den Straßen, als aus den einzelnen Häusern, in die Tiber geleitet wurde. Man muß sich diese Gewölbe nicht als enge, niedrige Canäle, sondern als weite Gänge denken, wohl über zwölf Fuß hoch. Die Mauern dieser Cloaken waren so stark, daß sie in der Folge die größten über ihnen erbauten Thürme und Paläste trugen, ja, daß sie an vielen Stellen noch bis auf den heutigen Tag vorhanden sind. Freilich wurden auch diese Anstalten erst in folgenden bessern Zeiten zu ihrer höchsten Vollkommenheit

gebracht, aber es ist doch bewundernswerth, daß man sich schon zu Tarquinius Zeit an so große Unternehmungen wagte. Da indessen dieser König aus Griechenland herstammte, so könnte man wohl annehmen, daß schon damals griechische Künstler zur Verschönerung Roms mitgewirkt hätten. Vielleicht aber hätte Rom seiner Cloaken auch entbehren können, wenn man die Straßen nur gepflastert hätte. Doch darauf verfiel man nicht.

Ferner ließ auch eben dieser König zuerst eine steinerne Mauer um die Stadt ziehen, und legte den Grund zu dem nachher so berühmten Capitolium, dem Jupiterstempel auf dem capitolinischen Hügel.

Tarquinius erreichte beinahe das 80ste Jahr seines Lebens, und regierte 38 Jahre, starb aber dennoch keines natürlichen Todes, sondern fiel als ein spätes Opfer einer lange verhaltnen Rache. Die beiden Söhne des Ancus Martius räumten ihn nämlich aus dem Wege, da sie sahen, daß er damit umginge, sich einen Nachfolger zu bestimmen, wobei sie wieder übergangen werden sollten, da sie doch ein nahes Recht zum Throne zu haben glaubten. Sie stifteten daher zwei Holzhacker an, die mit ihren Aexten zankend und lärmend in das Haus des Königs drangen, und den König zu sprechen begehrten, der ihren Streit entscheiden sollte. Der alte Tarquinius kam heraus auf den Flur, und indem er der erdichteten Erzählung des einen aufmerksam zuhörte, schlug ihn der andere mit der Axt plötzlich nieder, worauf beide Nichtswürdigen schnell entflohen.

§. 81.

Servius Tullius.

(578—534 vor Christus.)

Dem Tarquinius war in den ersten Jahren seiner Regierung bei der Bezwingung der Latiner auch die Fürstinn einer eroberten Stadt in die Hän-

de gefallen, deren Gemahl in dem Gefechte ums Leben gekommen war. Nach damaliger Sitte war nun diese Fürstinn des Tarquinius Sclavinn; allein Tanaquil, die Gemahlinn des Königs, hatte Mitleid mit ihr, zumal da sie kränklich war. Sie brachte es bei ihrem Gemahle dahin, daß das Kind der Fürstinn nicht zum Sclaven erzogen, sondern frei gemacht wurde. Sie behandelte das Kind auch fernerhin wie ihren eigenen Sohn, und als er erwachsen war, verschaffte ihm der König den Rang eines Senators, und gab ihm sogar seine eigene Tochter zur Ehe. Der junge Mann zeigte sich der Wohlthaten nicht unwerth, welche er von seinen Pflegeltern empfing. Er hieß Servius Tullius.

Tanaquil hatte längst heimlich die Hoffnung genährt, ihren geliebten Schwiegersohn einst als König von Rom zu sehen, aber seine Sclavengeburt stand dieser Hoffnung mächtig entgegen. Sie wußte indessen durch den Schein des Wunderbaren das Volk für ihn einzunehmen, und hatte daher unter andern schon früh ausgesprengt, ihm hätte einst, noch als zartem Kinde, im Schlafe das Haupthaar wie in hellen Feuerflocken gebrannt, die bei seinem Erwachen auf einmal verschwunden gewesen wären — ein Wunderzeichen, welches sie als eine etruscische Wahrsagerinn so deutete, es hätten die Götter dadurch die hohe Bestimmung des Kindes anzeigen wollen.

Als nun der König ermordet war, die Lictoren den Mördern nachsetzten, und das neugierige Volk mit Geschrei zusammenlief, ließ Tanaquil sogleich das Haus verschließen, und den Servius holen. Sie zeigte ihm den entseelten Körper, und beschwur ihn, den Tod seines Schwiegervaters zu rächen. Zugleich entflammte sie seinen Ehrgeiz. „Nicht die Mörder — sagte sie — müssen herrschen; dein ist das Königreich, wenn du ein Mann bist. Auf, folge den Göttern, die einst zum wunderbaren Zeichen dein Haupt mit Flammen umkränzten! Jetzt erwecke dich diese Flamme, jetzt steh auf wie ein Fürsten-

sohn! Auch wir waren fremd hier, und herrschten. Wer du bist, nicht, woher du bist, bedenke! Und kannst du nicht selbst jetzt rasche Entschlüsse fassen, wohlan, so folge den meinigen"!

Dann rief sie aus einem obern Fenster dem gewaltig stürmenden Volke zu, der König lebe noch, und sey nicht gefährlich verwundet — Servius werde während der Krankheit dessen Amt verwalten, und ihm solle jeder gehorchen, dies sey des Königs Wille. Wirklich ließ sich auch der junge Servius bald darauf mit dem Königsmantel und den zwölf Lictoren vor dem Volke sehen, entschied Streitigkeiten, stellte sich in manchen Fällen, als ob er darüber erst mit dem kranken Könige sprechen müßte, und gewöhnte so das Volk einige Wochen lang an sich, welches auch mit seiner Verwaltung sehr wohl zufrieden war. Die beiden Söhne des Ancus, da sie hörten, der König lebe noch, und habe die Mörder einziehen lassen, flohen eiligst davon, und ließen sich nie wieder in Rom sehen.

Endlich wurde der Tod des alten Tarquinius bekannt gemacht, und Servius Tullius vom Senate dem Volke als neuer König vorgestellt. Das lief mit genauer Noth noch ohne Aufruhr ab, doch murrte das Volk noch lange im Stillen, ungeachtet der junge König sehr weise und sanft regierte. Er theilte das Volk nach dem Vermögen in sechs Klassen, und jede Klasse in Centurien auf folgende Weise:

1te Klasse, Bürger v. 100,000 Aß *) Vermögen, enthielt 98 Centurien.

2te Klasse, Bürger v. 75,000 Aß Vermögen, enthielt 20 Centurien.

3te Klasse, Bürger v. 50,000 Aß Vermögen, enthielt 20 Centurien.

4te Klasse, Bürger v. 25,000 Aß Vermögen, enthielt 20 Centurien.

---

*) Ein Aß war anfangs 1/2 Silbergroschen, später 1/2 Thaler.

5te Klasse, Bürger v. 11,000 Aß Vermögen, enthielt 30 Centurien.

6te Klasse, Bürger von noch weniger Vermögen, enthielt 1 Centurie.

Nach den Klassen wurden nun auch die Staatslasten vertheilt, so daß die Aermeren weniger beitrugen. Die 6te Klasse war von allen öffentlichen Lasten frei, obgleich sie die stärkste war, dagegen war sie auch von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen. Servius verordnete, daß das Volk bei der Wahl der Magistratspersonen nach Centurien stimmen sollte. Da hatte die 1te Klasse allein 98 Stimmen, die übrigen 5 Klassen hatten zusammen nur 91, die 6te Klasse als 1 Centurie galt fast nichts, und so konnte die 1te Klasse alle anderen überbieten, und war im Besitze aller Aemter, und der Troß der armen, unwissenden Bürger war von allen Staatsgeschäften ausgeschlossen. — Alle 5 Jahre ward ein neues Verzeichniß der Bürger nach dem Vermögen angefertigt, und wer sein Vermögen unrecht angab, dessen Güter wurden eingezogen. Mit diesem Geschäfte ward später eine besondere Magistratsperson, der Censor, beauftragt, der auch der Sittenrichter war, und die Censur der Bürger mit einem Sühnopfer, Lustrum genannt, beschloß. — Servius machte Rom auch sehr mächtig durch neue Siege und glückliche Bündnisse, wodurch er es mit Bewilligung aller bisher feindlichen Nachbarn zur Hauptstadt Latiums erhob. Er war 44 Jahre lang König der Römer.

Aus wahrer Bescheidenheit, einem schönen Zuge in seinem edeln Charakter, erbaute er der Fortuna einen Tempel, dieser Göttinn, die ihm so vorzüglich wohlgewollt hatte, und angetrieben von unauslöschlicher Dankbarkeit, die ihm nicht weniger zur Ehre gereicht, hängte er in einem gleichfalls neu erbauten Tempel den Spinnrocken seiner Wohlthäterinn Tanaquil nach ihrem Tode zum ewigen Gedächtnisse auf. Ja, um diese Frau auch noch in ihren Kindern zu ehren, ließ er diese immer in sei-

nem Hause wohnen, und als er alt wurde, und selbst zwei erwachsene Töchter hatte, verheirathete er sie an die zwei hinterlassenen Söhne des Tarquinius, Lucius und Aruns. Der sanftern älteren Tullia gab er den wilden Lucius zum Gemahl, die ungestüme jüngere Tullia hingegen verband er mit dem friedlichen Aruns. So hoffte er die heftigen Gemüther durch die Vereinigung mit den sanften zu mildern. Aber der arme Mann hatte unrecht gerechnet. Dem Lucius ward seine zu sanfte Gemahlinn verächtlich, und der sanfte Aruns wurde seiner wilden Frau zum Gespötte, die ihre Schwester beneidete, daß sie an einen Mann gekommen sey, der Muth und Feuer besitze. Ja, wäre sie mit diesem Tarquinius vermählt worden — ließ sie sich oft verlauten — so würde Rom ganz andere Dinge sehen.

Die gleiche Gesinnung machte die beiden Bösen bald vertraut, und kurz hinter einander fielen Aruns und die Frau des Lucius Tarquinius als Opfer dieses Einverständnisses. Der abscheuliche Tarquinius heirathete sogleich die Mörderinn Tullia, und der unglückliche alte Servius konnte nicht verhindern, was er doch unmöglich billigen konnte.

Die Begierde nach der höchsten Würde hat oft schon Teufel ausgeheckt. Auch dem Tarquinius lebte der alte Schwiegervater viel zu lange, mit jedem Tage ward ihm das Warten auf seinen Tod unerträglicher. Die unnatürliche Tochter des edeln Servius nährte die Flamme täglich mehr. „Bist du der Königssohn, für den ich dich halten soll? Was zauderst du? Was hat es uns geholfen, die ersten Gatten ermordet zu haben, wenn wir unsere Unternehmung nicht verfolgen, nicht vollenden? Dein Vater kam von Korinth her, und wurde König; deine Mutter Tanaquil verhalf einem Sclaven zur Herrschaft; und wir, entsprossen von Königen, geboren im Königssitze, sollten für uns selbst nichts thun? Ha, willst du deinem Bruder ähnlich seyn, und feige und ruhmlos beschließen, wie er"?

Von dieser weiblichen Furie gepeitscht, schritt

Tarquinius zu raschen Entschlüssen. Er wiegelte eine Menge Senatoren und einen Theil des Volks durch Geschenke und noch weit größere Versprechungen auf, und verklagte den alten König öffentlich bei dem Volke als einen Tyrannen, der noch dazu aus sclavischem Geblüte entsprossen sey, und schon zu lange ungestraft mit seinen neuen Einrichtungen das Volk drücke. Aber Servius, der kurz zuvor ein großes Gebiet von Aeckern und Wiesen, dem Feinde entrissen, unter die Bürger vertheilt hatte, ward einstimmig als ein guter und rechtmäßiger König anerkannt, und Taquinius zu einer Aussöhnung genöthigt. Doch bald zog dieser Nichtswürdige die Larve ab. Eines Tages trat er, mit allen Zeichen der königlichen Würde bekleidet, in die Rathsversammlung ein, und ließ sich auf dem gewöhnlichen Sitze des Königs nieder, wo er eine lange Rede gegen dessen Regierung hielt. Jedermann glaubte den alten König todt, weil der Schwiegersohn so dreist sprach, bis Servius endlich zu aller Erstaunen an der Thür erschien. Der alte Mann, von lange verhaltenem Zorne hingerissen, wollte den Unverschämten von dem elfenbeinernen Königsstuhle herunterziehen; aber Tarquinius faßte ihn um den Leib, trug ihn zum Saale hinaus, und stürzte ihn von der obersten Stufe des Rathhauses auf den Markt hinunter. Ein Theil der Senatoren, der auf der Seite des Tarquinius war, trat zusammen, und die andern, die nicht wußten, wie groß oder klein die Verschwörung sey, wagten es nicht, gegen den Frevler etwas zu unternehmen. So gelang es demselben, sich eigenmächtig die Herrschaft anzumassen; und das Volk, welches die Senatoren so unthätig sah, ließ es auch bei einem bloßen Auflaufe bewenden.

Der alte blutige Mann, der sich mit Mühe vom Boden aufgerichtet hatte, und sich von mitleidigen Menschen nach Hause bringen ließ, ward auf dem Wege von nachgeschickten Anhängern des Tarquinius völlig ermordet. Und nun folgt eine Schandthat, die kaum ihres Gleichen hat! Des alten Ser-

vius eigene unnatürliche Tochter wollte gern die Erste seyn, die ihrem Gemahle zur Königswürde die Glückwünsche abstattete, und ließ sich schnell zum Markte fahren. Als sie durch die Straße kam, in welcher die Leiche ihres Vaters lag, befahl sie dem Kutscher, die Räder des Wagens über den Leichnam hinrollen zu lassen. Ja, sie soll das Blut am Wagen zu Hause den Penaten zum Opfer gebracht haben.

§. 82.
Tarquinius Superbus.
(534—509 vor Christus.)

Der Mörder Tarquinius war nun König. Man nennt ihn Superbus, den Stolzen oder Grausamen, wegen seiner schrecklichen Regierung. Unter ihm wurde Rom eine wahre Mördergrube. Allen rechtschaffenen, allen angesehenen und reichen Bürgern ließ er irgend ein Verbrechen andichten, und dann wurden solche ohne Umstände hingerichtet. Besonders wurden viele Senatoren auf die Seite geschafft, damit die ehrwürdige Versammlung der Väter ihr Ansehen verlöre, und der König nach Belieben schalten und walten könnte. Immer suchte er seine Unterthanen durch harte Arbeiten zu beschäftigen, daß ihnen keine Gedanken von Aufruhr kämen. Gab es eben keinen Krieg, so mußten sie in der Stadt allerlei Gebäude aufführen. Besonders fleißig arbeitete er an dem Capitolium, dem Jupiterstempel auf der Burg. Bekanntlich bot einmal ein unbekanntes altes Weib dem Könige neun Bücher, die nach ihrer Aussage voll göttlicher Orakelsprüche waren, zum Verkaufe, aber dieser fand den Preis zu hoch. Da verbrennte das Weib drei der Bücher, vor seinen Augen, und bot dem Könige nun die übrigen sechs für das nämliche Geld. Dieser sagte, sie sey wohl nicht recht klug. Nun warf sie wieder drei Bücher ins Feuer, und fragte, ob er die drei noch übrigen jetzt für den anfangs geforderten Preis erstehen wolle. Da wur-

de Tarquinius aufmerksam, und zahlte für die drei so viel, wie für alle neun gefordert war. Dies sind die berühmten sybilinischen Bücher. Sie wurden im Capitolium von den 15 Priestern, denen sie anvertraut waren, Quindecimvirn genannt, verwahrt und ganz geheim gehalten. Gerieth der Staat in Noth, so schlugen die Priester sie auf, und aus der ersten Stelle, die ihnen in die Augen fiel, weissagten sie. —

So wie Tarquinius gegen seine Unterthanen wüthete, so betrog er auch seine Nachbarn. Bekannt ist die List, mit welcher er sich der Stadt Gabii bemächtigte. Er prügelte zum Schein seinen einen Sohn Sextus, und dieser lief nun davon nach Gabii, und klagte in den bittersten Ausdrücken über die unerträgliche Grausamkeit seines Vaters, mit der Bitte, man möchte ihn doch gegen dessen Nachstellungen in Schutz nehmen. Die Gabier, welche den Tyrannen Roms schon lange haßten, thaten dies gern, und in kurzer Zeit wußte sich der Prinz bei ihnen so beliebt zu machen, daß er die wichtigsten Aemter erhielt. Einige mal führte er die Truppen der Gabier gegen die Römer an, und die Römer wurden allemal geschlagen. Desto mehr wuchs sein Ansehen, und schon geschah in Gabii alles, was er wollte; er herrschte fast wie ein König. Nun schickte er einen treuen Sclaven heimlich nach Rom, und ließ seinen Vater fragen, was jetzt zu thun wäre. Tarquinius war eben im Garten, da der Bote ankam. Er fand es bedenklich, dem Sclaven eine mündliche Antwort zu geben; darum ging er im Garten schweigend auf und ab, als wenn er seinen Sohn keiner Antwort würdigte, und hieb im Gehen den höchsten Mohnstauden mit seinem Stocke die Köpfe ab. Der Sclave wiederholte seine Frage, und endlich fuhr ihn der König an, er solle sich fortpacken, von seinem Sohne ihm kein Wort mehr sagen. Der Sclave geht, erzählt alles seinem Herrn, der das Abschlagen der höchsten Mohnköpfe wohl versteht, und alle vornehmen Gabier unter falschen Beschuldigungen nach und

nach hinrichten läßt. Nun war die Stadt ihrer ersten Stützen beraubt, fiel den Römern bald in die Hände, und mußte den Sextus Tarquinius als ihren König anerkennen.

Auch seine eigenen Verwandten, die reich oder angesehen waren, ließ der grausame König morden. Unter andern traf dies Loos einen Sohn seiner Schwester, und auch deren anderer Sohn, Lucius Junius, sollte sterben. Kaum aber merkte dieser seines Oheims Anschläge, als er sich närrisch stellte. Der König, der von einem Wahnsinnigen nichts befürchtete, ließ ihn leben, gab ihm ehrenhalber noch ein kleines Amt, und der junge Mann, der täglich dumme Streiche machte, hieß bei jedermann Brutus (etwa der Dummkopf). Die Prinzen brauchten ihn gewöhnlich, um ihn zum Zeitvertreibe zu hudeln. Als zwei von ihnen, Titus und Aruns, einst von ihrem Vater nach Griechenland geschickt wurden, das Orakel zu Delphi wegen einer Sache zu befragen, nahmen sie zur Unterhaltung auch den Brutus mit. Beide brachten dem Apollo Geschenke. Brutus opferte nichts, als seinen Wanderstab, aber dieser war hohl, und mit einer gar köstlichen Goldstange gefüllt. Die Brüder waren auch neugierig, und fragten den Apollo, wer von ihnen nach ihrem Vater zu Rom regieren würde. „Derjenige, o Jünglinge! — lautete die Antwort — der zuerst nach der Rückkehr die Mutter küsset". Nicht wenig befremdet durch die sonderbare Antwort, beschlossen die Prinzen, ihrem Bruder Sextus nichts davon zu sagen, sondern ihre Mutter zugleich zu küssen, und einst gemeinschaftlich zu regieren. Der einfältige Brutus verstand die Antwort aber besser: als sie in Italien landeten, warf er sich schnell zu Boden, und küßte die Erde, die allgemeine Mutter aller Menschen. Wirklich wurde der Orakelspruch an ihm erfüllt: wenn auch nicht König, so wurde er doch nachher der erste Mann in Rom.

§. 83.

Vertreibung der Könige aus Rom.

(509 vor Christus.)

Tarquinius der Uebermüthige belagerte einst Ardea im Gebiete der Volscer. Hier war es, wo der Barbar seine letzte Rolle spielte. Weil die Belagerung sich in die Länge zog, so pflegten die Vornehmen im römischen Lager sich durch Spielen und Schmausen die Zeit zu vertreiben. Eines Abends hatte Prinz Sextus seinen Bruder Aruns und seinen Vetter Collatinus als Gäste bei sich. Unter anderm kamen diese Herren auch auf ihre Frauen zu sprechen, und jeder rühmte die Seinige als die fleißigste und sittsamste. Es kam zur Wette, und man beschloß, die Weiber zu überraschen, und zwar noch in derselben Nacht, wo sie die Ankunft ihrer Männer gewiß nicht erwarten würden. Gesagt, gethan! Alle setzen sich zu Pferde, und sprengen in der finstern Nacht nach Rom. Hier finden sich die Frauen der beiden Prinzen in zahlreicher Gesellschaft beim Schmause, so spät es auch schon war. Ihre Männer schämten sich schon vor dem Collatinus, doch trösteten sie sich damit, daß dessen Frau vielleicht nicht besser befunden würde, und ritten schnell nach dem Flecken Collatia, wo Collatinus sein Haus hatte. Die emsige Lucretia war auch noch nicht zur Ruhe gegangen, aber sie saß nicht beim Schmause, sondern zwischen ihren Mägden und spann. Collatinus hatte nun offenbar die Wette gewonnen, und lud seine beiden Vettern ein, für diese Nacht in seinem Hause zu bleiben. Am andern Morgen ritten alle drei ins Lager vor Ardea zurück.

Nun kochte aber der boshafte Sextus Tarquinius Rache. Er ging bald darauf ganz allein wieder nach Collatia, kehrte im Hause des Collatinus bei der guten Lucretia ein, und beschimpfte sie so, daß sie sich nun vor sich selbst und vor allen Menschen schämen mußte. Als er das Bubenstück

vollendet, der Lucretia ihre Ehre geraubt hatte, ging er in's Lager zurück, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Aber die gekränkte Lucretia konnte ihre Schande nicht ertragen. Sie ließ ihren Vater Lucretius und ihren Mann Collatinus bitten, doch schnell zu ihr nach Hause zu kommen, es sey eine schreckliche Geschichte vorgefallen. Beyde werden bestürzt, und eilen hin, bringen aber jeder noch einen guten Freund mit, Lucretius einen gewissen Valerius, und Collatinus den Brutus. Als alle vier versammelt zu der Lucretia eintreten, sitzt sie da weinend, und erzählt die Schandthat des Sextus. Alle fahren zurück, trösten aber doch die arme Frau, weil sie gar keine Schuld an ihrer Beschimpfung habe, und sich mit ihrem guten Gewissen beruhigen könne. Aber Lucretia sagt, sie könne ihres Lebens nun nie wieder froh werden, zieht einen Dolch hervor, und stößt ihn sich tief in die Brust, und sinkt gleich leblos zurück.

Starres Entsetzen fasset die Männer. Sie stehen lange unbeweglich und sprachlos. Endlich tritt Brutus, der sonst so einfältige, gefühllose Brutus, zu der Leiche hin, zieht den Doch ihr aus der Brust, und hält ihn mit dem rauchenden Blute hoch empor, und ruft mit schrecklicher Stimme: „Bei diesem unschuldigen, reinen Blute schwöre ich — euch, Götter nehme ich zu Zeugen — daß ich Lucius Tarquinius den Stolzen mit seinem verruchten Weibe und seiner ganzen Sippschaft durch Feuer und Schwert, und wie ich sonst kann, verfolgen werde, und nicht dulden werde, daß sie oder irgend ein anderer zu Rom als König regieren"! Dann reicht er den Dolch den drei andern, und fordert von ihnen denselben Eid. Der schweigende Jammer verwandelt sich in Wuth. Man trägt die blutige Leiche der Lucretia hinaus bis auf den Markt, das Volk läuft zusammen, und alle sehen die Leiche, und alle vernehmen mit Entsetzen die Gräuelgeschichte. Aber Brutus sagt, hier sey es nicht Zeit zu weinen und zu jammern, die Waffen müsse man ergreifen ge-

gen den Tyrannen. Und alles bewaffnet sich, eine Besatzung läßt man vor jedem Thore Collatia's, und der übrige Haufen folgt bewaffnet dem Brutus nach Rom. Hier macht die Erzählung der Schandthat denselben Eindruck: die Römer verwünschen den Tarquinius, entsetzen ihn der Regierung, und verbannen ihn mit Weib und Kindern für immer aus dem römischen Gebiete. Brutus ließ alle Thore besetzen, und eilte ins Lager vor Ardea, um das Heer gegen den abgesetzten König zu gewinnen. Tarquinius hatte indessen den Aufstand erfahren, und war hingeeilt, ihn zu dämpfen, traf aber unterweges nicht auf den Brutus, weil dieser Nebenwege eingeschlagen hatte. Tarquinius fand die Thore Roms geschlossen. Er eilte zurück, seine Soldaten zu holen — diese folgten aber jetzt dem Brutus, und Tarquinius mußte ins Ausland gehen. Sein Weib, die schändliche Tullia, war schon bei dem ersten Auflaufe, von Steinen begleitet, aus Rom geflohen.

Brutus hatte nicht bloß Muth gehabt, den Tyrannen zu stürzen, er hatte auch Verstand genug, dem Volke sogleich eine neue dauerhafte Regierungsform zu geben. Die Königswürde ward auf ewig in Rom abgeschafft, der Senat erhielt die höchste Gewalt, und an dessen Spitze standen zwei Consuln (Rathgeber), welche jährlich abwechselten, und die Ehrenbegleitung der Lictoren mit den Fasces erhielten, die sonst ein Unterscheidungszeichen der Könige gewesen war. Es versteht sich, daß Brutus selbst einer der beiden ersten Consuln war, die gewählt wurden, und seine weise Regierung befestigte die neue Verfassung ungemein, und gewann ihr die Liebe des Volkes. Der andere Consul war mit Recht Collatinus, der Gemahl der unglücklichen Lucretia. Aber sein Beiname Tarquinius war den Römern bald anstößig. Er ließ sich erbitten, das Consulat niederzulegen, erhielt seine Güter alle heraus, und wanderte nach Lavinium. Darauf gab man das Gesetz, daß alle, welche Tarquinius hießen, auf ewig aus Rom verbannt seyn

sollten, und Valerius wurde anstatt des Collatinus noch im ersten Jahre der Freiheit zum Consul erwählt.

§. 84.

Brutus und seine Söhne.

Die Tarquinier machten bald Versuche, wieder in Rom zu kommen, und zwar erst durch List. Sie schickten Gesandte nach Rom, und ließen bitten, daß man ihnen wenigstens ihre Familiengüter herausgeben möchte. Senat und Volk berathschlagten einige Tage lang darüber, und endlich beschloß man die Bitte zu gewähren. Nun hatten die Gesandten Anlaß, lange in der Stadt zu bleiben. Während sie beschäftigt waren, die Häuser und Aecker der Tarquinier zu Gelde zu machen, fanden sie unter den jungen Römern manchen, der den vertriebenen Königen gar nicht abhold war, denn mit den Prinzen hatte man frei und lustig gelebt. Es ward endlich verabredet, wie man den vertriebenen König wieder in die Stadt lassen wolle, ja man gab den Gesandten darüber sogar eigenhändige Briefe an die Tarquinier mit. Zum Glücke hatte ein Sclave, der den Verschwornen bei ihren Zusammenkünften aufwartete, manches Wörtchen vernommen. Dieser ging, als die Gesandten am Abende vor ihrer Abreise noch die letzte Versammlung mit den Verräthern hielten, eilig zu den Consuln, und entdeckte ihnen alles, was er wußte. Die Consuln lassen in derselben Stunde das Haus besetzen, die Gesandten mit allen Verschwornen werden verhaftet, und die Briefe, die man findet, setzen das Verbrechen ausser allem Zweifel, und man denke sich den Schrecken des Brutus! — seine eigenen zwei Söhne sind unter den Verbrechern. Das Gesetz sprach Tod, aber dies mal, glaubte man, werde die väterliche Liebe das Gesetz wohl schlummern lassen. Brutus war auch nicht gefühllos, allein er sah ein, daß hier ein schreckliches Beispiel nöthig war, und so sprach er denn selbst das furchtbare Urtheil aus, und sah

männlich, mit verbissenem Schmerze, die Köpfe seiner Söhne in den Sand rollen, gleich denen der übrigen Jünglinge. Als die blutige Handlung der Gerechtigkeit vorüber war, erhob er sich von seinem Sitze mit den Worten: „Freunde, ich habe meine Pflicht als Bürger gethan; jetzt lasset mich nach Hause gehen, und das Ende meiner Kinder beweinen"! — Die Gesandten der Tarquinier jagte man aus dem Lande, aber die königlichen Güter wurden nun dem Volke zum Raube gegeben.

§. 85.

Tod des Brutus.

Tarquinius ergrimmte, als er solche Nachrichten erhielt, und ging nun, um Hülfe bittend, von einer etruscischen Stadt zur andern, und bewegte endlich die Bürger von Veji und Tarquinii, ihm ein Heer gegen Rom, ihren Erbfeind, anzuvertrauen. Als er damit auf dem römischen Gebiete erschien, gingen ihm die Consuln mit ihren tapfern Schaaren entgegen. Damals fochten noch die Feldherren selbst mit; auch Brutus, kenntlich schon von fern durch die ihn umgebenden Lictoren, stürzte sich mitten in die Schlacht. Ihn erblickt Aruns, Tarquinius Sohn. „Ha — ruft er — das ist er, welcher uns vertrieben hat, und nun mit unsern Ehrenzeichen geschmückt einhergeht"! Er spornt sein Roß, und stürzt auf ihn zu. Brutus sieht ihn kommen, auch er eilt ihm entgegen, und mit gewaltiger Wuth bohrt jeder dem andern die Lanze durch den Leib, daß beide aufgespießt von den Pferden fallen. Die römischen Frauen trauerten ein Jahr lang um den Brutus, wie um einen Vater, und das Volk benannte nach seinem Namen Junius den sechsten Monat. Die Schlacht entschied zwar nichts, doch gingen die Feinde still nach Hause zurück, und überließen es dem Tarquinius, sein Heil anderswo zu suchen. — Nun war Valerius allein Consul. Als er sich nicht gleich einen Collegen wählen ließ, und auf der Spitze eines Hügels der

Stadt sich ein neues Häuschen baute, ward er verdächtig. Valerius will sich zum Könige machen! schrien die Bürger. Da eilte Valerius, die Stelle des einen Consuls besetzen zu lassen, riß sein Häuschen ein, und setzte es tief ins Thal, und wenn er öffentlich erschien, so ließ er seine Lictoren vor dem Volke die Fasces senken. Nun war in Rom kein Mann besser, als Valerius; man gab ihm sogar den Ehrennamen Publiçola, Volksverehrer.

§. 86.
Porsenna vor Rom.

Das mächtigste Reich der etruscischen Völkerschaften war damals der Staat von Clusium, welchen Porsenna, ein edler König, beherrschte. Zu diesem kam Tarquinius nun, stellte ihm vor, wie groß die Gefahr für alle Könige sey, wenn jedes Volk an Rom ein Beispiel sähe, wie man ungestraft Könige absetzen und verjagen könne. Aus Furcht also, die Liebe zur Revolution möchte sich weiter verbreiten, und auch ihm gefährlich werden, entschloß sich Porsenna, Rom zu züchtigen, und den Tarquinius wieder einzusetzen. Er kam mit einer großen Heeresmacht, und nahm den Berg Janiculus ein, von welchem die schmale hölzerne Subliciusbrücke über die Tiber in die Stadt führte. Das Landvolk flüchtete voll Schrecken in die Stadt, und der Senat schmeichelte dem Volke durch allerlei Vorrechte und durch Befreiung von Abgaben, damit es nur nicht aus Furcht der neuen Verfassung untreu werden, und die Könige wieder aufnehmen möchte.

§. 87.
Horatius Cocles.

Als die kleine Schaar, welche man zur Beobachtung des etruscischen Heeres ausgesandt hatte, den Feind vom Janiculus herabstürzen sah, ergriff sie die Flucht, und wollte auch die Brücke,

diesen damals so wichtigen Paß, nicht mehr vertheidigen. Ein Mann war hier wieder einmal die Seele von Tausenden, der tapfere Horatius Cocles. Er hielt die Fliehenden mit Gewalt zurück, und beschwur sie bei allen Göttern, zu bleiben. „Was wird euch das Fliehen helfen — rief er — wenn ihr den Feinden diese Brücke lasset, euch nachzueilen? Finden sie diesen Zugang offen, so werden sie unmittelbar hinter euch in der Stadt seyn. Brecht doch, ich bitte euch, mit Eisen und Feuer, oder wie ihr nur könnet, die Brücke ab. Ich will indessen da vorn dem Uebergang wehren". Sie folgen ihm, alle ziehen sich von der Brücke zurück, und unter so vielen Rücken erblicken die Feinde nur seine Brust ihnen zugekehrt, bereit, sie alle zu empfangen. Nur noch zwei andere hielt die Scham bei ihm zurück, und diese drei Männer wollten einem ganzen Heere den Weg über die Brücke versperren. Indeß hinter und unter ihnen die Pfähle eilig zerhauen werden, stemmen die drei dem Angriffe der Feinde ihre Schilde entgegen, und ihre Schwerter wüthen gegen die Gewaltthätigkeit schrecklich. Nach stundenlangen Arbeiten sind endlich die Pfähle zerhauen, und die Römer rufen ihre treuen Streiter zurück. Doch nur die beiden andern gehen, Horatius bleibt auf den schwankenden Bohlen allein stehen, schimpft die Feinde niedrige Königsknechte, und vor seinem schrecklichen Blicke sind die vordersten Etruscer wie erstarrt. Einer sieht den andern an; endlich bewegt die Scham sie zu einem neuen Angriffe, und mit einem fürchterlichen Kriegesgeschrei werfen sie von allen Seiten her Pfeile auf den einen Feind. Er fängt sie alle mit dem Schilde auf, und behauptet mit einem weiten Schritte die Brücke. Schon ist er in Gefahr, hinuntergedrängt zu werden, aber plötzlich hemmt das Geprassel der zerbrechenden Brücke und das Jubelgeschrei der jenseits stehenden Römer das Gefecht. „Heiliger Flußgott! — ruft Cocles — nimm diese Waffen und diesen Mann mit günstiger Welle auf"! — und so springt er mit der ganzen Rüstung

in die Tiber hinab. Unverletzt schwimmt er durch den Hagel der ihm nachgesandten Wurfspieße zu den Seinen hinüber, die ihm mit rührenden Worten dankten, und mit reichen Geschenken lohnten.

§. 88.
Mucius Scävola.

Die tapfere That des Cocles hatte das Verderben Roms zwar verzögert, aber nicht ganz verhütet. Porsenna beherrschte den Fluß und alle Thore der Stadt, und drohete die Belagerten auszuhungern. Die Noth wurde täglich größer in der Stadt, und das feindliche Heer vor den Thoren war so zahlreich, daß die Römer kaum einen Ausfall zu thun wagten. Täglich entwischten arme Bürger, und gingen zum Feinde über, und es war zu besorgen, daß das hungernde Volk zuletzt aus Verzweiflung den Tarquinius wieder einlassen würde.

Auch diese Gefahr erzeugte einen Helden von seltener Art. Mucius, nachher Scävola genannt, ein edler Jüngling, entschloß sich heimlich eine That zu verrichten, die alle Etruscer in Schrecken setzen sollte. Er bittet die Consuln um Erlaubniß, in's Lager der Feinde zu gehen, und einen Dolch unter dem Mantel eilt er fort als etruscischer Bauer. Als er ankommt, drängt er sich in den dichtesten Haufen vor dem königlichen Zelte. Hier wurde eben den Soldaten der Sold ausgezahlt. Der König und sein Schreiber, beide fast gleich gekleidet, standen in dem Zelte, und Mucius der nicht wußte, welcher Porsenna sey, auch durch Fragen sich nicht verrathen durfte, stürzte auf den, an welchen sich die Soldaten am meisten wendeten, auf den Schreiber los, und durchbohrte ihn statt des Königs. Ergriffen, entwaffnet soll er bekennen, wer er sey. Mehr Schrecken erregend, als selbst erschrocken, blickt er um sich, und spricht: „Ein römischer Bürger bin ich, Cajus Mucius ist mein Name. Ich habe als Feind den Feind ermorden wollen, und scheue jetzt nicht den eigenen Tod.

Männlich handeln und männlich leiden ist römisch. Und ich bin nicht der einzige, der diese Gesinnung hegt gegen dich; eine lange Reihe von Jünglingen nach mir strebt nach derselben Ehre. In jeder Stunde soll ein Mörder dich umlauern, überall sollst du von nun an für dein Leben zittern: so hat die römische Jugend es geschworen. Dem allgemeinen Kampf entsagen wir, mit dir allein wollen wir's zu thun haben." Der König, durch diese Reden erschreckt, zugleich auch erzürnt, droht ihn gebunden ins Feuer zu werfen, wenn er die Art der Verschwörung nicht näher entdecke. „O sieh — sprach Mucius — wie verächtlich der Körper jenen ist, die großen Ruhm vor Augen sehen!" — und mit diesen Worten streckt er seine rechte Hand in die lodernde Flamme des nahen Opferheerdes. Sie schwehlte blutig ab, indeß er ganz wie in fremde Gedanken vertieft da stand. Ein Grausen ergriff die Umstehenden, der König selbst riß ihn vom Feuer weg, und sagte: „Geh, geh, du hast feindlicher an dir gehandelt, als an mir. Ich entlasse dich ungestraft. Wie glücklich wäre ich, wenn für mein Land solche Tapferkeit stritte!" — „Gut — sagte Mucius — so nimm denn zum Danke für dein Geschenk die Nachricht hin, daß 300 Jünglinge einen Bund gemacht haben gegen dein Leben. Wir loseten, und mich traf das Loos zuerst. Die Folgenden werden zu seiner Zeit dich nicht verfehlen."

Porsenna, voll Achtung gegen den römischen Männersinn, trug den Belagerten nun selbst den Frieden an. Von der Bedingung, den Tarquinius wieder einzusetzen, war gar nicht die Rede, dagegen verstanden sich die Römer dazu, den Bürgern von Veji ein Stück geraubten Landes abzutreten, und Geisseln zu stellen. Sobald die Geisseln ausgeliefert waren, schickten sich die Etruscer zum Abzuge an.

§. 89.

Clölia's kühne Flucht.

Der allgemeine Geist der Freiheitsliebe machte hier auch die Weiber beherzt. Unter den Geisseln war Clölia, eine edle Jungfrau, sammt mehreren ihrer Gespielinnen. Kaum angekommen im feindlichen Lager, denken sie schon auf Entweichung aus den Händen der rohen Krieger. Sie überlisten die Wächter in der Nacht, Clölia führt den Zug der Mädchen an, stürzt sich mit ihnen in den Fluß, und schwimmt glücklich hinüber. Porsenna, zwar entrüstet über den Bruch des Bündnisses, doch zugleich aufs neue erstaunt ob der verwegenen That, begehrte die Geisseln zurück. Die Römer schlugen ihm nicht ab, was er mit Recht verlangen konnte, und sandten ihm die kühnen Mädchen wieder zu. Er lobte Clölien sehr, und schenkte ihr großmüthig selbst die Freiheit, und erlaubte ihr, sich einen Theil der übrigen Geisseln loszubitten. Sie wählte aus guten Gründen die allerjüngsten Mädchen aus, weil diese unter den rohen Soldaten sich nicht so gut durchhelfen konnten, und zog mit ihnen nach Hause. Porsenna ging nach Clusium zurück, und lehnte alle ferneren Aufforderungen ab, den Tarquiniern Beistand zu leisten. Tarquinius Superbus ging nach Cumä, und starb dort in einem Alter von 90 Jahren. Sein Nâme erlosch in Italien, weil er so verrufen war.

§ 90.

Lebensart der Römer in diesem Zeitraum.

Hier brechen wir die Geschichte der Römer einstweilen ab, wir haben doch des Zusammenhanges wegen schon etwas vorgegriffen, denn Brutus lebte erst nach Cyrus. Wir wollen diesen Zeitraum nur noch mit einer kurzen Betrachtung über die Sitten und die Lebensart der ersten Römer beschließen.

An die feinen Sitten der heutigen Welt, und an Sprache, Kleidung und häusliche Verfassung, wie sie bei uns ist, muß man in Rom nicht denken. Man stelle sich vielmehr diese ersten Römer als ein derbes, kraftvolles Landvolk vor, roh und ohne alle Kunst, mit braunen, von der Sonne geschwärzten Gesichtern, ohne Hut, die Haare frei um den Kopf hangend, den Bart lang und ungeschoren, Arme und Beine nackt, eine wollene Weste (tunica) auf dem bloßen Leibe, vom Halse bis fast an die Knie reichend, und darüber beim öffentlichen Ausgehen noch einen Mantel (toga), der aus einem bloßen vierkantigen Tuche von wollenem Zeuge bestand, von welchem das eine übergeschlagene Ende auf der Achsel mit einem Knopfe oder einer Nadel befestigt wurde. Im Kriege wurde die Toga wegen ihrer Beschwerlichkeit mit einem kurzen Rocke ohne Aermel, vorn und hinten zugenäht, vertauscht, den sie Sagum nannten. Alsdann bedeckte auch ein eiserner Helm ihr Haupt, und an die Füße banden sie Sohlen oder auch kleine Halbstiefel; der linke Arm ward durch den Hinterriemen des ledernen oder eisernen Schildes gesteckt, und in der Rechten zuckte das Schwert.

Im Frieden war der Ackerbau ihr Hauptgeschäft. Sie trieben ihn selbst, und überließen ihn nicht den Sclaven. Zwar hatten sie auch Sclaven, denn sie machten ihre Kriegsgefangenen dazu, die sie nicht im Ganzen als Bürger in ihre Stadt aufnahmen; aber die Sclaven der Römer haben, besonders in der früheſten Zeit, niemals einen harten Druck erfahren. Senatoren hielten es damals noch nicht für schimpflich, selbst hinter dem Pfluge herzugehen, oder sich ihr frugales Mittagsmahl selbst zu kochen. Das Korn ward von Sclaven oder Sclavinnen auf Handmühlen gemahlen, und von dem Mehl ward anfangs noch nicht einmal Brod gebacken, sondern man verzehrte es in Form von Klößen und Brei. Ausserdem lebten sie von Fleisch, Bohnen, Feigen, Honig, Oel, Wein und Wasser. Den Wein ungemischt zu trinken hielt man in Rom, wie in Grie-

chenland, für unanständig und für schädlich, daher goß man weislich mehr als die Hälfte Wasser darunter.

In südlichen Ländern wird nicht so viel gegessen, wie bei uns, daher hielten auch die Römer täglich nur eine Hauptmahlzeit, (coena), und zwar gegen Abend, etwa um 6 Uhr. Nach dieser Zeit erst war das Weintrinken erlaubt, früher am Tage hielt man es für unanständig. Ein kleines Frühstück (prandium) wurde nicht früher, als gegen 11 oder 12 Uhr Mittags eingenommen, und damit reichte man aus.

Geld hatten die ersten Römer nicht viel, und was sie hatten, war Kupfermünze. Unter Servius Tullius sollen die ersten Münzen geprägt seyn, mit dem Bilde eines Thieres. Handlung und Schifffahrt trieben sie wenig; Musik, Malerei, Bildhauerkunst und Dichtkunst kannten sie noch gar nicht. Sie lebten ja nur im Felde und auf dem Felde. Mit der letztern Lebensart sah es zuletzt sehr mißlich aus; denn wenn gleich Romulus seinen gesammten Acker unter seine ersten 3300 Bürger gleichmäßig vertheilt hatte, so kamen doch unter ihm und seinen Nachfolgern so viele neue Bürger hinzu, daß selbst bei allen nachmaligen Vertheilungen neuer Felder, die man erobert hatte, viele sehr zu kurz kamen, zumal da die Patricier gern das Meiste an sich rissen, und den armen Plebejern das Wenigste und Schlechteste übrig ließen, woraus allmählig ein sich immer forterbender Haß der Niedern gegen die Vornehmen entstand, der zuletzt zu schlimmen Ausbrüchen kam.

So roh und unwissend die Römer dieses Zeitraums noch in allen Dingen waren, so unansehnlich war auch ihre Hauptstadt Rom. Was auch vorhin von Tempeln erzählt worden ist, so waren doch das alles noch höchst elende Gebäude. Die Paläste der Könige waren Lehmhütten mit Strohdächern, und noch lange nach diesem Zeitraume waren an der Sonne getrocknete Ziegeln und Schindeln die einzigen Baumaterialien, welche der Rö-

mer brauchte. Da ferner die Stadt so planlos und eilig angelegt war, so war an keine einzige gerade Straße zu denken, sondern die einzelnen armseligen Hütten standen ins Kreuz und in die Quere gebaut neben einander; man stieg die Hügel bergauf und bergab, und wenn es geregnet hatte, watete man im tiefsten Kothe, denn vom Pflastern der Straße wußte man damals noch nichts. Daher kam Tarquinius der Aeltere auf den Gedanken, diesen garstigen Koth durch Cloaken abzuleiten. Er und sein Nachfolger Servius Tullius vollendeten auch die Mauer, welche die sämmtlichen sieben Hügel, auf welchen die Stadt zerstreut lag, umfaßte, und zu einem Ganzen vereinigte. In spätern Zeiten, nachdem Rom mehrere Feuersbrünste und Zerstörungen erlitten hatte, wurden die Vertiefungen zwischen den Anhöhen durch vielen Schutt und neues Bauen so ausgefüllt, und vielleicht die Hügel absichtlich so abgetragen, daß man zuletzt die ursprünglichen sieben Berge wenig mehr unterscheiden konnte.

Von der Gesetzgebung findet man in jenen Zeiten nur einige rohe Anfänge. Jeder Vater hatte die Erlaubniß, seine Kinder zu tödten oder als Sclaven zu verkaufen, wenn er ihnen nicht gut war, oder sie nicht ernähren konnte, oder keine andere Mittel hatte, seine Schulden zu bezahlen. Denn nach eben diesen rohen Gesetzen wurde ein Schuldner, der nicht zur rechten Zeit zahlen konnte, der Rache seiner Gläubiger Preis gegeben, die sogar die Macht hatten, ihn zu tödten, zu zerreissen, und sich in seine Glieder zu theilen. Wir wollen zur Ehre der Menschheit hoffen, daß dies abscheuliche Gesetz nur gegeben, niemals ausgeübt worden sey.

Man wird sich leicht denken können, daß bei einem so ungebildeten Volke die verkehrtesten Begriffe über göttliche Dinge geherrscht haben werden. Wirklich war bei dem römischen Volke der Aberglaube erstaunlich groß. Ihre ganze Religion war ein Aberglaube, der von den Herrschern sorgfältig genährt wurde, um vermittelst desselben die Völker

zu lenken und zu zähmen. Daher sind die Mährchen von Wundererscheinungen und Zaubereien in der frühesten römischen Geschichte unzählig. Davon noch ein Pröbchen! Der ältere Tarquinius glaubte wenig an die Augurn, und um sie lächerlich zu machen, fragte er einmal einen derselben, den Attus, öffentlich, ob das wohl möglich sey, was er denke. Der Mensch sagte unbedenklich: Ja! Da forderte der König, er solle einen Kiesel mit einem Scheermesser durchschneiden. Und was that da der Augur? Er schnitt wirklich mit dem Scheermesser durch den Kiesel, sagt die Erzählung, zum Schrecken des ungläubigen Königs.

Die Todten wurden bei den Römern gewaschen, mit dem besten Gewande angethan, und so auf den Hausflur, mit den Füßen gegen die Hausthür gekehrt, hingesetzt, wobei die Leidtragenden ein lautes Geschrei erhoben, und noch lange nachher zum Zeichen der Trauer mit geschornem Haupte und ungewaschener Toga gingen, sich auch aller Ergötzlichkeiten sorgfältig enthielten. Der Leichnam wurde, wie bei den Griechen, am 8ten Tage verbrennt, und die Asche und die Gebeine in Urnen gesammelt, welche man anfangs in der Stadt, nachher aber ausserhalb derselben in die Erde vergrub, worüber man einen kleinen Hügel machte.

So waren also die ersten Römer beschaffen, so gering war der Beginn eines Volkes, das durch seine Tapferkeit, freilich nicht ohne viele Ungerechtigkeiten, sich allmählig zum mächtigsten Volke der damals bekannten Erde emporschwang. Merkwürdig ist hier noch dieses, daß durch die anfangs rohen Römer ein fleißiges und geistreiches Volk, die Etrusker im heutigen Toskana, fast ganz unterdrückt wurde, das schon einen guten Anfang eigener Bildung gemacht hatte, und sich vielleicht bald in den Künsten sehr hervorgethan haben würde, wenn die Römer sie nicht gestört hätten. Denn noch jetzt hat man Werke, besonders Vasen, von etrurischer Bildnerei übrig, die ungemein viel Kunst und einen ganz eigenen, gar nicht zu verachtenden

Geschmack verrathen. Aber freilich, wo Mars herrscht, da fliehen die Musen.

II. Die Aegypter.

§. 91.

Das Labyrinth.

(650 v. Chr.)

Von den Aegyptern will ich diesmal nur wenig sagen. Ihre Geschichte ist noch in diesem Zeitraume ohne Gewißheit und Zusammenhang, und man sieht nur so viel, daß sie noch immer viel gebaut, sich aber wenig cultivirt haben. Unsittlichkeit herrschte unter Männern und Weibern, und viele ihrer Könige sollen selbst höchst nichtswürdige Menschen gewesen seyn. Aethiopier und Assyrer setzten dem Lande feindlich zu, und wohin die Fremdlinge nicht kamen, da theilten viele kleine Könige sich das Land.

Einmal, nach langen Unordnungen, setzten sich zwölf Könige zugleich auf den Thron, und theilten auch das Land in zwölf Theile. Sie nahmen sich vor, das Volk in Eintracht zu regieren, und verbanden sich sämmtlich unter einander durch Wechselheirathen. Ihre Regierung heißt die Dodekarchie (Zwölfherrschaft), und sie beschlossen auch, dieselbe durch große Denkmäler der Baukunst zu verewigen. Ausser vielen andern großen Werken legten sie auch das Labyrinth an. Herodot, ein späterer griechischer Reisender, welcher es gesehen hat, zieht es in Hinsicht der Kunst noch den Pyramiden vor, und sagt, es habe zwölf bedeckte Höfe gehabt, deren Thore einander gegenüber gestanden, sechs gegen Norden und sechs gegen Süden. Um das Ganze war noch eine äussere Mauer gezogen, die über eine Stunde im Umfange hatte. Also ein Palast, so groß, wie die ganze Stadt Münster! Auf den Höfen muß es sehr finster gewesen seyn, denn sie waren noch mit vielen Stockwerken überbaut, die auf Säulen von weissem Sand-

stein ruheten, und in welchen zusammen 1500 Zimmer angebracht waren. Unter der Erde in mehrern Kellergeschossen sollen ebenfalls 1500 Zimmer gewesen seyn, die man aber dem Herodot nicht zeigen wollte, weil in ihnen die Begräbnisse der heiligen Krokodille und der Erbauer des Labyrinths wären. Die obern dagegen, durch welche man ihn geführt hat, kann er nicht rühmend genug beschreiben. Man geht, sagt er, aus dem Hofe in die Zimmer, aus den Zimmern in die Säle, aus den Sälen wieder in andere Kammern, und aus diesen in andere Höfe. Ueberall sind Decken und Wände von Stein, und mit halberhabener Arbeit geziert. An dem einen Ende des Labyrinths steht eine Pyramide, 40 Klafter hoch, mit steinernen Thierfiguren in Lebensgröße bekleidet, in deren Inneres aber nur ein unterirdischer Gang führt.

Wie verheerend müssen die Kriege in Aegypten gewüthet haben, da von diesem ungeheuer festen Werke auch nicht die Spur mehr zu finden ist!

§. 92.

Psammitich mit der ehernen Opferschale.

(625 v. Chr.)

Die zwölf Könige befleißigten sich hauptsächlich darum so sehr der Einigkeit, weil ihnen gleich zu Anfange ein Orakel gesagt hatte, derjenige unter ihnen, welcher im Tempel eines gewissen Gottes sein Trankopfer in einem ehernen Becher bringen würde, der würde die Alleinherrschaft erlangen.

Einst nun, als an einem Feste die zwölf Könige im Tempel zusammen waren, und zum Beschlusse ein Trankopfer bringen wollten, brachte ihnen der Opferpriester goldene Schalen herbei, aber sieh da, er hatte sich vergriffen, denn beim Austheilen fand sichs, daß es nur 11 waren. Da unterdessen der andere Priester, welcher das Eingießen besorgte, schon dem Psammitich, der ohne Schale da stand, nahe kam, griff dieser in der Geschwindigkeit

nach seinem ehernen Helme, und hielt ihn hin. Er dachte dabei nichts Arges, aber die andern Könige wurden sogleich bestürzt, denn das Orakel fiel ihnen ein, und sie verbannten ihren Collegen in die morastigen Gegenden Unterägyptens.

Mißmuthig fragte der arme Verwiesene das Orakel in der Stadt Butis um Rath, und erhielt zur Antwort: Die Rache wird kommen, wenn eherne Männer vom Meere heraufsteigen. — Psammitich schüttelte den Kopf, und dachte bei sich: Da werde ich lange warten können! Aber nicht lange nachher kamen seine treuen Diener zu ihm, und sprachen: Herr, am Ufer sind Männer gelandet, ganz mit Erze bedeckt von oben bis unten! Es waren Horden griechischer Seeräuber, von der Küste Kleinasiens, die alles in Furcht und Schrecken setzten, weil man in Aegypten noch nie einen ganz geharnischten Mann gesehen hatte.

Psammitich zog diese Leute durch große Versprechen an sich, vertrieb mit ihrer Hülfe seine elf Collegen, und herrschte bis an sein Ende allein über Aegypten. Er gestattete den Griechen, sich in Aegypten anzubauen, öffnete den Phöniziern und andern Handelsvölkern seine Häfen, und hielt sich sogar eine griechische Leibwache. Diese Vorliebe für die Ausländer konnten die Aegypter ihm gar nicht gut vergeben, und eine ganze Landschaft fiel deswegen einst von ihm ab.

§. 93.

König Nechao.

(600 vor Christus).

Dieser folgte seinem Vater Psammitich in der Regierung. Die h. Schrift nennt ihn Pharao Necho. Er war den Griechen hold, wie sein Vater, und ein großer Krieger. Erst grub er einen Canal aus dem rothen Meere in das mittelländische, der aber erst unter den folgenden Königen fertig wurde, nun aber leider schon längst wieder

versandet ist. Warum ist das Schade? — Dann überwand er die Phönizier, und diese mußten ihm, vom rothen Meere aus, Afrika umschiffen — eine wichtige Begebenheit, die aber nicht benutzt wurde!

Zuletzt begann er noch einen Krieg mit den Babyloniern, die damals unter dem gewaltigen Nabuchodonosor Asien und Afrika zu verschlingen droheten. Aegypten war so ansehnlich geworden, daß man nicht wußte, wer von beiden die Welt beherrschen sollte, Aegypten oder Babylon. Darum zog Nechao aus. Der jüdische König Josias wollte ihm den Durchzug wehren, wurde aber geschlagen, und starb zu Jerusalem an seinen Wunden. Nechao rückte bis an den Euphrat vor, schlug den Nabuchodonosor, nahm auf dem Rückwege den Joachaz, des Josias Sohn, der ohne seine Einwilligung nachzusuchen den Thron seines Vaters bestiegen hatte, in Ketten nach Aegypten mit, und setzte dessen Bruder Joakim in Jerusalem zum Könige ein. Aber drei Jahre später, als er wieder an den Euphrat zog, wurde er von Nabuchodonosor kräftig zurückgehauen. Es war sein Glück, daß Nabuchodonosor erst etwas anderes zu thun hatte, und ihm nicht auf dem Fuße nachfolgen konnte. So konnte er doch noch sechs Jahre ungestört regieren, und dann ruhig sterben. Sein Sohn Psammis regierte nur kurze Zeit, desto berühmter ist aber sein Enkel Apries.

§. 94.

Der grausame Apries.

(Gegen 670 v. Chr.)

Diesem Könige, der in der Bibel Pharao Hophra heißt, war nichts als Unheil beschieden. Zwar nahm er erst dem Nabuchodonosor ein Stück Phöniziens wieder ab, und zog dem Judenkönige Sedezias zu Hülfe. Aber kaum erschien Nabuchodonosor vor Jerusalem, so lief der feige Apries nach Hause.

Dann wollte Apries den Lybiern Beistand leisten, die Griechen von der nordafrikanischen Küste zu vertreiben, und ihre reiche Kolonie Cyrene zu zerstören. Apries wurde von den Griechen geschlagen, viele tausend Aegypter blieben auf der Wahlstatt. Nun sagten die Leute in Aegypten, der König habe seine Landsleute absichtlich in die Fremde geführt, um sie abschlachten zu lassen, jetzt werde er die Ausländer über alles schalten lassen, noch mehr, als seine beiden Vorgänger. Der Aufruhr brach los. Apries schickte seinen vertrauten Freund Amasis an die Rebellen, sie zu besänftigen. Kaum erscheint Amasis unter dem wüthenden Haufen, als ihm einer der Rotte einen Helm aufsetzt, und ihn zum Könige ausruft. Amasis will nicht, spricht von Gehorsam gegen ihren Beherrscher. Da schreit alles: „Entweder König, oder in Stücke gehauen!" Wie konnte Amasis da wiederstehen! Er führte nun die Rebellen gegen den Apries an. Dieser schickte jetzt den Patarbemis, einen edeln Aegypter, ab, mit dem Befehle, ihm den Amasis wieder zu holen. Als derselbe aber, höhnisch abgewiesen, allein zurückkam, ließ ihm Apries Nase und Ohren abschneiden. Diese Grausamkeit empörte die Aegypter vollends: alle gingen zum Amasis über, nur die griechische Leibwache mußte mit dem Schwerte geschlagen werden. Apries selbst wurde gefangen, und in seinen ehemaligen Palast zu Sais verwiesen; doch hielt Amasis ihn nicht hart.

Mitten unter diesen Verwirrungen fiel Nabuchodonosor ein — 13 Jahre hatte er mit der Bezwingung der Stadt Tyrus zubringen müssen — und nahm nun an Aegypten eine schreckliche Rache. Er durchzog mit seinem wüthenden und habsüchtigen Heere die Thalgegend am Nil, Leichen und Aschenhaufen bezeichneten seinen Weg. Des Mordens und Plünderns war kein Maaß, viele tausend Aegypter wurden auch in Ketten nach Babylon geschleppt, gerade so, wie es einige Jahre vorher den Juden gegangen war.

König Amasis war klug genug, dem Sieger

Nabuchodonosor zu huldigen, und rettete sich dadurch seinen Thron. Der abgesetzte Apries hielt sich versteckt, so lange der Babylonier im Lande war. Dann aber kam er hervor, und machte Anstalten, den Amasis zu stürzen. Aber er gerieth wieder in Gefangenschaft, und Amasis, dem man vorwarf, daß er den verhaßten Tyrannen zu gelinde behandele, gab ihn endlich der Wuth des Volkes hin, und dieses erdrosselte ihn.

§. 95.

König Amasis.

(Gegen 590 vor Christus.)

Aegypten war 40 Jahre den Babyloniern zinsbar, und Amasis, der 42 Jahre regierte, erlebte noch die Freude, daß Babylon seine Macht verlor, und Aegypten wieder unabhängig ward.

Amasis war ein guter Regent, und unter ihm lebte Aegypten wieder auf. Er zog viele Griechen in's Land, gab das Gesetz, daß jeder alle Jahr bei dem Vorsteher seines Nomos angeben sollte, wovon er lebe, damit keine Müßiggänger einschleichen könnten, und schaffte auch die Menschenopfer ab, indem er statt der Menschen Wachspuppen verbrennen ließ.

Anfangs hatte er ein Freundschaftsbündniß mit dem Polykrates, dem Tyrannen der griechischen Insel Samos. Als er aber hörte, daß dieser alle erdenklichen Bubenstücke verübe, um seine Herrschaft zu sichern, daß er z. B. den einen Bruder ermordet, den andern aus dem Lande verstoßen habe, so ließ er ihn erst durch Gesandte zu einem mildern Betragen ermahnen, und als das nicht half, kündigte er ihm schriftlich alle Freundschaft auf, mit dem Bemerken, daß es ihm bei solchen Grausamkeiten unmöglich gut gehen könnte, und deswegen möchte er sein Freund nicht mehr seyn. — Herodot erzählt diese Geschichte aber etwas anders, nämlich Amasis habe dem unaufhörlichen Glücke

seines Freundes nicht getrauet, und ihm gerathen, weil die Götter ihm kein Leiden schickten, so möchte er selbst den neidischen Mächten freiwillig etwas opfern, das ihm lieb wäre, und dessen Verlust, wenn er vom Schicksal käme, ihn tief betrüben würde, denn Freude ohne Leid würde keinem Sterblichen zu Theil. Polykrates ging in sich; er fühlte selbst so etwas von der ängstlichen Besorgniß seines Freundes. Er trug einen Siegelring, der aus einem köstlichen Smaragd, in Gold gefaßt, bestand, und ihm unter allen seinen Kostbarkeiten das liebste Kleinod war. Den warf er vom Ufer weit ins Meer, und als er nach Hause kam, beweinte er fast den Verlust. Wenig Tage nachher ließ sich ein Fischer bei ihm melden, der einen Fisch gefangen hatte, so groß und schön, daß er nur des Königs würdig schien. Der Ueberbringer ward reichlich belohnt, der Fisch geschlachtet, und — o Wunder! — in seinen Eingeweiden lag der smaragdene Siegelring. Amasis erhielt Nachricht von dem sonderbaren Zufalle. „Nein, rief er erschrocken aus, der soll dem Schicksale nicht entrinnen! Von ihm sage ich mich los, ich zittere vor seinem Glücke"! Sogleich fertigte er einen Herold ab, dem Polykrates die Gastfreundschaft aufzukündigen. Leider hatte er wahr geredet. Polykrates wurde nachher von einem falschen Freunde nach Kleinasien gelockt, und barbarisch ans Kreuz genagelt. —

Was man am Amasis tadeln möchte, war sein Hang zum lustigen Leben. In den Morgenstunden arbeitete er freilich sehr emsig, aber nach Mittag kehrte er sich nicht ferner an die alte Tagesordnung der ägyptischen Könige, sondern ergab sich den Vergnügen in frohen Gesellschaften. Seine Räthe stellten ihm das Unanständige dieser Lebensart wohl vor, aber dann antwortete er immer mit dem bekannten Sprichworte, ein Bogen dürfe nicht immer gespannt seyn.

Die Aegypter stießen sich auch daran, daß ihr jetziger König nicht aus der Caste der Soldaten, sondern von geringerm Herkommen war. Hierin

belehrte er sie auf eine recht bittere Weise. Er hatte ein goldenes Becken, welches er, wenn Unterthanen zu ihm kamen, für sie zum Fußwaschen oder zum Spucken brauchen ließ. Aus diesem Gefäße ließ er ein Götzenbild gießen, und selbes an einem öffentlichen Platze aufstellen. Sogleich beugten alle Vorübergehenden das Knie vor dem Bilde. Da ließ er seinen Unterthanen sagen: „Der Gott war ehemals euer Fußbecken und Spuckkasten. Vormals war ich dies unreine Gefäß, aber jetzt bin ich das Bild, und verdiene eure Verehrung." — Welch bitterer Spott zugleich auf den Götzendienst!

Amasis starb in Ruhe, und hinterließ das Reich seinem Sohne Psammenit. Doch, wie es diesem ging, hören wir im folgenden Zeitraume. Wir machen jetzt wieder den Griechen unsern Besuch.

III. Die Griechen.

§. 96.

Völkerwanderungen in Griechenland.

In Griechenland ging es nach dem trojanischen Kriege erst sehr unruhig her. Durch die lange Abwesenheit der Fürsten war alles in Verwirrung gerathen, und kühne Wagehälse konnten nun Eroberungen machen. Die Nachkommen des Herkules, die in der Geschichte Herakliden heissen, hatten schon lange es mit Aerger angesehen, wie man ihnen die Königreiche im Peloponnese, die ihrem Stammvater zukamen, nicht überlassen wollte. Jetzt brachen sie los, zogen Land auf, Land ab, und eroberten fast den ganzen Peloponnes. Fünf Königreiche, Argos, Messene, Lacedämon, Elis und Corinth, wurden von ihnen besetzt. Die Achäer in Argos und Lacedämon wurden vertrieben, verjagten die Jonier aus dem nordwestlichen Winkel der Halbinsel, und gründeten dort ihr Königreich Achaja.

Die vertriebenen Jonier setzten sich im Reiche

der Athener fest, doch lebten sie mit diesen erst in Freundschaft. Nachher aber gefiel es ihnen dort nicht mehr, und sie gingen über das Meer nach Kleinasien, wo sie den Freistaat Jonien gründeten.

Auch die Aeolier, die eben ausserhalb des Peloponneses wohnten, gingen nach Kleinasien, und bildeten Aeolien.

Die Dorier hatten den Herakliden den Peloponnes erobern helfen; da sie aber dafür die versprochene Belohnung nicht erhielten, setzten sie sich erst im Ländchen Megara fest. Und als ihnen hier die Athener keine Ruhe ließen, zogen sie auch nach Kleinasien, und errichteten Doris, das dritte griechische Kolonistenland in Kleinasien.

Die Herakliden herrschten im Peloponnese an 600 Jahre, aber es dauerte nicht lange, so wurde die Regierungsart in Griechenland ganz geändert.

§. 97.

Gründung der griechischen Freistaaten.

Alle griechischen Staaten wurden mit der Zeit der Könige überdrüssig, und schafften sie ab, doch nicht so gewaltsam, als dies zu Rom geschah.

Böotien ward Republik im Jahre 930 während der heraklidischen Unruhen. Der letzte König hatte sich selbst getödtet, und da wählte man ihm keinen Nachfolger. Allein fast jede böotische Stadt, z. B. Theben, Platäa, Thespiä, betrachtete sich als freie Republik für sich, und that, was sie wollte; sie standen einander im Kriege auch nicht bei, sondern bekriegten sich oft sogar selbst einander. Kein Wunder also, daß es in Böotien gewöhnlich niederträchtig und dumm zuging, einer den andern haßte und verrieth.

Argos schaffte seine Könige ab im J. 784. Dann folgte Lacedämon, etwa gegen das Jahr 695, wo man zwar Könige behielt, aber ihnen ihre königliche Gewalt nahm. In Lacedämon herrschten immer zwei Könige aus dem Stamme der He-

rakliden, aber neben ihnen waren fünf Ephoren da, die nur ein Jahr regierten, und gleichsam die Aufseher der Könige waren.

Phocis, Elis, Korinth, Achaja, und noch andere, sind Republiken, die sich alle um diese Zeit bildeten.

Athen änderte seine Verfassung schon 1068 bei einer merkwürdigen Veranlassung.

Es ist oben erzählt, wie die Dorier, die den Herakliden im Peloponnes beigestanden hatten, sich in Megara festsetzten. Hier dachten sie auch, sogar die Athener zu verjagen, und belagerten die Hauptstadt derselben. Die Athener wurden bestürzt, und das Orakel zu Delphi sagte, dasjenige Volk würde siegen, dessen König umkäme. Zu Athen war damals Codrus König. Als er jenen Spruch vernommen hatte, stürzte er sich in das dichteste Gewühl der Schlacht, um durch seinen Tod das Vaterland zu retten. Aber die Feinde, die ihn erkannten, schonten seiner. Da kehrte er zurück, legte alle Zeichen der königlichen Würde ab, und verkleidete sich in einen megarischen Bauer. So vermummt kam er in das dorische Lager, fing mit den Soldaten Händel an, und ließ sich von ihnen erschlagen. Sterbend rief er aus: „Ich bin Codrus, König von Athen!" Die Athener griffen die Dorier an, und diese verloren allen Muth, und nahmen die Flucht. Man sieht, was der Aberglaube wirkt! — Nach des Codrus Opfertode zankten sich seine Söhne um die königliche Würde. Da legte das Volk von Athen sich in's Mittel, und sagte, keiner sey würdig, des edeln Codrus Nachfolger zu seyn, die königliche Würde müsse man abschaffen, und statt der Könige wolle man Archonten (Regierer) einführen. Der erste Archont wurde Medon, des Codrus ältester Sohn, und regierte lebenslänglich. So blieb es 300 Jahre hindurch. Aber das war den freiheitliebenden Athenern auch noch zu langweilig: sie ordneten zehnjährige, und 70 Jahre später neunjährige Archonten an. Zuletzt ließ man

die Archonten nur ein einziges Jahr regieren, und wählte ihrer neun immer auf einmal.

Das Ländchen von Megara gehörte vorher zu Athen, aber unter Codrus machte es sich frei, und erklärte sich für eine Republik. So klein es war, so stolz war es, und fragte alle Jahr den Apollo zu Delphi über seinen Werth und seine fernern Schicksale. Endlich erhielt es die beschämende Antwort: „Ihr Megarer seyd unter den griechischen Staaten weder die dritten, noch die vierten, noch die zwölften, ja ihr kommt gar nicht in Betracht, und seyd der Rede nicht werth". Dennoch blieb Megaris ein freies Ländchen. —

So zerstückelt Griechenland nun auch war, so muß man doch nicht denken, als wenn die kleinen Freistaaten gar nicht zusammengehangen hätten. Da hatten die feinen Griechen mehrere Mittel, ihre Verbindung zu unterhalten. Diese Mittel waren der Amphiktyonenbund, die berühmten Orakel und die Kampfspiele. Von diesen Sachen müssen wir uns hier näher unterrichten.

§. 98.

Die Amphiktyonen.

Die Amphiktyonen waren eine Art Nationalversammlung, gestiftet von Amphiktyon, dem Anführer eines Völkerstammes im nördlichen Griechenlande. Jede unabhängige Stadt schickte zwei Abgeordnete in diese Versammlung, die oft aus hundert Personen bestand. Zweimal im Jahre kamen die Verbündeten zusammen, im Frühlinge zu Delphi, wo Apollo einen berühmten Tempel hatte, und im Herbste zu Thermopylä. Jeder Abgeordnete trug hier die Angelegenheiten, Bedürfnisse oder Beschwerden seiner Stadt vor, es wurden gemeinschaftlich die Streitigkeiten geschlichtet, Maßregeln gegen auswärtige Feinde genommen, und die freundschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Freistaaten unter einander wurden erhalten oder hergestellt. Auch verpflichtete sich dieser Reichsrath,

für die Beschützung des reichen Apollotempels zu Delphi die höchste Sorge zu tragen, als für den heiligen Mittelpunkt des ganzen gemeinschaftlichen Vaterlandes. Der Eid, den jedes Mitglied des Amphiktyonenrathes bei seiner Aufnahme schwören mußte, lautete so: „Ich schwöre, daß ich nie zum Umsturze einer Stadt mitwirken will, die Theil am Bundesrechte des Amphiktyon hat, daß ich ihr Flußwasser nicht ableiten will, weder im Frieden, noch im Kriege, und daß ich mich verpflichten will, wofern ein anderes Volk sich dessen unterfinge, desselben Land mit Krieg zu überziehen, und seine Städte und Dörfer zu zerstören. Wo jemand ruchlos genug wäre, sich an dem heiligen Tempel in Delphi zu vergreifen, so will ich meine Hände, meine Füße, meine Zunge und alle meine Kräfte gebrauchen, diesen am Heiligthume begangenen Frevel zu rächen".

§. 99.

Die Orakel.

Die alten Griechen, die sich überall in der Natur von göttlichen Einflüssen umgeben glaubten, hängten nur zu willig den Fabeln nach, die auf diesen Götterglauben sich bezogen. Mit höhern Wesen umzugehen, von ihnen das Künftige zu erfahren, ihren Rath zu erforschen, war eine theure Angelegenheit jedes Griechen. Daher fielen sie bald auf Orakel, dergleichen wir schon bei den Aegyptern kennen gelernt haben.

Das älteste griechische Orakel war bei Dodona in Epirus. Hier, sagt die Fabel, ließ sich einst eine schwarze Taube aus Aegypten nieder, und verkündigte von einer hohen Eiche herab mit menschlicher Stimme, daß hier ein Orakel des Zeus errichtet werden solle. Die Bewohner des nahen Dorfes gehorchten dem Befehle, es ward ein großer Tempel gebaut, und späterhin mit prächtigen Säulen und unzähligen marmornen Statuen verziert. Die schwarze Taube war vermuthlich ein ägptisches Weib, die ihren angestammten Aberglau-

ben aus ihrem Vaterlande nach Griechenland brachte, und den Inwohnern von Epirus ihre Wahrsagerkünste zum Besten gab. Die Art, dies Orakel zu befragen, war sehr manchfaltig. Bald gingen die drei Priesterinnen, die dazu bestellt waren, im Namen der Fragenden unter die alte Eiche, und horchten auf das Säuseln der Blätter oder auf das Rieseln eines nahe vorbeifließenden Quells; bald deuteten sie den Willen des Gottes aus dem Klange, der aus dem Zusammenschlagen vieler ehernen Becken entstand, welche, dem Winde ausgesetzt, rings um den Tempel hingen. Auch waren vor dem Tempel zwei Säulen; auf der einen stand ein großes metallenes Gefäß, auf der andern die Statue eines Kindes, mit einer Geissel von drei feinen Metallketten in der Hand. Auch diese waren ein stetes Spiel der Winde, und aus den Tönen, welche von dem Anschlagen der Ketten an das Gefäß erklangen, verkündigten die Priesterinnen dem Fragenden seine Antwort.

Ausser dem Orakel zu Dodona gab es in Griechenland noch mehrere, aber keins unter allen erreichte an Ruhm das Orakel des Apollo zu Delphi.

Mitten in Griechenland, zwischen den Landschaften Phocis und Lokris, die ein Seitenarm des berühmten Gebirges Parnassus trennte, entdeckten Ziegen einst ein verborgenes Erdloch, aus welchem ein starker Dunst quoll, der sie betrübte, und in Verzuckungen setzte. Die Hirten, und wer sonst noch herbeilief, erfuhren die nämliche Wirkung: sie taumelten, und stießen unverständliche Laute aus. Alsbald benutzte der Aberglaube diese Entdeckung: Apollo, hieß es, sey bereit, hier seine Priester zu begeistern. Die Bürger des nahe liegenden Städtchens Delphi, das hoch vom Abhange eines Berges herabschaute, erbauten dem nahen Gotte über dem Loche einen Tempel, setzten Priester zu seinem Dienste ein, und lockten bald aus den entferntesten Gegenden Neugierige herbei, die den Apollo um die Zukunft befragten. Einer der Priester hatte das

Geschäft, täglich das Heiligthum zu säubern. Mit Tagesanbruche ging er, begleitet von seinen Unterdienern, in einen heiligen Hain, Lorbeerzweige zu brechen, Kränze daraus zu winden, und diese an verschiedenen Orten des Tempels aufzuhängen; er schöpfte Wasser aus der kastalischen Quelle, die Gefäße im Vorhofe damit zu füllen, und das Innere des Tempels damit zu besprengen, und dann ergriff er Bogen und Köcher, um die Vögel zu vertreiben, daß sie sich nicht auf das Gebäude oder auf die vielen heiligen Säulen setzten. Ein Chor von andern Priestern hatte das höhere Geschäft, die Aussprüche des Gottes aufzufassen, und in schöner Dichtersprache den Fragenden kund zu thun. Priesterinnen hüteten das heilige Feuer auf dem Altare, und durften es nie, auch Nachts nicht, erlöschen lassen. Eine Menge Opferer, Wahrsager, Zeichendeuter vermehrte die hohe Pracht des Götterdienstes, und doch reichten sie alle kaum hin, um die vielen Fremden zu befriedigen, die fast täglich von allen Orten her nach Delphi kamen. Jeder Bürger der heiligen Stadt hatte ein Recht an dem Dienste des Gottes, und hielt sich näher mit ihm verwandt.

Eine alte Priesterinn, die jedesmal den Namen Pythia führte, hatte dabei das schlimmste Geschäft. Sobald ein Fremder seine Frage an das Orakel schriftlich abgegeben hatte, ward die Pythia von den Priestern ins innerste Heiligthum geführt, und auf einen von Lorbeerkränzen umflochtenen goldenen Dreifuß gesetzt, der gerade über der vorhin erwähnten dampfenden Höhle stand. Kaum hatten die unterirdischen Dämpfe sie durchdrungen, so bekam sie gräßliche Zuckungen, ihr Haar sträubte sich empor, die Augen verdrehten sich, ihr Mund schäumte, und in der höchsten Raserei stieß sie endlich unter dem fürchterlichsten Geheul abgebrochene Worte und unverständliche Töne aus, welche die Priester, die das arme Weib so lange mit Gewalt auf dem Dreifuß festgehalten hatten, begierig auffingen, und aus ihnen machten sie dem Fragenden eine vieldeu-

tige Antwort, so daß der Orakelspruch gewöhnlich immer in etwa erfüllt ward. Jede Antwort ward schriftlich in Hexametern gegeben. Ein König, der zum Kriege ausziehen wollte, fragte, ob er glücklich heimkehren werde, und erhielt, wie ein lateinischer Historiker berichtet, die Antwort:

Ibis redibis nunquam morieris in armis.

Die Alten schrieben, wie in diesem Verse, ohne Commata, und je nachdem man die Commata setzt, ist der Sinn der Antwort bejahend oder verneinend. — Ein anderer König aus des Aeaces Nachkommenschaft befragte den Apollo, ob er die Römer besiegen könne, und erhielt die Antwort:

Ajo te Aeacida Romanos vincere posse.

Kenner der lateinischen Sprache werden diesen Vers ebenfalls zu würdigen wissen.

Zu dem Amte der Pythia wählte man gewöhnlich alte Mädchen aus Delphi von der niedrigsten Herkunft, ohne Erziehung und von schwachem Verstande. Die entsetzliche Angst auf dem Dreifuße soll mancher auf der Stelle das Leben gekostet haben. Daher hatte man nachher gewöhnlich drei Pythien zugleich.

Die Fragenden mußten zuvor Thiere opfern, gewöhnlich Stiere und Ziegen, die nachher ein Schmaus für die Priester waren. Beim Abschiede ließ man dem Gotte Geschenke zurück, die allmählig den Tempelschatz so bereicherten, daß man mit Recht sagte, es liege in Delphi mehr Gold und Silber aufgehäuft, als die jährlichen Einkünfte des größten Königs betrügen. Im folgenden Zeitraume, wo Bildhauerkunst und Malerei unter den Griechen zur höchsten menschlichen Vollkommenheit gebracht wurden, sandten die Völker Griechenlandes die Meisterstücke ihrer kunstreichen Mitbürger nach Delphi zum ewigen Gedächtnisse, so daß man daselbst späterhin wie in einer Gallerie der prächtigsten Kunstwerke einherging. Die Abbildungen berühmter Siege, die Statuen großer Feldherren und Dichter, die seltensten Stücke der Beute, selbst Schiffsschnäbel wurden hier aufbewahrt, und kurze Inschriften

bezeichneten den Geber, so wie die Veranlassung des Geschenkes. Kurz, es waren hier der Merkwürdigkeiten so viele, daß man viele Tage brauchte, um alles recht genau kennen zu lernen. Es fehlte auch nicht an prächtigen Gebäuden, denn ausser dem großen Apollstempel baute man in dem folgenden Zeitraume auch andern Göttern ähnliche Tempel, gewöhnlich von Marmor aus der nahen Insel Paros, der wegen seiner Feinheit, Härte und Weisse im Alterthume vorzüglich berühmt war, und unsern Sandstein, der dort mangelte, ersetzte. Zu allen diesen Kunstschönheiten kam nun noch die schöne Lage des Städtchens, das im Hintergrunde, zwischen hohen Gebirgen, wie ein Theater erschien. Ein wilder Waldstrom, Plistus genannt, rauschte neben der Stadt hin, und stürzte sich wenige Meilen davon ins Meer. Unzählige Echo ertönten von den vielen Felsen her, und gaben dem Gesange und der Musik eine unaussprechliche Anmuth. Die Natur schien einzustimmen in die Lieder der fröhlichen Menschen.

Dieser schönste Ort Griechenlandes war zugleich der wichtigste. In ihm vereinigten sich die Amphiktyonen, und was die Regierer beschlossen, das mußten die ihnen gehorsamen Priester in Göttersprüche verwandeln, dann widerstand der Pöbel den Befehlen nicht. In den kleinen Freistaaten, wo jeder Bürger eine Stimme hatte, wenn von Regierungssachen die Rede war, würde oft der weiseste Vorschlag nicht angenommen worden seyn, und mancher Staatsmann hätte vielleicht Haß und Verfolgung vom Pöbel auf sich geladen, wenn er seine Meinung nicht vom Apollo hätte bestätigen lassen. Nun schickte man aber vor jeder Unternehmung erst nach Delphi, und es versteht sich, daß die Priester die Seufzer der Pythia nicht anders deuten durften, wie ihnen heimlich vorgeschrieben war. Aber hübsch war es doch nicht, daß die Machthaber das Volk mit der Religion so arg betrogen. Seltsam ist es indessen, daß die Weissagungen der Orakel oft eintrafen. Aber man wird sich weniger dar-

über wundern, wenn man bedenkt, daß die Priester durch ihre ausgedehnten Verbindungen mit den größten Männern manches Geheimniß wußten, daß die die dunklen Sprüche eine Deutung zuließen, die auf jeden Fall erfüllt wurde, und daß auch manchmal erst nach einer Begebenheit die Erzählung aufkam, Apollo habe diese Begebenheit deutlich geweissagt.

§ 100.

Die olympischen Spiele.

Schon im frühesten Heldenalter Griechenlandes liebten die Fürsten, sich öffentlich im Ringen, Fechten, Laufen und Werfen zu üben. Theseus und Herkules waren große Freunde solcher Ritterspiele, auch Odüsseus wohnte, wie schon erzählt, bei den Phäaken einer ähnlichen Lustbarkeit bei; ja in fröhlichen Versammlungen vieler tapfern Männer wurden diese Leibesübungen gewöhnlich auf die Bahn gebracht. Vom Herkules sagt man, daß er in dem Ländchen Elis, in welchem Zeus vorzüglich verehrt wurde, nach der Ausmistung des Stalles des Augias, ein beständiges Fest des Gottes eingeführt habe, welches zu gewissen Zeiten durch solche Spiele gefeiert werden sollte. Allein die vielen Kriegesunruhen und das häufige Hin- und Herziehen der Völkerschaften nach dem Einfalle der Herakliden und die vielen Trübsale, die dadurch über den Peloponnes kamen, machten bald den frohen Spielen ein Ende, und brachten sie gar in Vergessenheit. Endlich fiel das heilige Ländchen einem wackern Fürsten Iphitus, zu, dem das Wohl des Vaterlandes sehr am Herzen lag. Nachdem er mit seinem Freunde Lykurg, einem sehr weisen Manne in Sparta, sich lange berathschlagt hatte, schickte er eine Gesandtschaft an das delphische Orakel, und ließ den Gott fragen, was er thun solle, daß die Landplagen im Peloponnese aufhörten. Die Priester schickten die Antwort, Zeus sey beleidigt, darum häufe er Weh auf Weh über Griechenland; nur wenn in seinem heiligen Sitze in Elis die alten Gebräuche zu seiner Vereh-

rung wieder hergestellt würden, hätten die Völker Heil und Frieden zu hoffen; darum müsse jetzt gleich ein Waffenstillstand gemacht, und Freunde und Feinde müßten zu den heiligen Kampfspielen in Elis versammelt werden.

Das Gerücht von diesem Orakel erscholl durch's ganze Land. Aus allen Völkerschaften strömten Kämpfer und Zuschauer in großen Haufen bei Olympia in Elis zusammen. Iphitus und Lykurg wandten alles an, die Spiele so feierlich und glänzend, wie möglich, und was die Hauptsache war, bleibend für ewige Zeiten zu machen. Tempel und Altäre wurden erbaut, Opferthiere in zahlloser Menge geschlachtet, Hymnen aus tausend Kehlen den erhabenen Göttern gesungen; Musik und Tanz und trauliche Gespräche erheiterten alle Gemüther. Niemand gereuete es, hergekommen zu seyn, jeder fand Freunde, das ganze Griechenland war zusammen, man lernte sich kennen, man söhnte sich aus; ein allgemeiner Friede, ein treues Bündniß ward geschlossen an den Altären der Götter, und man ging aus einander mit der festen Verabredung, über vier Jahre wieder zu kommen, und das hohe Volksfest eben so zu feiern.

Das geschah, und seitdem wurden die olympischen Spiele alle vier Jahre im Julius gefeiert. Sie dauerten jedesmal fünf Tage, und haben sich fast tausend Jahre in Ehren erhalten. Immer war alsdann in den Hainen und weiten Ebenen an den reizenden Ufern des Flusses Alpheus der beste Theil aller männlichen Inwohner Griechenlandes zusammen. Man schlief die lauen Sommernächte hindurch unter freiem Himmel, oder durchjauchzte die ganze Nacht mit frohen Gesängen beim freundschaftlichen Becher. Freunde, die sich sonst nie sehen konnten, fanden sich hier zusammen, andere schlossen erst neue Gastfreundschaften, jeder erzählte etwas aus seinem Ländchen, und so erfuhr man auch das Entfernteste. Neue Künste, neue Erfindungen theilte man sich mit und was jeder hier Schönes und Geschmackvolles lernte, machte

er dann im Vaterlande seinen Mitbürgern bekannt. Dichter und Geschichtschreiber lasen hier in der Folge ihre Werke vor, Maler und Bildhauer stellten die ihrigen zur Schau, und so war Olympia, wie Delphi, ein Sammelplatz von Künsten aller Art und eine Schule des guten Geschmacks. Hier freute man sich ein Grieche zu seyn, und die Ausländer staunten. Liebe zum Vaterlande hat daher auch bei keinem Volke je so große Thaten gethan, wie bei den Griechen.

Der Platz, auf welchem die Spiele selbst gehalten wurden, bestand in einer sehr langen Bahn, nach Art einer Chaussee geebnet, die in zwei Hälften getheilt war. Die linke Abtheilung hieß Hippodromus, und war für die Reiterübungen bestimmt, die rechte hingegen, auf der die Kämpfe und Wettrennen zu Fuße geschahen, nannte man Stadium. Dieses war 300 Schritt lang; jene Reitbahn war natürlich weit länger. An dem einen Ende der letztern waren mehrere Schauer für die Pferde und Wagen, von denen sie auslaufen mußten, und rings umher auf den Höhen saßen unabsehbare Reihen von Zuschauern, deren Geschrei die Spieler beseelte, lobte oder verdammte.

Mit Sonnenaufgang begannen die Spiele, nachdem man die Nacht vorher mit Opfern und Gesängen zum Preise der Götter gefeiert hatte. Besonders rauchte der 11 Ellen hohe Altar des Zeus, der auf einem weit schauenden Hügel stand, und zu dessen oberem Theile man auf vielen Stufen gelangte, von den fetten Hüftenstücken der Opferstiere. Kampfrichter saßen innerhalb der Schranken des Stadiums, und die Athleten traten vor, und ließen sichs bezeugen, daß sie sich zehn Monate lang zu diesen Kämpfen vorbereitet hätten. Sie waren meist nackt, und rieben sich die Haut mit Oel ein. Nachdem sie bewiesen hatten, daß sie freie Männer wären, und immer anständig gelebt hätten, ging unter Trompetenschall der Wettlauf an. Wer zuerst am Ziele war, dessen Name und Vaterstadt wurde laut vom Herolde ausgerufen, und von al-

len Zuschauern jauchzend wiederholt. Das Wagenrennen auf dem Hippodromus war sehr gefährlich. Der Wagenlenker stand auf dem Wagen, und seine vier wilden Rosse stürzten sich mit vielen andern zugleich in die Bahn. Manche warfen um, zerbrachen Wagen und Hälse, oder fuhren gegen andere an, und mußten auf halbem Wege still halten. Am Ziele standen zwei Säulen, durch welche der Wagen im vollen Fluge hindurch und dicht herum mußte, um 12mal die nämliche Bahn zu durchrennen. Man suchte dazu die schnellsten Pferde aus, und Könige hielten es für eine Ehre, ihr schönstes Gespann und ihren geschicktesten Stallmeister zu den olympischen Spielen zu senden, um sie in ihrem eigenen Namen — was freilich lächerlich war — einen Sieg erringen zu lassen, für sie, die still zu Hause blieben. Doch das geschah auch erst in spätern Zeiten.

Andere Spiele waren noch das Ringen und der Faustkampf. Beim Ringen mußte der Sieger seinen Gegner wenigstens zweimal zur Erde werfen, und ihn so fest halten, daß er sich selbst für überwunden bekennen mußte. Der Faustkampf war abscheulich; die Kämpfer durften sich nicht fassen, sondern bloß schlagen, und dazu waren sie, wie bei allen Uebungen, um Brust und Schultern nackt, und hatten sich die Faust noch mit harten Riemen kreuzweise dicht umwunden. Solche Fechterhandschuhe wurden Cestus genannt. Manche wurden dabei krank geschlagen, oder warfen Ströme von Blut aus; viele mußten vom Schauplatze weggetragen werden. Man erzählt von einem Athleten, dem die Zähne eingeschlagen wurden. Er verbiß den Schmerz, schluckte die Zähne herunter, und sein Gegner der nun sah, daß sein Hieb nicht gewirkt hatte, glaubte einen so harten Mann nicht besiegen zu können, und erklärte sich für besiegt.

In einem andern Kampfe, der Pankration hieß, war Ringen und Schlagen verbunden. Doch gaben sich zu diesem Spiele, so wie zu den beiden vorigen, nur Leute aus gemeinern Ständen her.

Endlich ward auch noch gesprungen und geworfen. Das **Springen** geschah nach der Musik von Flöten, und das **Werfen** mit einer metallnen Scheibe von der Größe eines Tellers, die man **Diskus** nannte.

Der letzte Tag des Festes war zur Krönung der Sieger bestimmt. Diese geschah unter dem Jauchzen des ganzen anwesenden Volkes im heiligen Haine nach vorhergegangenen prachtvollen Opfern. Die Sieger zogen herrlich gekleidet einher, mit Palmzweigen in der Hand; Flöten begleiteten den Zug. Einige Kämpfer saßen auf schönen Pferden oder Wagen, die das Volk mit Blumen bekränzte. Der Name des besten Läufers im Stadium ward zuerst ausgerufen, und von Millionen Stimmen rauschend wiederholt. Der Preis war eine Krone von Olivenzweigen, welche die Richter dem Sieger auf das Haupt setzten, aber dieser Kranz war der höchste Ruhm in Griechenland. Die Mitbürger des Bekränzten holten ihren Sieger im Triumphe ein, sangen ihm Lobgesänge, stellten seine Bildsäule in Marmor zu Olympia auf, wo in folgenden Zeiten ihrer viele hundert zu sehen waren, und ernährten ihn wohl sogar, so lange er lebte, auf Staatsunkosten. Wer also einmal zu Olympia siegte, der hatte für immer sein Glück gemacht. Sein Name ertönte bis in die fernsten Gegenden Griechenlands. Ein alter Grieche starb vor Freuden in der Umarmung seines siegenden Sohnes, und bei seinem Begräbnisse folgte die ganze Versammlung der Griechen zu Olympia nach. — **Diagoras** aus **Rhodus**, ein edler Grieche, der selbst einmal als Sieger gekrönt war, brachte in seinem Alter zwei seiner Söhne nach Olympia, welche die Kampfbahn betraten, und sich die Krone erwarben. Mit edlem Sinne setzten sie dieselbe ihrem Vater auf das Haupt, hoben den gerührten glücklichen Greis auf ihre Schultern, und trugen ihn im Triumphe mitten unter den Zuschauern umher. Das Volk weinte vor Freuden, wünschte dem alten Vater Glück, bewarf ihn mit Blumen, und einige riefen ihm zu:

„Stirb, Diagoras, denn nun hast du nichts mehr zu wünschen übrig"! Wirklich konnte der Greis so viel Glück nicht ertragen: er sank in den Tod hin vor den Augen der Versammlung, die in Rührung über diesen Anblick zerfloß, und die Söhne segnete, die ihren Vater so glücklich gemacht hatten.

Unsere jetzige Verfassung ist von der griechischen so himmelweit verschieden, daß wir uns von der ausserordentlichen Wirkung dieser Volksfeste gar keinen Begriff machen können. Von dem Jahre 776 vor Christi Geburt an begannen die Griechen eine ordentliche Zeitrechnung nach diesen Spielen, in welcher man nach Olympiaden rechnete. Eine Olympiade enthielt einen Zeitraum von 4 Jahren, von einem olympischen Spiele zum andern; die zweite Olympiade ging also 772 an, die dritte 768, u. s. w.

Ausser den olympischen Spielen feierte man noch die pythischen in Delphi, die isthmischen bei Korinth und die nemeischen in Arkadien. Sie waren fast eben so schön, wurden aber doch nicht so allgemein besucht.

§. 101.

Lykurgus, Gesetzgeber in Sparta.

(888 v. Chr.)

Lykurgus war der jüngere Bruder des spartanischen Königs Polydektes. Ihr Vater Eunomus, der vorige König, war auf dem Markte mit einem Messer erstochen, so groß war in diesem Ländchen die Gesetzlosigkeit. Polydektes regierte nicht lange, und ihm sollte sein Bruder folgen. Lykurg bestieg wirklich den Thron, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nur als Vormund des Söhnchens seines verstorbenen Bruders regieren wolle. Das Kind hieß Charilaus. Die Wittwe ließ ihm sagen, sie wolle das Kind heimlich tödten, wenn er sie heirathen, und König bleiben wolle. Lykurg entsetzte sich über den Antrag,

ließ ihr das Kind wegnehmen, und es in Sicherheit erziehen.

Diese edle Enthaltsamkeit erhöhete die allgemeine Achtung, in welcher Lykurg wegen seiner Weisheit stand, und von ihm erwarteten die Spartaner die Herstellung der bürgerlichen Ordnung in dem so sehr zerrütteten Vaterlande. Aber die beleidigte Königinn hetzte das Volk wider ihn auf, und der edle Mann war bald seines Lebens nicht mehr sicher. Voll Unwillen verließ er die Stadt, und reisete, um die Sitten anderer Völker kennen zu lernen. Er kam nach Kreta, wo ein tapferes Völkchen nach Minos strengen Gesetzen glücklich lebte. Hier ward ein trefflicher Dichter, Thales, sein Freund und fernerer Begleiter. Sie kamen nach Aegypten, wo eine so eigene Staatsverfassung war. Dann gingen sie nach Kleinasien, wo eine Menge griechischer Kolonisten sich angebaut hatte, welche sich Jonier nannten, und im blühenden Wohlstande lebten. Hier fand Lykurg zu seiner großen Freude viele Sänger, Rhapsoden genannt, welche einzelne Gesänge des berühmten Dichters Homer, der damals schon über 100 Jahre todt war, auswendig wußten, und zur Lyra sangen. Er ließ sie alle zusammen kommen, einer mußte ihm vom Achill, ein anderer vom Hektor, dieser vom Odüsseus, jener von Troja's Brande singen. Lykurg ordnete alle diese einzelnen Gesänge in einen guten Zusammenhang, und ließ sie so aufschreiben, denn die Jonier hatten auch die Schreibkunst schon vervollkommnet. Zur Geschichte des trojanischen Krieges fand er über 20 solcher Gesänge zusammen, und etwa eben so viele, welche die abentheuerliche Rückkehr des Odüsseus betrafen. Waren sie auch nicht alle von Homer, so waren sie doch aus seinem Zeitalter; spätere Griechen brachten dann noch mehr Ründung und Zusammenhang in beide Bücher, suchten ein Paar Schlußgesänge dazu, und nannten das eine Gedicht Ilias, das andere Odüssee. Glücklicher Weise sind beide noch jetzt vorhanden,

und Männer von Geist und Gefühl lesen sie mit Entzücken.

Unendlich bereichert an Erfahrung kehrte Lykurg von der zehnjährigen Reise nach Sparta zurück, wo er mit Jubelgeschrei aufgenommen wurde. Thales, der von ihm schon nach Sparta vorausgeschickt war, machte Homers Gesänge bekannt, und verbreitete durch sie eine Art von Begeisterung, den Helden der Vorzeit ähnlich zu werden. Dadurch arbeitete er seinem Freunde wacker vor, denn Lykurgus ging mit einem großen Gedanken um. Er wollte ein Volk bilden, welches gesund am Körper, frei am Geist, unabhängig von allen Bedürfnissen der Kunst und der Verwöhnung, durch eigene Kraft unüberwindlich wäre. Es gelang dem großen Manne, und wir werden jetzt ein Volk kennen lernen, das einzig in seiner Art gewesen ist, und vielleicht immer einzig bleiben wird.

Lykurg theilte seinen Plan zur Staatsumwälzung und Verbesserung zuerst insgeheim den Vornehmsten mit, und brachte sie auf seine Seite, indeß Thales durch seine Gesänge das Volk gewann. Nun hieß es: Lykurg wird seine Einrichtungen bekannt machen, doch erst muß man das delphische Orakel hören. Pythia sprach, sie wisse nicht, ob sie ihn einen Gott oder einen Menschen nennen solle, der so weise Gesetze erfunden habe, doch ähnlicher dünke er ihr einer Gottheit; Sparta werde immer der blühendste Staat auf Erden seyn, so lange er diese neuen Einrichtungen bewahre.

Nach einem so ehrenvollen Zeugnisse Apollo's unterwarfen sich die Bürger im Voraus mit Ehrfurcht allem, was ihr weiser Gesetzgeber ihnen auflegen würde. Dreierlei änderte dieser vorzüglich, die Regierungsform, die Vertheilung der Güter und die Erziehung des Volkes. Die Hauptbeschlüsse sollten von 28 Senatoren gemacht, von zwei Königen bestätigt, und dann dem Volke vorgelegt werden. So war es jedoch schon vor Lykurgus, er bestätigte dies nur. Die Senatoren, Geronten genannt, mußten 60 Jahr alt seyn, und

sie regierten eigentlich den Staat. Die Könige hatten vor ihnen keinen Vorzug, als den Oberbefehl im Kriege und das oberste Priesterthum. Späterhin, nach Lykurgs Tode, traten zwischen die Könige und den Senat noch fünf Ephoren ein, welche darauf sehen mußten, daß weder diese, noch jene die Gränzen ihrer Macht überschritten; ihr Name kommt schon unter Lykurg vor.

Der weise Gesetzgeber wollte, daß niemand für sich, sondern jeder für das Vaterland leben sollte; alles eigennützige Trachten nach eigenem Reichthum sollte verbannt seyn, alle Bürger sollten gleich, und der ganze Staat eine einzige große Familie seyn. Daher vertheilte er alle Aecker gleichmäßig unter seine Spartaner in 39000 Theile, so daß jede Familie von ihrem Theile 82 Scheffel ärnten konnte. Man sagt, daß er einst, da er von einer Reise zurückkam, und überall die gleichen Garbenhaufen erblickt hatte, gesagt habe: Scheint es nicht, als ob unser Land unter lauter Brüder vertheilt wäre?

Niemand, wollte er, sollte überflüßige Schätze in seinem Hause haben, um sein Herz nicht an Luxus und Weichlichkeit zu gewöhnen. Künste der Ueppigkeit waren ganz aus Sparta verbannt, selbst die Häuser durften mit keinen andern Werkzeugen, als mit Axt und Säge, verfertigt werden, und wer Gold und Silber hatte, mußte es ausliefern. Dafür ließ er Geld von großen Eisenstücken schlagen, wovon man natürlich nicht viel bei sich tragen konnte. Einen Wagen mit zwei Ochsen mußte man anschaffen, um 10 Minen (etwa 120 Thaler) fortzubringen. Nun war auch der Handel mit den Nachbarn gänzlich aufgehoben. Pferde, Waffen und Ackergeräthe waren gemeinschaftlich. Auch aß keine Familie für sich allein, sondern es gab große Speisehäuser, denen ein jeder etwas an Korn, Gemüse und Fleisch lieferte. Keiner durfte also köstlicher essen, als der andere, und die Aeltesten sorgten bei Tische für Mäßigkeit und eine anständige Unterhaltung, bei welcher die Jüngern bloß zuhö-

ren durften. Ihr tägliches Gericht war eine schwarze Blutsuppe. Ein König in Pontus, der viel von dieser Nationalsuppe gehört hatte, ließ sich ausdrücklich deswegen einen spartanischen Koch kommen, fand aber das Gericht ganz abscheulich. Ja, sagte der Koch, die Suppe schmeckt nur denen gut, die sich im Eurotas baden. Dieser Fluß durchströmte nämlich die lacedämonische Landschaft.

Diese harten Einschränkungen, welche sich die Reichen unter den Spartanern gefallen lassen mußten, gingen doch nicht ohne Unfrieden ab. Einmal entstand sogar ein Aufruhr, in welchem Lykurg selbst mit einem Stocke ins Auge geschlagen wurde. Der große Mann blieb ruhig stehen, und zeigte dem Volke sein blutiges Gesicht. Scham und Reue ergriff alle; die es sahen; sie faßten den Thäter, einen unbesonnenen Jüngling, Namens Alkander, und brachten ihn zum Lykurg. Dieser nahm ihn in sein Haus, ließ sich von ihm bedienen, machte ihm nie einen Vorwurf, und beschämte ihn durch sein edles Betragen, wovon der Jüngling täglich Zeuge seyn mußte, so sehr, daß dieser, innig gerührt von der Güte seines Herrn, aus dem heftigsten Feinde der wärmste Freund und Lobredner desselben wurde.

Damit die Spartaner sich durchaus nicht von ausländischer Ueppigkeit anstecken ließen, war den Fremden der Aufenthalt in Lakonien sehr erschwert. Kein Sänger oder Tänzer, kein Schauspieler, kein Kaufmann ließ sich in Sparta sehen, denn was wollte er mit dem eisernen Gelde machen? Gerade so wollte Lykurg es haben: Sparta sollte von den üppigen Ausländern nicht angesteckt werden. Den Spartanern war selbst das Reisen in benachbarte Provinzen strenge verboten, ausser in Staatssachen und zu den olympischen Spielen. Ihr Vaterland sollte ihnen über alles gehen, und durch Nüchternheit, Eintracht und Stärke sollten sie immer im Stande seyn, es zu beschützen. Mauern sollte die Stadt nicht haben, denn — sagte Lykurg — die Tapferkeit unserer Bürger soll unsere Mauer seyn.

Im ganzen Griechenlande hatten die Spartaner

den Ruhm, die tapfersten und geschicktesten Soldaten zu seyn. Sie, die sonst wenig Sauberkeit in ihrer Kleidung zeigten, und immer ernsthaft schienen, gingen doch geputzt in rothen Festgewanden und bekränzt in die Schlacht. Der Angriff geschah langsam unter dem Schalle der Flöten, nicht mit Wuth, sondern mit Kälte und Besonnenheit. Sie fochten mit ganz kurzen Schwertern, denn wir lieben — sagte einst ein Spartaner — dem Feinde nahe zu seyn.

Jedes neugeborne Kind wurde gleich nach der Geburt von Beamten besichtigt, und wenn es schwach oder verkrüppelt war, zum Verhungern ausgesetzt, denn Lykurg wollte nur gesunde und starke Bürger haben. Die Eltern durften dazu nichts sagen, weil jedes Kind dem Vaterlande angehörte. Wie manches arme Würmchen mag da von den harten Spartanern gemordet seyn! Die Kinder wurden nicht gewickelt, sondern nur mit einer Decke leicht belegt, daß sie frei ihre kleinen Glieder bewegen konnten. Dieser Behandlung der Säuglinge wegen waren die Spartaner im Alterthume so berühmt, daß Athener, Korinther und andere Völker spartanische Ammen verschrieben. Bis ins 8te Jahr wurden die Knaben von den Müttern erzogen; da mußten sie auf Betten von Rohr nackt schlafen, und das Rohr aus dem Flusse selbst abbrechen. Dann kamen sie unter männliche Aufsicht in ein öffentliches Erziehungshaus, wo sie scharf beobachtet wurden, und strenge gehorchen mußten. Jeder Jüngling mußte auf der Straße einem Alten Rede stehen auf die Fragen wohin und woher, und durfte in Gesellschaft von Alten nichts sprechen, als wornach er gefragt wurde. Der Unterricht bestand in Tanzen und in gymnastischen Uebungen, in der Musik und im guten und richtigen Sprechen, wozu noch ein wenig Schreiben kam. Sonst wurde nichts gelernt, denn die Spartaner mochten die Wissenschaften nicht leiden. Es wurden ihnen Fragen vorgelegt, auf welche eine kluge Antwort gehörte, und die Spartaner hatten darin eine solche Fertigkeit, daß man noch jetzt

eine kurze und vielsagende Antwort eine **lakonische Antwort** nennt. Sie wurden abgehärtet gegen Hunger und Wachen, Hitze und Frost, ja selbst gegen empfindliche Körperschmerzen. Zu diesem letztern Zwecke wurden die spartanischen Knaben jährlich einmal am Feste der Artemis öffentlich gepeitscht, und keiner durfte eine Miene des Schmerzes zeigen. Manche sollen die Standhaftigkeit so weit getrieben haben, daß sie ohne einen Klagelaut am Altare der Göttinn todt niedergesunken sind. Alle Knaben und Jünglinge gingen barfuß. Sie bekamen bei Tische nur schmale Bissen, doch war ihnen erlaubt, heimlich etwas zu stehlen, damit sie in der List geübt würden. Ließen sie sich dabei ertappen, so bekamen sie tüchtige Schläge; konnten sie aber nach glücklich vollbrachter Dieberei das Gestohlene öffentlich aufweisen, so wurden sie gelobt. Ein Knabe, der einen gestohlenen Fuchs unter dem Kleide hatte, ließ sich von ihm ein Loch in den Bauch fressen, um nicht entdeckt zu werden. — Besonders scharf wurden die Knaben von den Alten in den gemeinschaftlichen Speisesälen beobachtet. Diese Einrichtung hatte Lykurg von den Kretern gelernt, und sie war eine treffliche Schule der Ordnung, Mäßigkeit und Weisheit. Die ältern Jünglinge hatten immer die Aufsicht über die jüngern, doch auch sie mußten jedem Bürger gehorchen. Unüberlegtes, leeres und unnützes Gewäsch durfte niemand reden, aber witzige Einfälle, verständige Gedanken und treffender Spott wurden mit Beifall belohnt. Oft wurden betrunkene Heloten in den Speisesaal geführt, damit die Jugend die Folgen der Völlerei in ihrer ganzen Widrigkeit kennen lernen sollte. Muster dagegen sah sie in allen den ehrwürdigen Greisen, von denen sie umgeben war, am meisten in den Senatoren, die strenge nur nach Verdienst gewählt wurden.

Die spartanischen Mädchen wurden auf ähnliche Weise erzogen: auch sie mußten durch Laufen, Ringen, Werfen u. s. w. sich abhärten.

Eine Klasse gab es unter den Spartanern, für

welche der Gesetzgeber sehr schlecht gesorgt hatte. Das waren die Heloten, die spartanischen Sclaven, ehemals Bürger der Stadt Helos, die von den Herakliden unterjocht waren. Diese mußten für die freien Spartaner die Aecker bauen, die Gewerbe treiben, die meisten Hausgeschäfte verrichten. Es war Gesetz, daß ein Spartaner seine Heloten nicht an Ausländer verkaufen, noch weniger ihnen jemals die Freiheit schenken durfte. Um die Heloten täglich an ihren Sclavenstand zu erinnern; so trugen sie Thierfelle, durften den Gang, die Stimme, Miene, Gebährde freier Spartaner nicht annehmen, und bekamen täglich eine sichere Anzahl Schläge, auch wenn sie nichts verbrochen hatten. Und wenn sie sich zu stark vermehrten, so gingen gegen Abend rüstige Spartaner auf die Felder zu den Hütten der Heloten, und schlachteten ihrer Tausende unversehens ab. Auch diese grausame Sitte soll von Lykurg herrühren. Die Heloten waren also eigentlich die Arbeiter in Lakonien. Der freie Spartaner ging auf den Markt, über Staatssachen zu sprechen; übte sich in Kampfspielen, oder ergab sich zu Hause der Ruhe. Zwischen den herrschenden Spartanern und den Sclaven Heloten bildeten die Lacedämonier einen Mittelstand, denn sie waren zinsbare Bürger, von allen Aemtern ausgeschlossen. —

Als Lykurg seine Gesetzgebung vollendet hatte, sagte er, daß er eine Reise machen müsse, und ließ sich von dem Volke zuschwören, daß es seine Gesetze bis zu seiner Rückkehr beobachten wolle. Dann ging er nach Delphi, wo das Orakel noch einmal erklärte, Sparta würde bei seinen Gesetzen glücklich seyn. Diese Antwort sendete er nach Sparta, ging in die weite Welt, und kehrte nie wieder zurück, damit die Spartaner immer an ihren Eid gebunden blieben. Einige sagen, er habe sich auf der Insel Kreta zu Tode gehungert, und befohlen, seine Asche in den Wind zu streuen, damit nichts von ihm jemals nach Sparta käme.

§. 102.

Die messenischen Kriege.

(742—668 vor Chr.)

Was die Einrichtungen Lykurgs genutzt hatten, das erfuhren die Spartaner 140 Jahre nach seinem Tode, als sie ihre eigene Stärke und Tapferkeit kennen lernten.

An der Gränze Lakoniens lag ein hübsches Ländchen, Messene genannt. Wo beide Staaten sich schieden, da hatten die Spartaner und Messenier einen gemeinschaftlichen Tempel, in dem sie jährlich ein Fest der Artemis feierten. Bei einem solchen Feste entstand einmal ein Streit, die Messenier fielen über die Spartaner her, und tödteten viele derselben, unter andern auch den einen spartanischen König. Dieser Vorfall und noch andere ähnliche Kränkungen von beiden Seiten veranlaßten einen blutigen Krieg, der an 100 Jahre dauerte.

Ohne den Krieg zu erklären, rückten die Spartaner vor die messenische Gränzstadt Amphea. Es war Nacht, die Thore standen offen, und alles lag in festem Schlafe. Die Spartaner drangen in die Häuser, mordeten alle, die sie fanden; die Tempel, in welche sich bei dem größern Lärmen noch mancher flüchtete, zündeten sie an. Von da gingen sie immer tiefer ins Land, und verwüsteten und mordeten alles. Die Messenier, die von Jugend auf nicht so geübte Soldaten waren, wie die Spartaner, zogen sich in die festen Städte, übten sich erst in den Waffen, und rückten dann den grausamen Feinden muthig entgegen. Hier sieht man wie stark die Verzweiflung macht. Die Messenier fochten in einigen Schlachten mit solcher Wuth, daß bei aller Stärke und Tapferkeit der Spartaner der Sieg doch unentschieden blieb, und ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Freilich waren die Messenier nun auch erschöpft, wozu noch kam, daß ihre Sclaven ihnen zu den Spartanern entliefen, und

eine Pest unter ihnen ausbrach. Bei diesen Umständen konnten sie sich nicht geschwind wieder erholen, die Spartaner aber traten bald ihre gewohnten Streifzüge wieder an, sengten und mordeten im messenischen Lande. Die armen Messenier mußten abermals das flache Land verlassen, und zogen sich jetzt in die Festung Ithome, die auf einem hohen, oben sehr breiten Berge lag, und eine lange Belagerung aushalten konnte. Hier waren sie zwar für's erste vor den Mörderhänden der Spartaner gesichert, aber die Pest wüthete unter ihnen nun noch ärger, und auch der Hunger stellte sich bald ein. In dieser Noth schickten sie einen Boten nach Delphi, und ließen das Orakel fragen, wodurch sie Hülfe in so vielem Elende finden könnten. Der delphische Apollo war diesmal ein grausamer Gott, er sagte nämlich, die Messenier müßten den Göttern der Unterwelt eine Jungfrau vom königlichen Geblüte opfern. Man kann denken, daß kein Vater seine Tochter dazu gern hergab. Es wurde darum geloset; der Vater aber, den es traf, sagte, die Tochter, die er habe, sey nicht seine eigene Tochter, sondern er habe sie nur an Kindesstatt angenommen. Da trat Aristodemus, einer der edelsten Männer und der tapfersten Krieger, mit seinem Töchterchen an der Hand hervor, und bot freiwillig sein Kind an. Einer der Angehörigen wollte die Tochter ihm entreissen und ihr das Leben retten; aber der Vater, der das Vaterland mehr liebte, als sein Kind, sprang halb rasend herbei, und stieß schnell dem Kinde den Dolch durch das Herz. Nun war das Opfer ja gebracht, aber den Messeniern war wenig geholfen. Die Spartaner kamen wieder, die Messenier rückten gegen sie aus, und verloren in der Schlacht ihren König. Zu seinem Nachfolger wählten die Messenier den Aristodemus, weil sie dachten, daß er am meisten das Vaterland liebte. Als das nächstemal nun die Spartaner wieder kamen, versteckte Aristodemus seine leichten Truppen hinter dem Berge, auf welchem Ithome lag, und rückte

dann nach der andern Seite des Berges den Feinden entgegen. In der Hitze des Kampfes brachen nun jene versteckten Schaaren hervor, fielen den Spartanern in die Seite, und schlugen so auf sie los, daß sie eilten, was sie konnten, ihr eigenes Land wieder zu erreichen. Nun war die Reihe an den Spartanern, zu jammern, und den delphischen Gott nach Hülfe zu fragen. Apollo gab zur Antwort, Messene hätte durch List gewonnen, durch List müßte es auch gewonnen werden. Jetzt rieth in Sparta, wer rathen konnte, was für eine List Apollo doch meine. Man zog einige Leute ein, verurtheilte sie öffentlich zum Tode, und ließ sie unter der Hand entwischen, mit dem Befehle, sie sollten als Flüchtlinge nach Ithome eilen, die Festung fein genau ausspioniren, und dann sich gelegentlich wieder zurückmachen, und Nachricht geben, wie die Festung erobert werden könne. Es geschah: mehrere Spartaner kamen vor Ithome, und baten um Schutz, weil sie aus Sparta hätten fliehen müssen. Aber Aristodemus wies sie ab, weil er ihre List merkte, und sagte ihnen, sie sollten nur umkehren, und den Spartanern sagen, dieser Kniff wäre alt, aber die Ungerechtigkeit, welche die Spartaner hierdurch begingen, wäre neu.

Indessen hatten die Messenier doch großes Verlangen, ihr endliches Schicksal zu erfahren, und auch sie ließen zu Delphi anfragen, wer in diesem Kriege siegen würde. Dasjenige Volk — war die Antwort — das dem Zeus zu Ithome zuerst 300 Dreifüße opfert. Wer freuete sich mehr, als die Messenier, da sie selbst in Ithome saßen! Um nicht viel Zeit zu verlieren, beschlossen sie die Dreifüße von Holz zu machen, weil sie nicht Metall genug hatten. Aber auch die Spartaner hatten den Orakelspruch vernommen, und ein Wagehals machte sich nun eilig 300 ganz kleine Dreifüße aus Thon, erkletterte des Nachts die Bergfeste, packte still vor dem Zeustempel sein Krämchen aus, und schlich sich des nämlichen Weges wieder zurück. Die Messenier bemerkten am andern Morgen gleich die Bescherung,

sahen wohl ein, daß dies ein Streich der Spartaner war, und verloren jetzt alle Hoffnung. Ihr König Aristodemus verfiel in die tiefste Schwermuth, und weil ihm in schrecklichen Träumen immer seine ermordete Tochter erschien, so mochte er nicht mehr leben, und ermordete sich einst des Nachts auf ihrem Grabe. Ithome hielt nun noch 5 Monate lang eine harte Belagerung aus, und fiel dann mit dem ganzen messenischen Lande den Spartanern in die Hände. Die Messenier mußten zwei Drittel ihres Landes abtreten, fernerhin die Hälfte ihrer Früchte nach Sparta liefern, und wenn zu Sparta irgend ein Großer starb, so mußten sie mit Weibern und Kindern in Trauerkleidern dem Leichenbegängnisse beiwohnen.

Unter diesen harten Bedingungen mußten die Messenier den Frieden erkaufen, der den ersten messenischen Krieg beendigte.

Vierzig Jahre duldeten die Messenier ihr elendes Schicksal, baueten ihr Ländchen fleißig, daß es so viel eintrug, wie ehemals ganz Messene, und übten sich fleißig in den Waffen. Im Bündniß mit den Arkadiern und Argivern, die auch den Spartanern nicht hold waren, brachen sie denn endlich los, und wählten sich den Aristomenes, einen sehr rechtschaffenen, tapfern uud bescheidenen Mann, zu ihrem Anführer. In dem ersten Feldzuge waren sie so glücklich, daß sie die Spartaner, wo nicht aus dem Felde schlugen, doch tüchtig zusammenhieben. Am Tage der Schlacht noch schlich sich Aristomenes des Nachts sogar in die Stadt Sparta, und heftete einen von den Feinden erbeuteten Schild an den Minerventempel, mit der Inschrift: „Diesen Schild weihet Aristomenes der Athene von der Beute der Spartaner." Bald darauf feierten die Spartaner im Lager das Fest des Castor und Pollux, und tranken viel Wein. Die Messenier in ihrem Lager hörten den festlichen Lärm, und zwei verwegene Männer sattelten sich eilig zwei Schimmel, warfen ein schneeweisses Gewand und einen Purpurmantel um, und

so sprengten sie mit glänzenden Lanzen in den Händen majestätisch in das jubelnde Lager. Die Spartaner glaubten, es wären Castor und Pollux selbst, die vom Olymp kämen, ihnen im Kriege zu helfen, machten ihnen ehrfurchtvoll Platz, und sanken auf die Knie. Aber wie erstaunten sie, als die verkappten Götter bald die Lanzen gegen sie kehrten, und alle niederstießen, die sie nur erreichen konnten! Als sie anfingen, sich von der Bestürzung zu erholen, und ihren Irrthum einzusehen, da waren die beiden schon wieder fortgesprengt, aber eine Schaar Spartaner lag todt am Boden.

Solcher kühnen Streiche wagten die Messenier noch mehrere, daß es den Spartanern wirklich recht bange wurde. Der delphische Gott mußte wieder Rath wissen, und dieser sagte jetzt, sie sollten sich einen Feldherrn von den Athenern erbitten, wenn sie siegen wollten. Eine größere Kränkung hätte die Spartaner nicht treffen können. Sie bildeten sich ein, unter allen Griechen die besten Soldaten und Feldherrn zu haben, und sollten bei Ausländern um einen General betteln? Doch sie thaten es, weil Apollo es gesagt hatte. Die Athener freuten sich heimlich, daß die Spartaner, deren wachsende Macht sie schon lange beneideten, sich jetzt vor ihnen verdemüthigen mußten, und schickten ihnen zum Possen als General einen Schulmeister und Dichter, der mit einem Fuße halb lahm war. Tyrtäus hieß der Mann. Spötter sagten auch, er sey zuweilen gar nicht wohl bei Sinnen. Als der Ehrenmann im spartanischen Lager anlangte, konnten alle ihren Unwillen nicht bergen. Was? — schrien alle — meinen die Athener, daß wir Schulknaben sind? — Daß sie ihn nicht wieder fortjagten, war alles; die meisten verhöhnten ihn täglich, und das Kommando bekam er gar nicht, ja nicht einmal die Stelle eines Offiziers. Zwar zog er immer mit, hielt sich aber gewöhnlich nur unter den Priestern auf.

Die Sache der Spartaner wurde alle Tage bedenklicher. Aristomenes gewann drei Schlachten

nach einander. Endlich liefen alle Spartaner nach Hause, und dachten nichts anderes, als wie sie von den Messeniern den Frieden bekommen sollten. Da trat aber Tyrtäus auf, und entflammte die Spartaner durch seine Kriegslieder, daß sie doch noch einen Versuch machen möchten. Die Spartaner entschlossen sich auch endlich dazu, aber Jahre vergingen, ehe sie wieder ein ordentliches Heer zusammenbringen konnten.

Der hitzige Aristomenes konnte indeß nicht ruhen. Er machte unaufhörliche Streifzüge in Lakonien, eroberte und plünderte manche Stadt. Einmal kam er dabei sehr übel weg. In einem Orte, wo er mit seiner Mannschaft einrückte, fand er einen Haufen Weiber, die ein Fest der Ceres feierten. Diese sollten nun gefangen genommen werden. Aber sie wehrten sich mit ihren scharfen Opfermessern so wüthend, daß mehrere Messenier getödtet wurden. Auf den Lärmen kamen auch die Männer herbei, und Aristomenes war gefangen. Schon wollte man ihn nach Sparta abführen; aber eine Priesterinn, die Mitleiden mit ihm hatte, ließ ihn aus ihren Händen entwischen.

Die Spartaner rückten endlich auch wieder ins Feld, und Magister Tyrtäus begleitete sie, ihnen durch seine Gesänge Muth einzusprechen. Sie bestachen die Arkadier, die im messenischen Heere waren; und als es nun das erstemal zum Gefechte kam, zogen diese plötzlich von ihren Freunden fort, und die Spartaner drangen in die Lücke ein, die dadurch in dem messenischen Heere entstand. Da war es nicht möglich, den Spartanern zu widerstehen: die Messenier wurden gänzlich geschlagen, und mit dem Reste derselben warf sich Aristomenes in die Stadt Eira, welche sehr fest war. Die Spartaner säumten nun nicht, selbe zu belagern. Aber Aristomenes, der nicht gewohnt war der Einsperrung, wagte einen muthigen Ausfall, verwüstete die ganze umliegende Gegend, und warf eine Menge Getraide in Eira. Ein anderes mal machte er mit nur 50 Mann einen Ausfall. Aber die Spar-

taner hatten ihm aufgelauert: sie umringten ihn, fingen ihn auf, und führten ihn gleich gefesselt nach Sparta. Hier wurde ihm der Prozeß gemacht, als ein Empörer ward er verurtheilt, in eine tiefe fast senkrechte Höhle gestürzt zu werden, und auch seine Gefährten traf derselbe Spruch. Das Urtheil wurde wirklich vollzogen, dem Aristomenes ließ man aber wegen des Ansehens seiner Person beim Hinabstürzen seine ganze Rüstung, und dies rettete ihn. Als er hinabgestürzt wurde, stieß er mit seinem Schilde einige male gegen die Felsenmauer der Höhle, schwächte dadurch die Kraft des Falles, und kam ohne sonderlichen Schaden auf den Boden, indessen seine Gefährten alle umkamen. Freilich hätte er nun des Hungertodes sterben müssen; aber zum Glücke entdeckte er einen Fuchs, der an einer der Leichen nagte. Er dachte, dieser könne nicht von oben in die Höhle gekommen seyn, sondern müsse irgendwo einen unterirdischen Ausgang haben. Er haschte ihn also, in der Hoffnung, durch ihn den Ausgang zu finden. Mit der rechten Hand faßte er seinen Schwanz, und wenn er beissen wollte, so hielt er ihm die linke Hand vor, die er mit seinem Mantel dick umwunden hatte. So folgte er dem Fuchse durch ein Loch unter der Erde her, welches immer mehr aufwärts ging. Endlich wurde es so enge, daß er dem Fuchse nicht mehr folgen konnte. Da ließ er ihn los, und sah bald darauf das Tageslicht schon hindurchschimmern. Durch Hülfe seiner Waffen gelang es ihm nun, den Gang zu erweitern; er kam hindurch, und begab sich gleich zu den Seinigen nach Eira. Die Spartaner hatten dies noch nicht einmal erfahren, so hob Aristomenes schon wieder einen Haufen Korinther auf, die den Spartanern zu Hülfe zogen. Für so viele Neckereien trugen die Spartaner den Messeniern einen Waffenstillstand an von 40 Tagen; und als während dieser Zeit Aristomenes zuweilen ausserhalb der Festung sorglos spatzieren ging, ließen sie ihm durch einige schlaue Kreter auflauern, bis er gefangen war. Gebunden wurde er gleich wieder nach Spar-

ta geführt. Aber das Glück war ihm wieder günstig. Da man in der ersten Nacht in einer Bauernhütte bleiben mußte, winkte Aristomenes der Frau des Hauses mit den Augen zu, die das Zeichen verstand, und den Wächtern so viel Getränke vorsetzte, bis sie berauscht waren, und einschliefen. Dann zerschnitt sie dem Aristomenes seine Fesseln; dieser nahm das Schwert des einen Wächters, tödtete alle, und war nach einigen Stunden schon wieder in Eira.

Die Belagerung dieser Stadt hatte indessen ihren Fortgang, und dauerte über 10 Jahre. Ein unglücklicher Vorfall brachte sie zuletzt den Spartanern in die Hände. In einer Nacht entstand ein so furchtbares Gewitter, daß mehrere Wächter glaubten, nach Hause gehen zu dürfen, weil in einem solchen Wetter die Feinde wohl an keinen Sturm denken würden. Die eine Seite der Stadt wurde ganz von den Wächtern entblößt. In dem Hause eines dieser Wächter hielt sich ein Helote auf, der dem spartanischen Feldherrn eines Verbrechens wegen entlaufen war. Dieser vernahm den Abzug der Wächter, glaubte durch diese Nachricht bei seinem alten Herrn Vergebung zu verdienen, eilte über die unbesetzte Mauer zu ihm zurück, und erzählte, was er gesehen und gehört hatte. Gleich legten die Spartaner an dieser Seite der Stadt Sturmleitern an, und die Mauern wurden ohne Widerstand erstiegen. Aber nun fingen alle Hunde in Eira zu bellen an, ohne aufhören zu wollen. Man wurde aufmersam, und siehe! ein großer Haufen Spartaner stand schon in der Stadt. Aristomenes sammelte seine Mannschaft, rückte gegen die Feinde an, und im Kampfe, der den ganzen Tag dauerte, war er so glücklich, daß die Spartaner wenigstens nicht weiter kamen, aber die von ihnen schon besetzte Mauer konnten die Messenier nicht wieder gewinnen. Sogar die Weiber der Stadt bewiesen ihren Heldenmuth: sie stiegen auf die Dächer, obgleich sie des noch anhaltenden Sturmes wegen sich dort kaum auf den Füßen halten konnten, und schleuderten

schwere Steine auf die Spartaner; andere legten sogar Waffen an, und folgten ihren Männern in die Schlacht. Am 2ten Tage wurde das Treffen erneuert, da der spartanische Anführer frische Truppen anrücken ließ; auch an diesem Tage wurde nichts gewonnen, nichts verloren. Am 3ten Tage dasselbe! Die Messenier, welche schon in zwei Nächten nicht geschlafen hatten, wichen noch nicht. Aber am Abende dieses Tages fühlten sie sich so erschöpft, daß sie ihren Untergang für unvermeidlich hielten. Aristomenes ließ also alle tragbaren Sachen zusammenbringen; Weiber und Kinder und schwache Männer nahmen so viel, als sie tragen konnten, und um diesen Haufen schlossen die rüstigen Männer einen engen Kreis. Nun stellte sich Aristomenes an die Spitze, entschlossen, sich mit den Seinigen durchzuschlagen, oder mit allen zugleich zu sterben. Feierlich langsam bewegte sich die unglückliche Schaar, die Augen zur Erde geheftet, die Schwerter gerade aus vor sich hin gehalten, auf die Reihe des spartanischen Heeres zu. Ein so tragisches Schauspiel füllte die Spartaner mit Ehrfurcht, unwillkührlich öffeneten sie ihre Reihen, und ließen die Messenier ungekränkt hindurch ziehen.

Die Messenier zogen nach Arkadien, wo sie freundliche Aufnahme trafen. Nur der arkadische König Aristokrates, der schon einmal die Messenier mitten im Treffen verlassen hatte, war auch jetzt wieder ein Heuchler. Als Aristomenes vorhatte, jetzt plötzlich die Stadt Sparta zu überfallen, verrieth Aristokrates dies den spartanischen Königen durch einen Eilboten. Aristomenes erfuhr es, und fing den Boten auf. Aber Aristokrates bekam auch seinen Lohn: seine Unterthanen steinigten ihn, und rotteten seine ganze Familie aus.

Die Spartaner unterwarfen sich nun bald ganz Messene, aber die meisten Inwohner folgten dem edeln Aristomenes nach Arkadien, und im folgenden Frühjahre gingen alle nach Italien, dem Anaxilas, Fürsten von Rheggium, die Stadt Zankle auf der Insel Sicilien zum Gehorsam bringen

zu helfen. Diese Stadt war ihnen zum Eigenthum versprochen, wenn sie dieselbe bezwingen würden. Der Krieg gegen Zankle lief glücklich ab: die Inwohner wurden zu Wasser und zu Lande geschlagen, und ihre Stadt ward belagert. Ein Theil der Mauer wurde niedergerissen, und das vereinigte Heer des Anarilas und der Messenier rückte ein. Die Inwohner flüchteten sich in die Tempel, aber Anarilas hätte sie alle herausgerissen und getödtet, wenn die Messenier nicht Fürbitte eingelegt hätten. Dies Mitleiden erwarb den Messeniern die ganze Liebe der Zankleer; diese nahmen die armen Flüchtlinge gern unter sich auf, und vereinigten sich mit ihnen zu einem einzigen Volke. Ja, sie änderten auch den Namen ihrer Stadt Zankle in Messene. Jetzt heißt diese Stadt Messina.

Aristomenes ging nicht mit nach Italien, sondern beschloß seine Tage auf der Insel Rhodus bei einem Fürsten, der sein Schwiegersohn war.

§. 103.

Solon, Gesetzgeber zu Athen.

(594 v. Chr.)

Eben so, wie zu Sparta, gab es auch zu Athen allerhand Streitigkeiten zwischen dem Volke und dem Adel, da der Adel immer die ersten Aemter besaß. Geschriebene Gesetze hatte man noch nicht, daher die Obrigkeiten oft nach Gutdünken verfuhren, und das Volk drückten. Als die Athener daher von den geschriebenen Gesetzen der Aegypter hörten, da wollten sie auch dergleichen haben. Sie wählten also den Drako, einen ihrer Archonten in der 39sten Olympiade, zu ihrem Gesetzgeber. Dieser war ein strenger tugendhafter Mann, und mochte meinen, alle Athener zu einer solchen strengen Tugend bilden zu können. Er gab Gesetze, von denen man sagte, sie wären nicht mit Dinte, sondern mit Blut geschrieben. So wurde z. B. die Entwendung eines Apfels eben so wie Tempel-

raub, mit dem Tode bestraft. Der gute Mann mußte Athen sogar verlassen, um des Schmählens seiner Mitbürger los zu werden, und begab sich nach der Insel Aegina, wo man ihn im Theater, um ihn zu ehren, nach Landessitte mit Mützen und Mänteln bewarf, unter denen der Greis aber ersticken mußte.

Die Ruhe war also in Athen nicht hergestellt, denn Drako's Gesetze wurden ihrer Strenge wegen nicht befolgt. Kurz nach dem Tode des Gesetzgebers versuchte sogar ein gewisser Cylon, aus der Familie des Codrus, sich zum Monarchen des Landes zu machen. Die Megarer liehen ihm Truppen, und die Citadelle Athens, Akropolis genannt, die auf einem Felsen lag, war bald von den Rebellen erobert, als eben die meisten Athener nach Olympia zu den Spielen gegangen waren. Zum Glück waren aber die Archonten, deren Haupt Megakles war, schnell bei der Hand, die Aufrührer zu belagern. Diese litten bald auf der Festung schrecklichen Hunger; und da Megakles sie auf allerhand Weise herabzulocken suchte, indem er ihnen Vergebung versprach, so folgten sie auch endlich, brauchten aber die Vorsicht, daß sie einen Faden an der Bildsäule der Athene, die im Tempel auf der Citadelle stand, befestigten, und denselben im Hinabgehen festhielten, um durch diese Verbindung mit der Göttinn ihres Lebens versichert zu seyn. Sie kamen bis auf den Markt der Unterstadt; da zerriß der heilige Faden, und Megakles ließ gleich auf die Rebellen einhauen. Viele wurden getödtet, unter diesen auch Cylon; viele aber wurden auch verschont, da sie die Fürsprache der Frauen der Archonten, die ihnen begegneten, anfleheten.

Mit der Dämpfung dieser Empörung war aber die Ruhe in Athen nicht hergestellt. Der Anhang des Cylon schwärzte den Archonten beim Volke als einen Religionsverächter an, da er jene, welche bei den Göttern Schutz gesucht, getödtet hätte. Als es nun so recht verwirrt in Athen zuging, benutzten die

Megarer diese Gelegenheit, und nahmen den Athenern geschwind die Insel Salamis weg, die fast vor der Stadt Athen lag, und ihnen also sehr wichtig war. Die Athener strengten sich vergebens an, dieselbe wieder zu gewinnen, und am Ende gaben sie alle Hoffnung auf, ja das Volk machte sogar ein Gesetz, wer noch ein Wort davon sagte, daß man einen frischen Versuch gegen Salamis machen möchte, der sollte ohne weiters hingerichtet werden.

Keinen verdroß dies einfältige Gesetz mehr, als den Solon, einen wackern Athener. Es schmerzte ihn, daß seine Mitbürger allen Muth verloren, und das treffliche Inselchen fahren lassen wollten. Was that er nun? Er stellte sich wahnsinnig, und machte in der Stille ein Gedicht von 100 Versen, in welchem er den Athenern ihre Feigheit vorwarf, und sie dringend ermahnte, gegen Salamis einen neuen Versuch zu machen. Als nun einst das Volk versammelt war, da kam Solon nachläßig gekleidet aus dem Hause fliegen, lief mit den drolligsten Verdrehungen des Körpers durch die Straßen unter die Leute, und bestieg den Stein, der dem öffentlichen Ausrufer diente, wenn er etwas bekannt zu machen hatte. Hier sagte er nun mit dem größten Nachdrucke sein Gedicht her, und — es wirkte. Die Freunde Solons, die von ihm vorher unterrichtet waren, gingen unter dem Volke umher, und sagten, der wahnsinnige Kerl hätte doch so ganz Unrecht nicht. Das Volk dachte nach, und in einer halben Stunde war jenes Gesetz aufgehoben, und ein neuer Zug gegen Salamis beschlossen. Nun erhielt Solon auch seinen Verstand wieder, und man wählte ihn sogar zum Anführer in dem neuen Kriege. Er ließ ein großes und sehr viele kleine Schiffe ausrüsten. Mit dem großen segelte er des Nachts auf Salamis hin, die kleinen Fahrzeuge mußten aber etwas hinter ihm zurückbleiben. Das große Schiff bemerkten die Megarer von der Insel her, und sendeten auch gleich ein Schiff ab, es zu verfolgen. Das atheniſche Schiff stellte sich nun bange, und zog sich um die Insel herum, das feindli-

che Schiff hinter ihm her. Nun kamen die kleinen Schiffe der Athener heran, die man in der Dunkelheit der Nacht nicht bemerkte, umgaben das megarische Schiff, und eroberten es mit geringer Mühe. Die Gefangenen wurden in Sicherheit gebracht, und die Athener bestiegen das megarische Schiff, und liefen ohne Hinderniß in den Hafen von Salamis ein, weil sie für Megarer angesehen wurden. Zugleich griff Solon auf der andern Seite die Insel an, und sie war in kurzer Zeit erobert.

Dabei waren die Athener noch nicht ruhig. Wie ehemals in Sparta, so gab es auch in Athen Reiche, die fast alle Ländereien besaßen, und dagegen Tausende, welche nichts zu essen hatten. Der gemeine Bürger mußte immer von dem Adel Geld lehnen, und konnte er's zur bestimmten Zeit nicht wieder bezahlen, so hatte der Gläubiger das Recht, ihm seine Ländereien verkaufen zu lassen. Mancher Bürger mußte an die Reichen wohl seine Kinder zu Sclaven verkaufen, um Brod zu bekommen. Die Klasse der gemeinen Bürger war die zahlreichste in Athen, und bei aller Armuth hatte sie die größte Macht, denn ohne ihre Einwilligung konnte gar kein Gesetz gegeben werden. Man kann wohl denken, daß da das Volk dem Adel oft trotzte, wenn der Adel etwa ein neues Gesetz in Vorschlag brachte, und daß gar keine Einigkeit im Lande herrschen konnte. Dies benutzten die Megarer, und nahmen Salamis abermals weg. Es entstand ein neuer heftiger Krieg, der auf die Dauer beide Partheien ermüdete, und um aus dem Handel zu kommen, ging man zu den Spartanern, welche entscheiden sollten, welchen von beiden die Insel rechtmäßig gehöre. So wie Solon vorher durch seine Dichtkunst und Tapferkeit die Insel den Athenern verschafft hatte, so verschaffte er sie ihnen jetzt durch seine Beredsamkeit: er sprach zu Sparta mit solchem Feuer für die Athener, daß die Spartaner ihnen die Insel zuerkannten. —

Die Anhänger des Cylon erweckten neue Unruhen, da sie allerhand Geistererscheinungen vorgaben,

und droheten, die Götter würden Athen schwer bestrafen, da sie über den Mord jener Unglücklichen noch erzürnt wären. Man fragte die Priester um Rath, und diese sagten, es wären Reinigungen und Sühnopfer nöthig. Deshalb holte man einen erleuchteten Mann von Kreta, Epimenides mit Namen. Dieser ließ schwarze und weisse Schafe auf die Citadelle Athens bringen, ihnen da die Fesseln abnehmen, und sie hingehen, wohin sie wollten. Wo jedes Schaf sich niederlegte, da wurde es den Schutzgöttern des Orts geschlachtet. Auch ließ derselbe um Athen herum viele Kapellen bauen, unter andern eine der Schmach, eine andere der Unverschämtheit. Diese Gottheiten mögen für die Athener damals wohl recht passend gewesen seyn.

Als in Athen die Gährungen noch fortdauerten, entstand ein Krieg, an welchem ganz Griechenland Antheil nahm, und der dazu diente, den Ruhm Solons noch mehr zu erhöhen. Er hieß der heilige Krieg, weil er für den delphischen Tempel geführt ward. Am korinthischen Meerbusen wohnten die reichen Krissäer, die einen kleinen Freistaat bildeten. Krissa, Cyrrha und Anticyrrha waren die bedeutendsten Städte ihres Gebietes. Ihre Habsucht kannte kein Maß. Da sie an der Gränze des heiligen Ländchens Phocis wohnten, so legten sie den Wallfahrern, die nach Delphi gingen, für den Durchzug einen starken Zoll auf. Die dephischen Priester beschwerten sich bei ihnen darüber; aber die Krissäer verhöhnten die Gesandten des Orakels, und das nicht allein: sie zogen auch nach Delphi, plünderten den Apollstempel rein aus, mißhandelten und tödteten im heiligen Haine die andächtigen Fremden, und trieben allerhand Frevel. Nun wurden sie bei den Amphiktyonen verklagt. Diese waren erst unschlüssig, was sie mit dem gottlosen Völkchen beginnen sollten; aber Solon, der atheniſche Gesandte im Amphiktyonenrathe, stand auf, und ermahnte alle, dergleichen Frevel nicht ungestraft zu lassen, sondern die stolzen Krissäer muthig zu bekriegen. Der Krieg begann, aber die Kris-

säer waren so mächtig, daß sie in 9 Jahren noch keine einzige Stadt verloren, obschon sie es nicht wehren konnten, daß ihre Hauptstadt Krissa belagert wurde. Im Heere des Amphiktyonenbundes wüthete auch noch eine pestartige Seuche. In dieser Noth mußte der delphische Apollo seinen Vertheidigern Hülfe schaffen. Die Pythia sagte, die Verbündeten sollten das Hirschkalb mit dem Golde von der Insel Cos holen. Man verstand diesen räthselhaften Rath nicht, doch schickte man nach Cos hin. Hier fand sich ein Arzt, dessen griechischer Name Hirschkalb bedeutete, und sein Sohn hieß zufällig Gold. So war das Räthsel gelöset, und beide Männer gingen mit. Der Arzt heilte erst die Kranken im Amphiktyonenheere, und dann vergiftete er das Wasser, welches durch eine unterirdische Röhre in die Stadt Krissa floß. Die Vertheidiger der Festung fielen hin, und die Stadt wurde bald darauf erobert. — Cyrrha, die andere Stadt, wehrte sich aber noch hartnäckig, und Apollo sagte, sie würde nicht eher erobert werden, als die Wellen des Meeres das heilige Land Phocis bespülten. Die Verbündeten dachten, dies würde nie geschehen, da die Gränzen von Phocis gar weit von der Küste lagen. Aber Solon wußte wieder Rath: auf seinen Vorschlag wurde das krissäische Gebiet, das Phocis vom Meere trennte, dem Apollo geweihet, und so dem heiligen Lande einverleibt. Die Verbündeten schöpften neuen Muth, während die Belagerten verzagten, und Cyrrha wurde erstürmt. Die Stadt Anticyrrha ergab sich freiwillig, und alle Oerter des Raubstaates wurden zerstört.

Durch die glückliche Ausführung dieses Krieges hatte Solon sich nicht nur bei seinen Mitbürgern, sondern auch allen Griechen in größere Achtung gesetzt. Als er daher nach Athen zurückkam, schlugen ihn einige verständige Athener zum Archonten vor, und dachten, er solle dann die Armen mit den Reichen aussöhnen, und dem Staate eine bessere Verfassung geben. Der Vorschlag wurde von

dem ganzen Volke mit Freuden angenommen, denn alle liebten den Solon, die Reichen, weil er reich und weise, und die Armen, weil er gütig und freundlich war. Die Armen wußten auch von seinem Vater, daß derselbe seinen Schuldnern die ganze Schuld erlassen hatte, so daß bei seinem Tode sein Sohn Solon nicht einmal so viel erbte, wovon er hätte anständig leben können, und also lange Zeit hindurch die Handlung treiben mußte. Solon war so beliebt, daß einige ihm sogar heimlich versprachen, ihm die königliche Würde zu verschaffen; aber Solon weigerte sich standhaft, selbe anzunehmen, und begnügte sich mit dem Amte eines Archonten und Gesetzgebers.

Das erste, was Solon als Gesetzgeber vornahm, war, daß er den Armen half. Er gab das Gesetz, daß alle gegenwärtigen Schulden erlassen seyn, und künftig keiner wegen Schulden zum Sclaven gemacht oder körperlich bestraft werden solle. Solon selbst büßte hierbei sieben Talente ein, d. h. über 8000 Rthlr. nach unserm Gelde. (Ein attisches Talent betrug 6000 Drachmen, ein Drachme etwa 1 Rthlr. 10 sgr.) Um den Reichen dafür einige Entschädigung zu geben, setzte Solon den Werth des Geldes etwas höher. Lykurg that gerade das Gegentheil, suchte das Geld mehr zu verbannen. Aber Solon hatte nicht so freie Hände, wie Lykurg zu Sparta; sonst hätte er auch gern eine neue Vertheilung der Ländereien vorgenommen.

Die Staatsverfassung in Athen war demokratisch, d. h. das Volk regierte, und zwar ein sehr eigensinniges unruhiges Volk. Das Volk hatte etwa alle 10 Tage eine Versammlung, entweder auf dem Markte, oder im Theater des Bacchus, oder auf dem P n ü x, einem Platze, der mit Häusern nach der ältesten Mode umgeben war. Hier strömten nun einige tausend Bürger zusammen, und wenn ihrer nicht genug kamen, so trieben Herolde alle, die sich in den Straßen fanden, zusammen, und gaben ihnen mit einem Knotenstricke, der mit nasser Farbe dick bestrichen war, einen Schlag auf den

Rücken; wer dann mit dem Farbenstricke in der Versammlung erschien, der mußte eine kleine Geldstrafe bezahlen. Jeder Bürger erhielt für seine Gegenwart 3 Obolen (etwa 4 bis 5 Groschen), und dafür glaubte er sich nun berechtigt, in alles mitzusprechen, ja mitzuschreien, was das liebe Vaterland betraf. Zuerst wurde die Versammlung eingeweihet: zwei Schweinchen wurden geopfert, und mit ihrem Blute ward ein Kreis um die Bürgerschaar gezogen; ausserhalb dieses Kreisses durfte niemand stehen. Nach einem kurzen Gebete an die Götter trugen dann gewisse Beamten die Sache vor, die man zum Wohle des Staates anordnen wollte, und fragten das Volk um seine Meinung. Die damit zufrieden waren, hoben ihre Hand in die Höhe. Wenn mehr als die Hälfte der versammelten Bürger die Hand aufhoben, so galt das Gesetz. Wenn das aber nicht geschah, so rief ein Herold, wer über diese Sache etwas Gutes zu sagen wisse, der solle die Rednerbühne besteigen. Obschon nun auch der gemeinste Bürger, alle nach dem Range des Alters, das Recht hatten, sich hören zu lassen, so stand doch nur der eine oder der andere öffentliche Redner auf, und hielt mit starker Stimme eine Rede für oder wider die Sache. Das Volk gab mit lautem Tumulte seinen Beifall oder sein Mißfallen, und zuletzt wurden die Stimmen gesammelt: wer für die Sache war, der warf in eine Urne ein weisses Böhnchen, und wer dagegen war, ein schwarzes, und die größte Anzahl der Böhnchen entschied. Es konnte also zu Athen nichts ohne den Willen des Volkes geschehen. Das Volk gab Gesetze, bestimmte neue Auflagen, entschied Krieg und Frieden, und wählte fast alle Obrigkeiten. Kluge Männer, die etwas durchsetzen wollten, schmeichelten daher zuerst dem Volke durch Geschenke und öffentliche Spiele, und dann konnten sie den Haufen nach Belieben regieren. Oft, wenn ein sonst beliebter Redner seinen Credit verlor, wurde er wegen eines Decrets angeklagt, das er früher mit dem lauten Beifalle des Volkes durchgesetzt hatte, und wurde

hart bestraft. Ueberhaupt war es sehr gefährlich, diesem Volke zu gefallen, das selten nach Gründen urtheilte, sondern der schönen Stimme und Gebährde der Redner glaubte, und eben so oft schädliche, als nützliche Gesetze annahm.

Solon sah wohl ein, daß diese Verfassung des Staates gar nicht untadelhaft war, aber das Volk hing so fest an derselben, daß er es nicht wagen durfte, sie ganz umzustoßen. Um aber doch zu verhüten, daß das unverständige gemeine Volk seine Macht ganz mißbrauchte, stiftete er den großen Rath. Er theilte nämlich das Volk nach der Verschiedenheit des Vermögens in 4 große Klassen, und verordnete, daß jede derselben 100 Mann zu dem hohen Rathe hergeben sollte. Der Rath bestand also aus 400 Senatoren, die mit der strengsten Prüfung gewählt wurden, und jedes Jahr wechselten. Als späterhin das Volk in 10 Klassen getheilt war, stellte jede derselben 50 Rathsherren, und da hieß die Versammlung der Rath der Fünfhundert. Der Vorsitz in dieser Versammlung ging nach ganzen Klassen um, aus denen ein einziger immer für einen Tag der Oberpräsident war. Die Rathsherren des ganzen Stammes, der jedesmal den Vorsitz hatte, hiessen Prytanen, und sie wohnten auf Staatskosten in einem öffentlichen Gebäude, welches Prytaneum hieß, und zu jeder Stunde des Tages hatte man Zutritt zu ihnen, wenn man etwas anzubringen hatte. Der hohe Rath versammelte sich täglich, und jedes Mitglied bekam für die Sitzung eine Drachme. Hier wurden die Vorschläge zu den Gesetzen gemacht, die man dem Volke zur Genehmigung vorlegen wollte. Hielt man eine Sache für schädlich, oder glaubte man, das Volk würde, wenn es davon hörte, darüber einen schädlichen Beschluß fassen, so unterdrückte man sie, und brachte sie nicht vor das Volk. So hatte der hohe Rath also das Volk in seiner Gewalt, indem das Volk nichts beschließen konnte, was der hohe Rath ihm nicht vorlegte. — Nebenbei konnte der hohe Rath auch von allen Beamten Rechenschaft

fordern, wenn sie abtraten, sogar von den Archonten, den ersten aller Beamten. Auch die Richter standen unter der Aufsicht des Rathes. Wer sein Amt schlecht verwaltet hatte, wurde bestraft.

Die Anzahl der Richter im Ländchen Attika belief sich auf 6000. Das ehrwürdigste aller Gerichte war der Areopag zu Athen, d. h. Hügel des Ares oder des Mars, denn so hieß in Athen eine Anhöhe, auf welcher sich dies Gericht versammelte. Die Anzahl der Mitglieder war unbestimmt, doch erwies man gewöhnlich den abgesetzten Archonten diese Ehre, nur wurden sie alle nach der strengsten Prüfung aufgenommen. Wenn ein Archont im Jahre seiner Amtsführung nur einmal in einer Weinschenke gewesen war, so konnte er schon kein Areopagit mehr werden. Die Areopagiten mußten sich des strengsten Wandels befleissen: kleinere Vergehen, welche beim Volke nur mit Geld bestraft wurden, mußten sie mit dem Leben büßen, z. B. wenn sie sich nur etwas betrunken finden liessen. Der Areopag stand allgemein im Ruhme der Gerechtigkeit. Seine Sitzungen hielt er des Nachts im Finstern unter freiem Himmel, und der Kläger mußte seine Klage, der Verklagte seine Vertheidigung mit ganz einfachen und dürren Worten vortragen, damit die Richter durch das Ansehen der Person oder durch Mitleiden sich nicht bewegen ließen, sondern bloß nach der Gerechtigkeit entschieden. Wenn die Klage und Vertheidigung gehört waren, so gaben die Richter ihre Stimmen durch Scherben, die sie in die Urne des Todes oder in die Urne der Erbarmung legten, und nach Mehrheit der Stimmen wurde entschieden. War die Anzahl der Scherben in beiden Urnen gleich, so legte ein Gerichtsdiener noch eine Scherbe in die Urne der Erbarmung, welche die Stimme der Athene hieß, und der Angeklagte wurde begnadigt. Solon erhöhete das Ansehen dieses Gerichtshofes sehr, indem er verordnete, daß derselbe über alle Todesverbrechen entscheiden sollte. Da galt denn auch keine Apellation an das Volk: was der Areopag beschlossen

hatte, war unveränderlich. Das Ansehen des Areopags wurde so groß, daß auch andere Griechen, ja sogar Römer, ihm oft wichtige Sachen zur Entscheidung vorlegten.

Wir haben von Solon noch eine Menge einzelner Gesetze, es würde aber zu weitläufig seyn, sie alle zu erzählen. So wollte Solon durchaus keine Müßiggänger dulden. Wenn einer kein bekanntes Gewerbe trieb, und doch Aufwand machte, so luden die Areopagiten ihn vor, und wurde er dreimal des Müßigganges überführt, so wurde er für ehrlos erklärt. Dieselbe Strafe traf diejenigen, welche ihr väterliches Erbgut verschwendeten. — Wenn die Eltern ihren Sohn in einem Gewerbe hatten unterrichten lassen, so mußte der Sohn sie im Alter ernähren, oder er war ehrlos. Hatten die Eltern ihn aber roh aufwachsen lassen, so konnten sie nichts von ihm verlangen. — Wer einem andern ein Auge ausstieß, mit dem er allein nur noch sehen konnte, dem wurden beide Augen ausgestochen. — Wer des Nachts stahl, wurde mit dem Tode bestraft, so auch, wer aus dem Hafen, aus den öffentlichen Schulen, u. s. w. auch nur eine Kleinigkeit entwendete.

Als Solon seine Gesetzgebung vollendet hatte, ließ er alle Verordnungen in hölzerne Tafeln eingraben, und dieselben auf dem Markte ausstellen. Auch erlaubte er jedem Bürger, es ihm frei zu sagen, was er gegen die Gesetze einzuwenden hätte. Da wurde nun aber Solon so bestürmt, daß er es am Ende nicht mehr aushalten konnte. Er beschloß deswegen, Athen zu verlassen, und auf Reisen zu gehen, ließ sich aber von den Athenern erst zuschwören, daß sie wenigstens 10 Jahre lang seine Gesetze befolgen wollten, ohne an ihnen zu ändern. Solon glaubte nämlich fest, die Athener würden durch eigene Erfahruug am besten überzeugt werden, daß seine Gesetze gut wären.

Solon machte nun eine große Reise durch Aegypten und Kleinasien. Aber wie fand er Athen verändert, als er zurückkam! Ein Mann, der sonst ein

guter Freund Solons war, brachte jetzt den Staat in Verwirrung.

§. 104.

Die Pisistratiden zu Athen.

(560—510 v. Chr.)

Pisistratus war der angesehenste Bürger zu Athen. Er war schön von Gestalt, hatte ein gefälliges Wesen, und was bei den Athenern sehr viel galt, er besaß eine hinreissende Beredsamkeit. Dabei war er reich, und machte einen Aufwand, wie man ihn in Athen noch wohl nicht gesehen hatte. Er legte Gärten an, die durch ihre Pracht damals einzig in ihrer Art gewesen seyn sollen. Aber er besaß auch ein gutes Herz, besonders war er mitleidig gegen die Dürftigen. Wenn er ausging, so mußten ihn immer einige Sclaven begleiten, welche die Taschen voll kleiner Münze hatten, und jeder Arme, der den Pisistratus ansprach, konnte dann auf eine Gabe rechnen. Hausarme und Kranke unterstützte er heimlich. Gegen die geringen Bürger war er herablassend und gesprächig, und man sah an ihm nichts von dem Stolze anderer vornehmen Athener. Seine Lustgärten mußten den ganzen Tag offen stehen, und jeder durfte hineingehen, und sogar von den Früchten essen. Aber eine Leidenschaft hatte der gute Mann: er war über die Maßen ehrgeizig und herrschsüchtig; durch seine Freundlichkeit und Wohlthätigkeit suchte er nur die Gunst des Volkes zu gewinnen, und hatte nichts anderes im Sinne, als Oberherr, König von Athen zu werden.

Eben war er mit seinen Werken recht im Gange, als Solon von seiner Reise zurückkam. Die Athener waren einfältig genug, daß sie seine Absichten nicht merkten, aber Solon durchschauete bald, worauf es abgesehen sey. Pisistratus war sein Freund, er hielt ihm also liebreich vor, er möchte doch an allen seinen Mitbürgern nicht zum Betrü-

ger werden. Als dies nicht half, da stellte er ihn zuweilen öffentlich zur Rede, und sagte ihm in Gegenwart vieler oft ins Gesicht: „Pisistratus, Pisistratus! wärest du nicht so ehrgeizig und so herrschsüchtig, wie du bist, gewiß du wärest der beste Bürger von Athen.“ Zu dieser Zeit erfand Thespis zu Athen das Schauspiel. Er kleidete sich mit seinen Gefährten als Helden aus, und so zogen die ersten Schauspieler auf einem breiten Wagen durch die Straßen Athens, machten Halt, wenn das Volk sie sehen wollte, und führten auf dem Wagen stehend, das Gesicht mit Weinhefen beschmiert, eine Begebenheit aus dem Leben des Ulysses, des Herkules und anderer Helden auf. Dieser Anfang der Schauspielkunst war so roh, daß Solon den Thespis einst öffentlich fragte, ob er sich nicht schäme, dem Volke solche Lügen vorzumachen. Thespis antwortete, es wäre ja nur ein Scherz, und solche Lügen schadeten niemand. Da stieß Solon heftig mit seinem Stocke auf den Boden, und rief aus: „Ach, erlauben wir uns die Lügen erst nur im Scherze, so werden sie sich bald in ernsthaftere Sachen mischen.“

Solons Worte gingen in Erfüllung: Pisistratus führte bald darauf eine Lügenkomödie auf, die weit ernsthafter war. Als er sich in der Gunst des Volkes genug befestigt glaubte, da setzte er sich einst auf seinen Wagen, brachte seinen Maulthieren und sich selbst einige tüchtige Wunden bei, und kam nun unter furchtbarem Schreien auf den Markt gefahren. Das Volk lief zusammen, Pisistratus zeigte sein Blut, und sagte, die Feinde des Volkes stellten ihm nach, er wäre in Athen des Lebens nicht mehr sicher. Solon eilte auch herbei, trat kühn gegen den Betrüger auf, und rief dem Volke zu, Pisistratus wolle sich zum Oberherrn des Landes machen. Aber das Volk war einmal blind: es wurde eine Volksversammlung berufen, ein heimlicher Anhänger des Pisistratus bestieg die Rednerbühne, und schlug vor, dem Märtyrer des öffentlichen Wohls eine bewaffnete Leibwache von 50 Mann

zu geben. Der Vorschlag wurde mit lautem Beifalle angenommen, und Pisistratus hatte, was er gesucht hatte. Nachdem er seine Leibwache heimlich vergrößert hatte, wagte er den zweiten Schritt, die Bergfestung Athens zu erobern, und keiner widersetzte sich ihm, entweder aus Feigheit, oder weil man hoffte, man würde es unter seiner Herrschaft eben nicht schlecht haben. Darauf folgte denn bald der dritte Schritt. Pisistratus ließ einst das Volk versammeln, mit dem Befehle, alle sollten bewaffnet erscheinen. In der Versammlung sprach er nun absichtlich leise, und beklagte sich, wegen des Waffengeräusches könne er sein eigenes Wort nicht verstehen, die Bürger möchten, so lange die Rede dauerte, ihre Waffen an einen bestimmten Ort zusammentragen. Es geschah, und während Pisistratus eine lange rührende Rede hielt, bei welcher alle ganz Ohr waren, holten gewisse Leute, die Pisistratus bestellt hatte, alle Waffen weg, und brachten sie in die Gewalt ihres Herrn. Ohne Schwertschlag war fast das ganze Volk entwaffnet, und Pisistratus konnte sich König von Athen nennen. Solon berief auch eine Volksversammlung, und machte noch einen Versuch, den Verblendeten die Augen zu öffnen, aber er predigte tauben Ohren. Da warf er unwillig die Waffen von sich, und sagte: „Ich habe genug für die Gesetze und für das Wohl des Vaterlandes gesorgt." Und hiemit ging er, wie einige erzählen, für immer aus Athen weg, und starb auf der Insel Cypern.

Nun war in Athen wieder alle Ruhe dahin. Pisistratus hatte zwei mächtige Feinde, einen gewissen Megakles und Lykurgus, welche glaubten, sie könnten eben so gut König seyn, wie Pisistratus. Sie machten dem neuen Könige durch ihren Anhang auch so viel zu schaffen, daß er flüchten mußte, da er nur erst wenige Jahre regiert hatte.

Megakles und Lykurg hatten verabredet, gemeinschaftlich zu regieren, aber sie vertrugen sich nicht lange, Megakles wurde von seinem Mitre-

genten zurückgesetzt. Dieser wurde darüber so entrüstet, daß er mit dem vertriebenen Pisistratus sich aussöhnte, und ihn bat, er möchte ihm helfen, den Lykurg zu vertreiben, dann sollte er auch sein Mitkönig werden. Pisistratus nahm dies Anerbieten freudig an. Aber wie sollte man ihn wieder in Athen bringen, ohne daß Lykurgs Anhänger große Händel anfingen? Das bewirkte man durch eine List. Bei der Stadt wohnte eine Frauensperson von ausserordentlicher Größe und Schönheit, die mit Blumensträussern handelte. Dieser gab man ein Stück Geld, kleidete sie als die Göttinn Pallas Athene, und setzte sie auf einen prächtigen Wagen. In einem glänzenden Aufzuge führte man sie in die Stadt ein, den Pisistratus hinter ihr; Herolde liefen vor ihrem Wagen her, und schrien: „Ihr Männer von Athen, nehmet den Pisistratus auf, den selbst Athene euch wieder zuführt!" Diese List gelang: das Volk meinte seine Schutzgöttinn vor sich zu haben, Pisistratus wurde mit Jauchzen empfangen, und Lykurg mußte sein Heil in der Flucht suchen.

Nun herrschten Megakles und Pisistratus eine Zeitlang zusammen. Aber weil der ehrgeizige Pisistratus keinen seines Gleichen neben sich dulden konnte, so wurde er dem Megakles bald verdächtig und unausstehlich. Megakles hatte für jetzt den größten Anhang, und Pisistratus mußte abermals Athens Gebiet räumen. Zehn Jahre brachte er auf einer benachbarten Insel zu, aber seinen Plan, Athen wieder zu gewinnen, gab er nicht auf. Die griechischen Staaten, denen er als König geholfen hatte, mußten ihm Geld vorstrecken, und sie thaten es gern, einige schenkten ihm sogar ansehnliche Summen. Nun ließ Pisistratus Soldaten werben, und ehe Megakles sich dessen versah, fiel er in Attika ein, und eroberte an der Küste den Flecken Marathon. Megakles stellte ein Heer ins Feld, das aber ohne alle Zucht war. Als es einst in der Mittagsstunde sorglos eine Lustbarkeit hielt, fiel Pisistratus über dasselbe her, schlug es in

die Flucht, und rückte wieder in Athen ein. Viele Anhänger des Megakles flohen aus dem Lande, viele blieben aber auch, und diese behandelte Pisistratus mit solcher Schonung, daß sie bald seine Freunde wurden. Er strafte sie nicht, ließ ihnen alle ihre Güter, nur nahm er ihre Kinder zu sich, um ihrer Treue versichert zu seyn.

Pisistratus regierte nun in Ruhe, bis er starb, noch 16 Jahre, und seine Regierung war für Athen zum Segen. Zwar nennen ihn griechische Geschichtschreiber einen Tyrannen, weil er sich der Alleinherrschaft bemächtigte, aber nicht, weil er ein grausamer Regent war. Pisistratus blieb als Regent so freundlich und wohlthätig, wie er im Privatstande gewesen war. Er lieh den Dürftigen Geld, wenn sie sich auf dem Lande anbauen wollten, und beförderte dadurch den Ackerbau. Unter ihm wurde Attika das fruchtbarste und angenehmste Land in Griechenland. Er steuerte dem Müßiggange, er legte in fremden Ländern Kolonien an, er verschönerte Athen, er soll auch der erste auf Erden gewesen seyn, der sich eine Bibliothek sammelte, wie er denn auch die Gesänge Homers in ein Ganzes gebracht, und unter den Griechen recht bekannt gemacht haben soll. Dabei tastete er die Verfassung Athens nicht an: freilich wollte er als Regent alles leiten, aber immer fragte er das Volk bei neuen Verordnungen, und Solons Gesetze blieben in ihrer Kraft. Er nahm es nicht übel, wenn ihm zuweilen derbe Wahrheiten gesagt wurden. Einst sah er einen Greis auf einem Felsen umherklettern und etwas suchen. Er fragte ihn, was er davon hätte. Der Alte stellte sich, als kennte er ihn nicht, und antwortete kühn: „Ich finde hier nichts, als ein wenig Salbei und viele Mühe, und doch will auch hiervon Pisistratus den Zehnten haben". Kurz darauf ließ Pisistratus dem armen Greise sagen, der Zehnte wäre ihm erlassen. — Zwei junge Leute hatten einst in der Trunkenheit die Gemahlinn des Pisistratus beleidigt. Als sie nüchtern wurden; geriethen sie darüber in große Angst, und kamen zum Pisistratus

ihn um Verzeihung zu bitten. Dieser aber sagte ganz gelassen: Meine Freunde, das ist meine Frau nicht gewesen, aber seyd in der Folge doch vorsichtiger. — Ein anderes mal hatten Pisistratus selbst einige junge Athener gekränkt. Diese fürchteten nun seine Rache, und flohen auf ein Bergschloß bei der Stadt. Was that Pisistratus aber? Er nahm einen großen mit Lebensmitteln gefüllten Mantelsack auf den Rücken, und ging zu dem Schlosse hin. Als er die Männer fand, sagte er ihnen, sie müßten entweder mit ihm nach der Stadt zurückgehen, oder er bliebe bei ihnen; daß ihm dies Ernst sey, könnten sie wohl an seinem vollen Mantelsacke sehen. Die Leute wurden dadurch dreister, und gingen mit ihm zurück.

Pisistratus starb in hohem Alter, und hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen Hippias und Hipparchus. Diese waren ihres Vaters würdig. Sie regierten gemeinschaftlich in brüderlicher Eintracht, und wurden allgemein geliebt. Gelehrte und Dichter zogen sie nach Athen, sie verschönerten die Stadt, beförderten Ackerbau und Künste, und um das gemeine Volk, das von der Sittenlehre wenig wußte, mehr zu bilden, ließen sie an den Straßen in der Stadt und auf dem Lande eine erstaunliche Menge Säulen mit Sittensprüchen errichten. Kurz, Athen befand sich so gut bei der Monarchie, daß es ihm wohl nie eingefallen wäre, die Pisistratiden zu vertreiben, wenn die Regenten immer so gut geblieben wären.

Aber sie blieben nicht so, und das hatte folgende Veranlassung. Hipparchus, der von Natur etwas heftig war, hatte einen Bürger, Namens Harmodius, tief gekränkt. Dieser hatte eine Schwester, welche ziemlich frech und ausgelassen lebte. Nun traf es sich, daß eine Prozession gehalten wurde, bei welcher nach alter Sitte die Jungfrauen ein Körbchen mit Blumen trugen. Auch die Schwester des Harmodius erschien mit ihrem Blumenkörbchen. Kaum aber kam Hipparchus an, so wies er sie zurück, und sagte öffentlich zu ihr, es wäre ihr nicht

erlaubt, an dieser Feier Theil zu nehmen, das dürften nur unschuldige Jungfrauen. Ueber diesen Schimpf wurde ihr Bruder Harmodius heftig aufgebracht, und mit seinem treuen Freunde Aristogiton verabredete er es, beide Tyrannen umzubringen, und Athen zu befreien. Mehrere Athener traten der Verschwörung bei, und sie blieb so geheim, daß die beiden Tyrannen nichts davon erfuhren. Wir müssen hören, wie der Anschlag ausgeführt wurde.

§. 105.

Befreiung Athens vom Joche der Pisistratiden.

(510 vor Christus.)

Die Verschwornen wählten zur Ausführung ihres Vorhabens ein gewisses Fest, wo die Bürger nach alter Gewohnheit mit ihren Waffen erschienen, und von den höchsten Beamten in kriegerischen Bewegungen geübt wurden. Es war abgeredet, daß Hippias zuerst gemordet werden sollte. Der Tag des Festes erschien, Harmodius und Aristogiton mit ihren Gehülfen lauerten auf dem Markte mit versteckten Dolchen dem Hippias auf. Endlich kam dieser, aber einer der Verschwornen ging neben ihm, und that gegen ihn gar freundlich und vertraulich. Da meinten die andern, ihr Anschlag wäre verrathen, und eilten zu einem andern Platze der Stadt, wo Hipparchus kommandirte. Diesen fielen sie wüthend an, und tödteten ihn mit mehreren Stichen. Dann wollten sie sich durchschlagen, aber das Volk zog die Schwerter, Harmodius kam im Gefechte um, und Aristogiton wurde gefangen. Hippias eilte auf den Tumult herbei, und gab den Befehl, alle sollten auf der Stelle ihre Waffen ablegen. War er vorher ein freundlicher Regent gewesen, so wurde er jetzt ein wüthender Tyrann.

Aristogiton wurde auf die Folter gespannt, und sollte die Namen derer angeben, die an der Verschwörung Antheil hätten. Er nannte eine Menge Namen, aber nicht die rechten, sondern die Namen

der treuesten Freunde des Hippias, und alle wurden ohne Untersuchung gleich hingerichtet. Endlich wurde aber Aristogiton durch nichts mehr zu fernern Geständnissen gebracht, er antwortete dem Hippias trotzig: „Ich weiß jetzt keinen mehr, der den Tod verdient hat, als du selbst!“ Hierauf wurde dann auch Aristogiton hingerichtet.

Man ergriff eine Freundinn der beiden Freiheitsrächer, mit Namen Leäna, und folterte sie ebenfalls, um von ihr das Bekenntniß der Mitschuldigen zu erpressen. Aber sie gab keinen Laut von sich. Man vergrößerte ihre Schmerzen. Endlich befürchtete sie, von der Qual überwältigt, eine Verrätherinn zu werden, und um das nicht zu können, biß sie sich die Zunge ab, und spie sie dem Tyrannen ins Gesicht.

Hippias setzte seiner Wuth nun keine Gränzen, er ließ Ströme von Blut fließen, kein Athener war seines Lebens mehr sicher.

Die ehemals vertriebenen Anhänger des Megakles vernahmen in der Fremde, was sich zu Athen zutrug. Nun eilten sie, die Spartaner zu gewinnen, und sie gegen den Hippias aufzureizen. Anfangs wollte ihnen dies wenig gelingen. Aber als der Apollstempel zu Delphi abbrannte, erboten sie sich bei dem Amphiktyonenrathe, denselben wieder zu erbauen, und sie baueten ihn prächtiger, als er vorher gewesen war. Dadurch gewannen sie den Amphiktyonenrath, die sämmtlichen Staaten Griechenlandes, ja selbst den delphischen Gott. Wenn künftig die Spartaner beim Orakel nach etwas fragten, so verhieß ihnen Apoll immer nur dann Glück, wenn sie Athen wieder in Freiheit setzen wollten. Diese wiederholte Ermahnung wirkte: die Spartaner schickten endlich eine Flotte hin, den Hippias aus Athen zu vertreiben. Indessen hatte Hippias die Rüstung der Spartaner früh genug erfahren, und sobald dieselben ans Land stiegen, fielen die thessalischen Reiter, die er in seinem Heere hatte, über sie her, und die Spartaner eilten mit großem Verluste zurück. Aber ihre Sache war es nicht, gleich

den Muth zu verlieren. Mit einer weit stärkern Macht kamen sie bald wieder unter der Anführung des einen ihrer Könige, der Kleomenes hieß. Jetzt wurde Hippias mit seinen Athenern geschlagen, und Athen belagert. Darauf war der Tyrann gefaßt, die Stadt war mit Lebensmitteln reichlich versehen. Aber sie wurde doch bald erobert. Hippias hatte für alle Gefahr, wenn es ihm übel gehen sollte, seine Kinder heimlich aus der Stadt geschickt. Kleomenes erfuhr dies, und ließ die Kinder auffangen. Nun hatte er den Hippias in seiner Gewalt: er schickte einen Boten in die Stadt, und ließ ihm melden, wenn er in fünf Tagen Athens Gebiet nicht räumte, so würden seine Kinder getödtet. Dies besiegte den Tyrannen: er übergab die Stadt, und verließ das attische Gebiet. So erhielt Athen seine Freiheit wieder, — ein Jahr früher als aus Rom die Könige vertrieben wurden. Das Volk haßte jetzt mit solcher Erbitterung die königliche Regierung, daß es nicht einmal davon reden hören mochte. Harmodius und Aristogiton wurden immer mit der größten Ehrfurcht genannt, den Halbgöttern fast gleich geachtet, und ihre Bildsäulen auf dem Markte zum ewigen Andenken aufgestellt — eine Ehre, die noch keinem widerfahren war.

Mit der Vertreibung der Pisistratiden hörten aber zu Athen die Unruhen nicht auf. Die Nachkommen des Megakles wollten wieder im Lande herrschen, andere Athener widersetzten sich ihnen, und der spartanische König Kleomenes, ein herrschsüchtiger Mann, glaubte das Recht zu haben, in allen Streitigkeiten der Athener Schiedsrichter zu seyn, weil sie ihm die Vertreibung des Hippias zu verdanken hätten. Aber Athen wollte sich von einem spartanischen Könige auch nicht befehlen lassen, und so bekam es nebst den innern Unruhen noch mit den Spartanern manchen Krieg. Wohin dies endlich führte, können wir erst in der Folge erzählen, wenn wir die fürchterlichen Nachbarn kennen, welche die Griechen gegen diese Zeit bekommen hatten.

§. 106.

Griechische Kunst in diesem Zeitraume.

Die Griechen waren das erste Volk, das in den Künsten und Wissenschaften Fortschritte machte, und das geschah schon in diesem Zeitraume. Vorzüglich thaten sie sich in der Dichtkunst hervor. Seit dem trojanischen Kriege gab es so viele Männer, welche schöne Lieder machten, daß die Liebe zum Gesange und zur Musik in Griechenland allgemein wurde, und zwar zuerst bei den Griechen auf den Inseln und an den Küsten Kleinasiens. Von dem Dichter Homer, der die Thaten der Helden vor Troja besang, ist schon gesprochen. Bald dichtete man nicht bloß mehr Lieder über die Thaten der Helden, sondern auch Gesänge zum Lobe der Götter, die an den Festen von frohen Chören abgesungen wurden. Die Heldengedichte nennt man epische Gedichte, die Gesänge zum Lobe der Götter Hymnen, und wenn der Dichter in einem kurzen feurigen Liede bloß seine Empfindungen der Freude oder Traurigkeit, der Liebe, der Andacht, u. s. w. ausspricht, so ist das ein lyrisches Gedicht oder eine Ode. Auch an komischen, satyrischen und Lehrgedichten fehlte es nicht, so wie die Stimmung des Dichters es mit sich brachte. Jeder Dichter arbeitete in derjenigen Art, in welcher er von Natur am geschicktesten war. Alle strebten aber, etwas Vollkommenes zu liefern, weil sie sich damit so beliebt und berühmt machten. Ueberall, bei frohen Mahlzeiten und bei Opfern, tönte des Dichters Gesang, und zu Delphi und Olympia, wo sie vor dem versammelten Griechenlande ihre Lieder hören ließen, wurde der beste Dichter mit dem Lorbeer gekrönt. So ging es dem Archilochus, einem jungen Dichter auf der Insel Paros. Im Kriege hatte er einmal den Schild weggeworfen, und sich dadurch allgemein verächtlich gemacht. Aus Rachsucht machte er die beissendsten Spottgedichte auf alle, die ihn kränkten. Nun wurde er auch von der Insel verbannt, und nirgends

wollte man ihn aufnehmen, weil man seine böse Zunge scheuete. Die Spartaner wiesen ihn ab, weil er ihnen zur Entschuldigung seiner Feigheit gesagt hatte, es sey besser, den Schild, als das Leben wegzuwerfen. So tief gekränkt, beschloß er, durch ein Meisterstück der Dichtkunst seine Ehre zu retten. Er erschien auf den olympischen Spielen, und hatte Mühe, unter die dichterischen Wettstreiter aufgenommen zu werden. Aber als alle andern ihre Gedichte gesungen hatten, ließ er eine Hymne auf den Herkules hören, deren Text und Melodie alle Zuhörer hinriß. Alle erkannten ihm den Preis zu, und mit dem olympischen Lorbeer gekrönt zog er stolz in seine Vaterstadt ein, die ihn jetzt wieder mit Jubel aufnahm.

Liebenswürdiger, als Archilochus, war Terpander, ein lyrischer Dichter von der Insel Lesbos, der viermal in den pythischen Spielen zu Delphi die Dichterkrone erhielt. Sein Landsmann Alceus hatte auch in der Schlacht den Schild weggeworfen, und mußte durch seine Gesänge diesen Schimpf wieder auslöschen. Mit ihm zugleich lebte auf derselben Insel eine berühmte Dichterinn, Sappho mit Namen, deren Lieder von dem ganzen Alterthume bewundert worden sind. Nach ihr ist ein besonderes Versmaaß in der lyrischen Poesie das sapphische genannt. Aus übergroßem Gefühl kam diese Dichterinn zuletzt in eine Art von Wahnsinn, und stürzte sich vom leukadischen Felsen bei Epirus ins Meer.

Neben diesen Dichtern gab es noch manche andere in jener Zeit. Von Tyrtäus aus Athen, und von Thespis, dem ersten Schauspieler, haben wir schon gesprochen, und in der Folge werden wir noch berühmtere finden.

In der Baukunst und Bildhauerei kamen die Griechen in diesem Zeitraume auch schon sehr weit. Sie bauten den Göttern bereits prächtige Tempel mit Säulen und Bogengängen, und schmückten sie mit Bildsäulen, worin ein Künstler den andern zu übertreffen suchte. Delphi, Olympia, Athen und an-

dere Plätze bekamen ganze Sammlungen von Kunstwerken, denn hier stellte jeder Künstler seine Arbeiten auf für ganz Griechenland, und von solchen Oertern aus drang sein Name in die fernsten Gegenden des Landes.

Von den griechischen Sitten wollen wir im folgenden Zeitraume reden, wo es besser der Mühe werth ist; denn da erreichten die Griechen ihre höchste Stufe der Bildung.

§ 107.

Die sieben Weisen Griechenlandes.

Zum Schlusse dieses Theiles der griechischen Geschichte müssen wir doch noch die sieben Weisen kennen lernen, von denen so viel gesprochen wird. Die Griechen nannten in diesem Zeitraume sieben Männer so, welche gewisse Lehren der Tugend sich zur Regel ihres Wandels gemacht hatten. Man hatte diese Lehren von ihnen in kurzen Sprüchen, die jeder Grieche hersagen konnte, und die den Kindern in früher Jugend schon eingeprägt wurden.

Solon, den ersten der sieben Weisen, kennen wir schon. Er pflegte zu sagen, keiner sey glücklich vor seinem Tode zu nennen, weil man nicht wissen könne, was ihm noch bevorstehe, und der sey ein wahrhaft weiser Mann, der sich selbst recht kenne. Sein Lieblingsspruch: „Erkenne dich selbst!" wurde mit goldenen Buchstaben an dem Apollstempel zu Delphi angeschrieben.

Thales von Miletus in Jonien, der zweite Weise, war ein liebenswürdiger Mann. Er gab den Dürftigen so viel, daß er selbst immer arm war. Auch verstand er sich für seine Zeit sehr gut auf die Natur- und Sternkunde, und ist der erste, der eine Sonnenfinsterniß vorhersagte. Er pflegte zu sagen, nichts sey leichter, als andern rathen, nichts schwerer, als sich selbst kennen, nichts süßer, als seine Wünsche erfüllt sehen, und um glücklich

zu leben, müsse man das meiden, was man an andern tadle.

Bias von Priene in Jonien, eben so rechtschaffen und menschenfreundlich wie sein Landsmann Thales, machte sich nichts aus vergänglichen Gütern. Als bei der Belagerung seiner Vaterstadt alle Bürger mit Sack und Pack hastig aus dem Thore liefen, ging er ganz langsam und leer hinaus. Jemand fragte ihn, warum er allein denn nichts von seinen Gütern rette. Da antwortete er: „Ich trage alles Meinige bei mir!"

Pittacus von Mitylene auf Lesbos, war Regent, aber er legte seine Würde nieder, als er seine Unterthauen durch weise Verordnungen glücklich gemacht hatte. Er rieth jedem, doch so viel Gutes zu thun, als er Gelegenheit dazu fände.

Kleobulus von Rhodus, war der Beherrscher dieser Insel, und wurde von seinen Unterthanen als Vater geliebt. Er hatte den schönen Grundsatz, daß man Feinden so gut wohlthun müsse, als Freunden, diesen, um sie zu behalten, jenen, um sie zu gewinnen.

Chilo von Sparta, einer von den Ephoren, stand wegen seiner Weisheit in allgemeiner Achtung. Dieser Mann hielt drei Dinge für schwer, nämlich Geheimnisse zu verschweigen, die Zeit wohl anzuwenden, und Beleidigungen mit Gelassenheit zu dulden.

Periander von Korinth, hieß bei seinen Landesleuten ein Tyrann, weil er ein Land beherrschte, das schon ein Freistaat gewesen war. Er duldete keinen Müßiggang und keine Ueppigkeit. Auch pflegte er zu sagen, man müsse begangene Verbrechen nicht nur strafen, sondern auch verhindern, daß Verbrechen begangen würden.

Bei der Stadt Milet in Jonien machte einst jemand mit einigen Fischern die Abrede, für eine sichere Geldsumme sollten sie ihm alles überlassen, was sie mit einem Male fangen würden. Die Fischer warfen nun ihre Netze aus, und zogen nebst Fischen noch einen großen goldenen Dreifuß heraus.

Nun entstand Streit: der Käufer verlangte den Dreifuß, weil er den ganzen Zug gekauft hätte, und die Fischer wollten ihn nicht abstehen, weil es kein Fisch wäre, und zu dem Zuge nicht gehörte. Als man sich nicht einig werden konnte, und auch die Richter nicht zu entscheiden wagten, fragte man den delphischen Apollo um Rath. Dieser sagte, der Weiseste auf Erden solle den Dreifuß haben. Da gaben die Milesiier ihn dem Thales, weil sie denselben für den weisesten Mann hielten. Aber Thales hielt sich dieser Ehre unwürdig, und schickte ihn an den Bias. Bias war auch zu bescheiden, und stand ihn dem Pittakus ab. So kam der Dreifuß der Reihe nach an alle sieben Weisen, und zuletzt an den Solon. Dieser schenkte ihn dem Apollo zu Delphi, indem er sagte, dieser sey gewiß der weiseste von allen. Ein schönes Beispiel von Bescheidenheit und Frömmigkeit!

§. 108.

Aesop.

(† 560 vor Christus.)

Wichtiger wohl, als alle sieben Weisen Griechenlandes, ist Aesop, ein Fabeldichter, aus Phrygien, einer Landschaft Kleinasiens, gebürtig. Er pflegte immer Fabeln zu erzählen, wenn er den Menschen irgend eine nützliche Lehre beibringen wollte. Die Geschichte seines Lebens ist mit vielen Mährchen ausgeschmückt, wir wollen sie aber doch in der Kürze hören.

Aesop hatte einen lebhaften edeln Geist, aber einen häßlichen Körper. Sein Kopf lief spitzig zu, und steckte tief zwischen den Schultern, die sehr in die Höhe gewachsen waren. Die Lippen waren aufgeworfen, die Nase platt, der Bauch dick und herabhangend; er war höckerig und krumm, und stotterte so sehr, daß man ihn kaum verstehen konnte. Dabei war er im Sclavenstande geboren, und mußte sich von einem Herrn an den andern verkaufen las-

sen. Sein erster Herr wohnte auf dem Lande, und dieser brauchte ihn zur Feldarbeit. Dabei war Aesop täglich das Gespött der übrigen Diener und Sclaven, und wo sie ihm einen Possen spielen konnten, da unterließen sie es nicht. Einst wurden dem Herrn ganz vortreffliche Feigen geschickt, und dieser gab sie den Dienern in Verwahrung. Zwei derselben aber aßen sie auf, und gaben, als der Herr sie forderte, den Aesop als den Thäter an. Aesop stammelte so sehr, daß er kaum ein Wort zu seiner Entschuldigung vorbringen konnte, fiel seinem Herrn zu Füßen, und bat um einen Augenblick Geduld. Dann lief er fort, holte warmes Wasser, trank solches hinunter, und steckte sich dann den Finger in den Hals. Weil er noch nichts gegessen hatte, so gab er nichts als klares Wasser von sich. Nun bat er, die andern möchten dasselbe thun, und sieh! die gegessenen Feigen kamen zum Vorschein.

Bald darauf bekam auch Aesop eine fertige Sprache, wie das Fäbelchen sagt, im Schlafe, weil er reisende Priester auf dem Felde gastfrei bewirthet hatte. Froh über dies Glück, setzte er seine Feldarbeit fort. Nun sah er, daß Zenas, der Verwalter, einen von den Sclaven grausam behandelte. Entrüstet darüber hielt er ihm seine Unmenschlichkeit vor. Zenas lief gleich zu dem Herrn, und erzählte ihm, Aesop schwatze jetzt wie eine Elster, und lästere Menschen und Götter, es wäre nichts mehr mit ihm anzufangen. Nun, sagte der Herr, so sey er dein; verkaufe ihn, verschenk ihn, mache mit ihm, was du willst!

Wer war froher, als Zenas! Bald kam ein Mann über das Feld gegangen, der Vieh zu kaufen suchte. Zenas both ihm den Aesop an, und weil der Kaufmann den ungestalteten Sclaven kaum haben wollte, so gab er nur drei Obolen für ihn. Aesop folgte also seinem neuen Herrn, der gleich des andern Tages eine Reise nach Ephesus machte, um sein Vieh und seine Sclaven dort zu verkaufen. Während der Reise mußten die Sclaven das ganze Gepäck tragen, und dem Aesop ließ man unter al-

len Sachen die freie Wahl. Er ladete sich nun den Brodkorb auf, und die andern belachten ihn als einen einfältigen Tropf, weil er gerade das schwerste Stück genommen habe. Aber als erst die Mittagsmahlzeit eingenommen war, da zeigte sich schon eine große Lücke in dem Korbe, und der Abend half vollends alles aufräumen, so daß Aesop in der Folge fast nichts zu tragen hatte. — Zu Ephesus machte der Kaufmann seinen Handel, aber drei Sclaven wollte man ihm nicht abkaufen, und diese waren ein Grammatikus (Sprachmeister), ein Sänger und Aesop. Ein Freund rieth dem Kaufmanne, mit diesen nach Samos zu gehen, wo er sie vielleicht vortheilhaft absetzen würde. Der Kaufmann ging hin, und stellte die drei Sclaven auf dem Markte aus. Den Sprachmeister und Sänger schmückte er mit neuen Kleidern, für den Aesop konnte er aber seines verwachsenen Körpers wegen keins passend finden; er warf ihm also einen alten Kittel um, und stellte ihn zwischen beide. Wer vorüberging, lachte wie das Murmelthier zu den schönen Gestalten komme. Xanthus aber, ein Philosoph, hielt es für eine List des Kaufmannes, daß die Schönheit neben der Häßlichkeit sich desto besser ausnehmen möchte, und trat näher. Wie viel kannst du? fragte er den Sänger. Alles — antwortete dieser. Der Philosoph fragte: Wie theuer? Tausend Obolen, war die Antwort. Da ihm der Preis zu hoch war, wendete er sich zu dem Sprachmeister, der auch sagte, er könne Alles, und sogar 3000 Obolen kosten sollte. Xanthus wollte schon fortgehen, als seine Schüler ihm sagten, er sollte den Häßlichen kaufen, vielleicht würde ihm dieser eben so gut dienen können. Der Philosoph kehrte also um, und redete den Aesop an: Glück zu, mein Freund! — Ich habe mich nie über mein Glück beklagt, sagte dieser. Xanthus. So sey mir gegrüßt. Aesop. Und du mir. — Xanthus. Aus was für einem Lande bist du? Aesop. Aus einem schwarzen. Xanthus. Das frage ich nicht, sondern woher du bist. Aesop. Von meinen Eltern her. Xanthus. Was kannst

du denn? Aesop. Nichts. Xanthus. Wie, gar nichts? Aesop. Da diese hier alles zu können behaupten, so haben sie mir nichts übrig gelassen. Xanthus. Warum soll ich dich denn kaufen? Aesop. Das mußt du selbst wissen. Niemand läßt sich gern zwingen. Also, willst du mich, so thu den Beutel auf; willst du mich nicht, so laß mich in Ruhe. Xanthus. Wenn ich dich nun kaufe, willst du mir denn auch davon laufen? Aesop. Wenn mir das einfallen sollte, so werde ich es dir nicht erst sagen. Xanthus. Aber du bist ein gar zu garstiger Kerl! Aesop. Oho über den Philosophen! der sollte, dächt' ich, auf die Seele, und nicht auf den Körper sehen.

Xanthus freuete sich über die fertigen und freimüthigen Antworten des Sclaven, und kaufte ihn für 60 Obolen (etwa 12 Rthlr.) Als die Zöllner hörten, daß ein Kauf geschlossen sey, kamen sie herbei, und fragten, wer Käufer und Verkäufer wäre. Jeder schämte sich wegen des geringen Preises, es zu sagen. Aesop lachte und sprach: Der Verkaufte bin ich, da aber keiner etwas davon wissen will, so gehöre ich niemand zu, und bin also frei. Die Zöllner lachten, und Xanthus bezahlte die Abgabe.

Xanthus brachte also den Aesop nach Hause, dieser war aber ein Spott der Sclaven und Sclavinnen, und besonders ärgerte sich die Frau, daß ihr Mann ein so häßliches Bild gekauft habe. Aesop stellte sie zufrieden, indem er sagte, ein häßlicher Sclave würde nicht so leicht Verwirrung und Zwist im Hause anrichten, wenn er auch wollte, denn auf sein Reden würde man nie viel achten. Dies tröstete die Frau, und der Philosoph lobte seinen Sclaven über seine Geschicklichkeit im Zureden.

Aesop machte im Hause des Xanthus manchen Streich, der sich für einen verständigen Menschen nicht schicket, und vor 100 Jahren vielleicht der Spaß eines Hofnarren hätte seyn können. Daher ist es wahrscheinlich, daß dem weisen Aesop manches angedichtet ist. So z. B. ging Xanthus einst ins Bad, und befahl dem Aesop, unterdessen eine

Linse zu kochen, weil er einige Freunde zum Essen eingeladen hätte. Der Herr kam aus dem Bade, und verlangte von dem Badewasser zu trinken. Aesop brachte von dem Wasser, das zum Baden schon gebraucht war, und als die Freunde erschienen, trug er nur eine Linse auf, mit der Entschuldigung, sein Herr habe nicht mehrere velangt. Xanthus wurde sehr unwillig, weil er aber doch seine Freunde nicht gern hungrig entlassen wollte, so hieß er den Aesop schnell 4 Schweinsfüße holen und kochen. Aesop that's. Sein Herr, der ihn jetzt auch anführen wollte, holte, während Aesop anderswo beschäftigt war, ihm eine Schweinspfote aus dem Topfe heraus. Aesop entdeckte den Betrug, eilte zum Stalle, schnitt daselbst einem Ferkel einen Fuß ab, machte ihn zurecht, und steckte ihn in den Topf. Aber Xanthus besann sich unterdessen, da er fürchtete, Aesop möchte ihm entlaufen, wenn er es entdeckte, und warf den entwendeten Fuß auch wieder hinein, so daß also jetzt 5 Füße auf den Tisch kamen. Xanthus verwunderte sich darüber, aber Aesop sagte ganz kalt, 2 Schweine hätten 8 Füße, fünf wären hier, und das Schwein im Stalle hätte noch drei, so wäre also alles in Richtigkeit. Der Philosoph mußte über den Narren lachen, so böse er auch war. — Einige Zeit darauf entlief dem Xanthus seine Frau, denn bei einem Gastmahle hatte dieser dem Aesop die besten Leckerbissen gegeben, mit dem Befehle, sie seiner Guten zu bringen, und dieser hatte sie nicht der Frau, sondern der Hündinn im Hause gebracht, und als Aesop in Gegenwart der Frau zu seinem Herren sagte, die Hündinn sey eher seine Gute, als die Frau, die bei jeder Kleinigkeit lärme und poltere, so wurde die Frau noch mehr erbittert. Kurz, sie war davon gegangen, und wohnte wieder bei ihren Eltern. Aesop versprach, sie wieder zurückzubringen. Er ging auf den Markt, und kaufte allerhand Sachen wie zu einem großen Gastmahle ein. Auch trat er in das väterliche Haus der entlaufenen Frau, indem er sich stellte, als wenn er den Eigen-

thümer nicht kenne, und erkundigte sich, ob man nicht dies und jenes zu verkaufen habe. Man fragte ihn, warum er so einkaufe, und er antwortete, sein Herr wolle sich morgen wieder verheirathen. Nun lief die Frau zu ihrem Manne zurück, und sagte, sie würde dies nie zugeben; da sie aber die Unwahrheit sah, ließ sie sich erbitten, wieder zu bleiben.

Zu einem andern Gastmahle sollte Aesop das Beste auftragen, was er bekommen könnte, und der Schalk brachte nichts, als Zungen, bald gekochte bald gebratene, nichts als Zungen, indem er sagte, ohne Zunge könnte nichts Gutes auf Erden seyn und geschehen. Am andern Tage, als er zum Spasse das Schlechteste zur Tafel liefern sollte, gab er aber auch wieder nichts, als Zungen vom Anfange bis zum Ende. So verstand er alles quer, gab aber doch dadurch oft eine wichtige Lehre, und es würde zu ermüdend seyn, alle Albernheiten zu erzählen, die ihm nachgesagt werden. Würdiger war es, wie er seinen Herrn oft aus Verlegenheiten gerissen haben soll. Einst hatte Xanthus in der Trunkenheit die einfältige Wette gemacht, er wolle das Meer austrinken. Als er wieder nüchtern war, bat er den Aesop um Hülfe, und dieser gab ihm ein, von den andern zu fordern, daß sie erst die Mündungen aller Flüsse verstopften, weil er nur das Meer, und nicht die Flüsse auszutrinken versprochen hätte. Für solche Dienste erwartete Aesop endlich seine Freiheit, aber umsonst, Xanthus wollte einen so klugen Sclaven nicht verlieren. Am Ende aber mußte er es doch. Bei einem Feste, das zu Samos gefeiert wurde, raubte ein Adler einen öffentlichen Siegelring, und ließ denselben in den Schooß eines Sclaven fallen. Die Samier hielten dies für eine Vorbedeutung, und forderten den Xanthus auf, ihnen dies auszulegen. Dieser schlug den Aesop vor, und die Samier, sobald sie seinen Verstand erkannten, versprachen ihm die Freiheit, wenn er jene Erscheinung deuten könne. Aesop sagte dann, so wie der Adler, der König der Vögel, das öffentliche Sie-

gel geraubt habe, so strebe ein König nach der Unterjochung der Samier. Die Samier wurden bestürzt, hielten aber doch dem Aesop ihr Versprechen, und zwangen den Xanthus, ihn frei zu geben.

Der mächtigste König Kleinasiens war damals Krösus, König von Lydien, von welchem wir in der Folge noch manches hören werden. Dieser forderte den Samiern jetzt Tribut ab, widrigenfalls er ihnen Krieg drohete. Die Samier fragten den Aesop, was sie wählen sollten, und dieser rieth, den Kampf der Sclaverei vorzuziehen, und gab auch manchen Rath, wie sie den Krieg mit Vortheil führen könnten. Krösus hörte von dem verschlagenen Rathgeber, und ließ den Samiern sagen, wenn sie ihm den Aesop auslieferten, so wollte er sie ganz in Ruhe lassen. Die Samier freueten sich herzlich über dieses Anerbieten. Als Aesop es erfuhr, trat er vor den Samiern auf, und sagte ihnen, sie sollten ihn nicht gefänglich zum Krösus schicken, er würde freiwillig hingehen, aber erst hätte er ihnen ein Fäbelchen zu erzählen. „Zu der Zeit, als die „Thiere noch mit einander schwatzten, kündigten die „Wölfe einst den Schafen den Krieg an. Die Schafe „hatten aber die Hunde zum Beistande, welche die „Wölfe in Respect zu halten wußten. Die Wölfe „ließen also die Schafe durch ihre Gesandten wis„sen, daß sie nie eine Feindseligkeit mehr von ihnen „zu besorgen haben sollten, wenn sie ihnen die Hun„de ausliefern wollten. Die Schafe ließen sich dies „nach ihrer gewöhnlichen Einfalt gefallen. Die „Hunde wurden gleich von den Wölfen zerrissen, „und wie es den Schafen ging, läßt sich leicht er„rathen." Die Samier erriethen auch, was Aesop sagen wollte, und gelobten ihm, daß sie ihn nie ausliefern wollten. Aber Aesop trauete ihnen nicht, und ging freiwillig zum Krösus nach Sardes.

Der König ergrimmte erst über das winzige Männchen, das ihn an der Eroberung einer so großen Insel gehindert hatte. Aesop warf sich ihm aber zu Füßen, und sagte: „Keiner hat mich gezwungen, o König, ich komme ganz freiwillig, höre mich aber

nur ein wenig an. Einst fing ein Mann Heuschrecken weg, und tödtete sie. Da fiel ihm auch eine kleine Grille in die Hände. Diese sagte zu ihm: Tödte mich doch nicht, lieber Mann! Ich thue dir weder am Getraide noch sonst einen Schaden, sondern durch die Bewegung einiger Häutchen letze ich den Wanderer mit einem nicht unangenehmen Gesange. Ausser dem bischen Stimme findest du nichts an mir. Der Mann ließ sich erbitten, und gab sie frei. — Zu deinen Füßen bitte ich, o König! tödte mich nicht ohne Ursache. Ich kann niemand beleidigen; und wenn ich auch gebrechlich aussehe, so ist doch vielleicht meine Rede nicht unedel." Krösus bewunderte seine verständige Rede, und schenkte ihm nicht nur das Leben, sondern erlaubte ihm auch, sich eine Gnade auszubitten. Aesop sagte: So flehe ich um Frieden für die Samier! Der König gewährte ihm die Bitte, und behielt den guten Mann noch längere Zeit bei sich. Um diese Zeit soll Aesop seine Fabeln geschrieben, und sie dem Krösus überreicht haben. Krösus beschenkte ihn zuletzt reichlich, und entließ ihn mit einem Schreiben an die Samier, worin er ihnen zu wissen that, daß er Aesops wegen mit ihnen Frieden halten wollte. Die Samier empfingen den Aesop mit Frohlocken, sie warfen ihm Blumenkränze zu, und feierten seine Ankunft mit Gesängen und Spielen.

Aesop reisete jetzt, und besuchte die weisen Männer. Zu Babylon gewann er die Gunst des Königes Lykerus, weil er ihm große Dienste leistete in Auflösung der Räthsel, welche sich um diese Zeit die asiatischen Fürsten mit großen Preisen zuzuschicken pflegten. Hier nahm er einen gewissen Ennus an Kindesstatt an. Da ihm derselbe aber einige schlechte Streiche spielte, wollte er ihn fortjagen. Aber Ennus beging die Bosheit, daß er ihm seinen Siegelring entwendete, und nun in Aesops Namen an fremde Fürsten, die mit dem Lykerus Räthsel wechselten, Briefe ausfertigte, in denen er ihnen versprach, daß er ihnen von den Räthseln seines Königs die Auflösung immer heimlich zuschicken wollte.

Einer von diesen Briefen fiel dem Lykerus in die Hände, und er gab dem Hermippus, seinem Generale, Befehl, den Aesop ohne Aufschub hinrichten zu lassen. Hermippus war aber Aesops Freund, und er versteckte ihn in ein Grabmal. Nach einiger Zeit schickte der ägyptische König dem Lykerus einige Räthsel, welche dieser gar nicht aufzulösen vermochte. Voll Betrübniß erinnerte er sich seines guten Aesop. Hermippus ergriff diese Gelegenheit, ihn von dessen Unschuld zu überzeugen, und entdeckte, wie er ihn seiner ungerechten Wuth entzogen habe. Der König weinte vor Freude, als er seinen Freund wiedersah, und wollte den treulosen Ennus jetzt hinrichten lassen. Aber Aesop wirkte ihm durch sein Fürwort Begnadigung aus, und nahm ihn sogar wieder zu seinem Sohne an. Aber der Gram über die verübte Bosheit nagte den Jüngling so sehr, daß er kurz darauf starb.

Um diese Zeit hatte der König von Aegypten dem Könige Lykerus eine große Summe Goldes versprochen, wenn er ihm jemand schicken würde, der ihm alle vorgelegten Fragen beantworten könnte. Nun mußte Aesop nach Aegypten gehen. Und er wußte bei allen Räthseln sich herauszuwinden. Einst ließ der ägyptische König einen großen Haufen Priester, die in räthselhaften Fragen wohl bewandert waren, zu einem Gastmahle bitten, den Aesop zu fangen. Einer davon redete den Aesop so an: „Mein Gott schickt mich, dich zu bitten, ihm ein Räthsel aufzulösen. „Du lügst, sagte Aesop, ein Gott braucht sich keine Räthsel auflösen zu lassen. — Ein anderer sprach: In einem großen Tempel steht eine große Säule, die zwölf Städte enthält, welche von 30 Balken gestützt werden, und zwei Weiber laufen um jeden Balken. Dies Räthsel, sagte Aesop, können dir unsere Kinder erklären. Der Tempel ist die Welt, die Säule das Jahr, die 12 Städte sind die Monate, die 30 Balken die Tage, und Tag und Nacht die beiden Weiber.

Einst sagte der ägyptische König zum Aesop, er hätte Pferde, welche das Wiehern der Pferde in

Babylon hören konnten. Aesop versprach die Erklärung auf morgen. Am andern Tage peitschte er eine Katze. Die Aegypter, welche dieses Thier für heilig hielten, verklagten ihn gleich beim Könige. Aesop mußte erscheinen. Diese Katze, sagte er, hat in der vorigen Nacht dem Könige zu Babylon seinen Haushahn erwürgt. Du lügst, sagte der König; wie könnte eine Katze in einer Nacht nach Babylon hin und wieder zurück laufen? Aesop versetzte: Eben so unmöglich ist es, daß deine Pferde das Wiehern der Pferde zu Babylon hören können.

Der ägyptische König sah sich überlistet, und fragte seine Räthe, was man doch von Aesop möchte fragen können, das er nicht zu beantworten wüßte. Man beschloß, ihm aufzugeben, so etwas zu erzählen, wovon sie nichts wüßten und noch nie etwas gehört hätten. Aesop wußte sich aber auch hier zu helfen. Am folgenden Tage trat er mit einem Briefe, der noch versiegelt war, vor den königlichen Rath, und fragte ob sie von diesem Briefe wüßten. Alle bejaheten es, um den Aesop nicht gewinnen zu lassen. Gut, sagte Aesop, so habe ich euch königlichen Räthe alle zu Zeugen, daß euer König meinem Könige 1000 Talente schuldig ist. Hastig erbrach der bestürzte König den Brief, der in seinem Namen geschrieben war, und jene Schuldverschreibung enthielt. Wie? rief er seinen Räthen zu: Ihr behauptet davon zu wissen, daß ich dem babylonischen Könige eine so furchtbare Summe schuldig sey? Diese änderten schnell ihre Aussage, und betheuerten nichts davon zu wissen, und nie etwas davon gehört zu haben. „Desto besser für mich! rief da Aesop: Nun habe ich euch etwas gesagt, wovon ihr nichts wisset und nichts gehört habet; und jetzt ist euer König dem meinigen besagte Summe des Vergleiches wegen doch schuldig.“ Der König ärgerte sich, zahlte dem Aesop die Summe, und ließ ihn wieder nach Babylon ziehen.

Nachher durchreisete Aesop die griechischen Staaten, und kam auch nach Delphi. Hier fand er müssige Leute, die ihr Land gar nicht anbaueten, und

ohne die Gaben der Wallfahrer verhungern würden. Er verglich sie daher mit einem Stücke Holz, das auf dem Meere schwämme, und von weitem große Erwartungen erregte, aber doch nur ein morsches Stück wäre. Die Delphier nahmen dies höchst übel, und weil sie besorgten, er möchte ihre Stadt in einen übeln Ruf bringen, so beschlossen sie ihn zu tödten. Deswegen steckten sie ihm eine goldene Schale aus dem Tempel unter sein Gepäck, und beschuldigten ihn des Tempelraubes. Die Richter verurtheilten ihn, daß er von dem Felsen Hyampis gestürzt werden sollte. In dem Gefängnisse erzählte er den Delphiern die Fabel von dem Frosche, der eine Maus bewirthen wollte, und sie deswegen an einem Faden tief unter das Wasser zog, während diese immer schrie, daß sie stürbe, aber ein Mächtiger sie rächen würde, und auch ein Adler, der sie bemerkte, sie erschnappte, sie verzehrte, an dem Faden aber nun auch den Frosch heraufzog, und ihn ebenfalls schmausete. Aesop sagte dabei, er würde eben so einen Rächer finden. Die Delphier ließen ihn aber reden, und führten ihn auf den Felsen. Hier rief er: „Ihr Bürger von Delphi, höret mich noch einmal! Der Adler verfolgte einen Hasen, und dieser nahm seine Zuflucht zu der Höhle eines Baumschröters. Der Schröter bat den Adler beim Zeus, doch den armen Schelm zu verschonen, aber der Adler kehrte sich nicht daran. Aus Rache zertrat der Schröter dem Adler in seiner Abwesenheit das Nest, daß die Eier hinabfielen und zerbrachen. Der Adler bauete höher, aber der Schröter zertrat immer wieder das Nest. Endlich legte der Adler seine Eier dem Zeus, seinem Schützer, in den Schooß. Der Schröter ließ nun eine Kugel von Koth dem Gotte in den Schooß fallen. Dieser sprang auf, klopfte den Unrath weg, und ließ zugleich die Eier fallen. Als der Adler nun bitter klagte, wurde Zeus verdrießlich, und gab ihm einen derben Verweis, weil er nicht barmherzig gewesen, da der Schröter ihn beim Zeus um Schonung gebeten habe. Er befahl beiden, sich auszusöhnen, aber der

Schröter blieb des Adlers Feind, und Zeus mußte das Brüten des Adlers in eine Zeit setzen, wo es keine Schröter gibt. — O Delphier, verachtet nicht den Gott, dessen Schutz ich bei eurem Tempel anrufe! Gewiß, zu seiner Zeit straft er die Verächter."

Aber die Delphier hörten ihn nicht, und stürzten ihn hinab. Bald darauf entstand in der Stadt eine Pest, und ganz Griechenland, das den Tod des Aesop betrauerte, forderte Delphi zur Rechenschaft, und die Urheber seiner Ermordung wurden hingerichtet.

Das Histörchen ist aus, und es läßt sich schwer sagen, wie vieles davon wahr ist. So viel ist aber gewiß, daß in der ganzen babylonischen Geschichte kein König Lykerus vorkommt. Die Erzählung von der Häßlichkeit des Aesop und von seinen Streichen rührt auch bloß von einem Manne her, der erst vor 400 Jahren lebte, und wohl nicht so gescheid gewesen seyn mag, wie Aesop. Alte griechische Geschichtschreiber haben nichts dergleichen von Aesop, auch erzählen sie das Ende seines Lebens anders, nämlich Aesop sey nach erlangter Freiheit gewöhnlich am Hofe des Krösus gewesen, und dieser hätte ihn einst nach Delphi geschickt, dem Apollo Opfer und jedem Bürger große Geschenke zu überbringen; die Opfer hätte er zwar entrichtet, aber den faulen und aufgeblasenen Bürgern nicht die Geschenke übergeben, sondern diese den Bürgern von Sardes geschickt, worüber entrüstet die Delphier ihn getödtet hätten, wie oben erzählt ist.

IV. Die Israeliten.

§. 109.

Zustand der Israeliten unter ihren letzten Königen.

Die Israeliten sind auch noch in diesem Zeitraume, so wie durch die ganze Weltgeschichte, ein Volk, das sich vor allen Nationen auszeichnet, und

keiner derselben nachsteht. Zwar waren sie keine Seefahrer und Kaufleute, wie die Phönizier, keine Baukünstler und Bildhauer, wie die Griechen, keine große Eroberer, wie die Assyrier und später die Perser und Römer, in der Verfeinerung brachten sie es nicht so weit, wie manches Volk dieser und der folgenden Zeit, und deswegen pflegt man die Israeliten neben den geheimnißvollen Aegyptern, neben den feinen Griechen, neben den tapfern Römern wohl zu verachten. Aber daß die Israeliten in solchen Sachen zurückblieben, war ihr Glück. Da sie keine große Handelsreisen machten, wurden sie auch von der reizenden Abgötterei der Heiden nicht so sehr angesteckt. Die Künste der Ueppigkeit kannten sie nicht, und so blieben sie einfältiger und unschuldiger. Sie hatten keine glänzende Spiele, wie die Griechen, aber Feste, die feierlicher waren, als alle Spiele zu Olympia und Delphi: Die Israeliten kamen zu Jerusalem beim Tempel des Herrn zusammen, nicht, dem Ehrgeize und den Götzen zu dienen, sondern Gott anzubeten, und sich vor Gott mit einander zu freuen. Hier fehlte es auch nicht an Feiergesängen und an freundschaftlicher Lustbarkeit. — Ihren Heldenmuth im Kriege bewiesen die Israeliten sehr oft, und ihre Geschichte stellt uns Tapfere auf, welche sich mit den griechischen Helden messen können. Wir übergehen dergleichen einzelne Begebenheiten, weil sie aus der biblischen Geschichte bekannt sind.

Zwei Ursachen gab es, daß die Israeliten in diesem Zeitraume manchen harten Druck erfahren mußten — ihre Uneinigkeit unter einander und ihre öftere Abtrinnigkeit von Gott. Die beiden Reiche Israel und Juda haßten sich gewöhnlich so sehr, wie sich Israeliten und Heiden nur hassen mochten, und so bekriegten sich die beiden Reiche sehr oft. Im Reiche Israel waren oft gottlose, verruchte Könige, welche alle Gräuel der Abgötterei nicht nur duldeten, sondern sogar öffentlich einführten. Von Achab weiß man, daß er 450 Baalspriester hatte. Auch im Reiche Juda fröhnte mancher Kö-

nig den Götzen und Lastern. Aber Gott verließ sein Volk nicht: wenn seine Kinder Böses thaten, so nahm er sie in die Schule der Leiden. Zweien mächtigen Völkern, zwischen denen die Israeliten in der Mitte lagen, den Aegyptern und Syrern, wurden sie dann zum Raube hingegeben. (Die Syrer, deren Hauptstadt Damaskus war, muß man mit den weiter entfernten Assyriern nicht verwechseln.) Wenn aber Israel und Juda die Götzen wieder von sich warf, und von ganzem Herzen Gott suchte, dann verlieh Gott seinem gedrückten Volke Sieg auf Sieg, auch gegen weit stärkere Feinde, damit auch die Heiden es erkennen möchten, daß das Volk Gottes nie wegen seiner Schwäche, sondern nur wegen seiner Ruchlosigkeit unterjocht würde, wenn es den Beistand Gottes nicht hätte.

§. 110.
Die Propheten.

Eine liebliche Erscheinung unter den Israeliten dieses Zeitraums sind die Propheten, diese göttlichen Sänger, welche der Herr mit einem himmlischen Feuer erfüllte, dem Volke seine Sünden vorzuhalten, und ihm den künftigen Erlöser zu verkündigen. Das Bewundernswürdigste war, daß Gott zu Sehern oft die unansehnlichsten Männer berief. Ein solcher war z. B. Amos, ein Kuhhirt im Reiche Israel. Er verließ seine Rinder, trat als Prophet auf, und redete mit solcher Kraft, daß alles Volk auf die Worte seines Mundes horchte. Die Götzenpriester konnten gegen ihn nicht aufkommen, und waren ihm daher sehr gram. Einer derselben, Amasias, fragte ihn einmal, wer sein Lehrer gewesen wäre, von wem er die Gewalt der Rede erlernt hätte. „Ich bin kein Prophet — antwortete der gemüthliche Amos — auch keines Propheten Sohn, sondern ein Ochsen- und Kuhhirt, und nährte mich mit wilden Feigen. Aber der Herr nahm mich von der Heerde, und er sprach zu mir: Geh, und weissage meinem Volke Israel."

Daß Israel und Juda die Gesandten Gottes von sich stieß und mordete, war schändlich. Fast alle Propheten wurden verfolgt, und starben eines gewaltsamen Todes, weil sie dem Volke Gottes Strafen verkündigten. Die falschen Propheten, welche dem Volke nichts, als Glück, weissagten, wurden von den Thoren gewöhnlich am liebsten gehört. So rannte Israel und Juda seinem Verderben entgegen. Es war immer ein halsstarriges Volk, wie der Herr selbst es durch seine Boten nannte.

§. 111.

Die babylonische Gefangenschaft.

(588 v. Chr.)

Fast drittehalbhundert Jahre hatte sich das nichtswürdige Israel mit seinen Nachbarn in Juda und mit den Syrern umhergeschlagen, und zu Hause sich in allen möglichen Lastern und Abscheulichkeiten gewälzt, als plötzlich die Syrer sich den Assyriern unterwarfen, und diese gegen die Israeliten aufhetzten. Gottes Strafe sollte über Israel kommen. Die Assyrier kamen also von oben herab, überschwemmten das Land, und eroberten die Hauptstadt Samaria. Und nun hatten die Israeliten ein seltsames Schicksal. Die Assyrier trieben sie wie das Vieh vor sich her, nach dem nördlichen Asien hinauf, wo sie als Kolonisten öde Steppen urbar machen mußten. Sie bekamen dabei strenge Aufseher, damit sie nicht zu sehr sich selbst überlassen wären. Diese Wegtreibung (die assyrische Gefangenschaft) setzt man gewöhnlich in das Jahr 720 vor Christi Geburt, doch erfolgte sie nicht auf einmal, sondern theilweise, mehrmal hinter einander. Das Reich Israel wurde wieder mit Heiden besetzt, die nebst ihren Göttern auch Jehova als Landesgott zu verehren anfingen. Von ihnen stammen die Samaritanen ab, die im Evangelio so bekannt sind.

Der Staat Juda überlebte das schmähliche Schick-

sal seines Bruders um 132 Jahre, dann kam auch an ihn die Reihe. Nabuchodonosor, König von Babylon, hatte die Assyrier und andere Nachbarn unterjocht, und richtete seine gierigen Augen sogar auf das Land eines andern Erdtheils, auf Aegypten. Blutige Kriege wurden geführt, und da das Ländchen Juda zwischen beiden großen Völkern in der Mitte lag, so wurde es bald von dem einen, bald von dem andern verheert. Jerusalem ward mehrmals geplündert, und der kostbare Tempelschatz ausgeleert. Endlich, um doch nur einen Feind zu haben, schlossen sich die Juden ihren alten Erbfeinden, den Aegyptern, freundschaftlich an, weil sie dieselben für die stärksten hielten, was die Propheten auch sagen mochten. Das Glück war mit den Babyloniern, die Aegypter mußten fliehen, und die Sieger rächten sich nun an Juda. Fünfmal wurden ganze Heere Juden aus ihren Städten weggetrieben. Jerusalem und der Tempel ward zerstört, und dem letzten jüdischen Könige Sedecias wurden wegen seines Bündnisses mit den Aegyptern die Augen ausgestochen, und Hände und Füße in Ketten geschlossen. Jeremias setzte sich auf den Schutthaufen Jerusalems, und betrauerte das Elend und die Sünden des Volkes in klagenden Liedern.

Man nennt dies Schicksal des israelitischen und jüdischen Volkes, daß es gezwungen wurde, sammt und sonders sein Vaterland zu verlassen, die babylonische Gefangenschaft. Diese Verbannung dauerte 70 Jahr. Wozu diese Strafe der Juden auch für andere Menschen wohl gut gewesen seyn mag? Nur das will ich noch sagen: Nabuchodonosor, vor dem ganz Asien bebte, zitterte selbst vor einem jüdischen jungen Propheten, dem Daniel, der an seinem Hofe ein Gefangener war. Wer die Geschichte noch nicht weiß, lasse sich diese doch erzählen; es ist der Mühe werth. — Wer die Juden los ließ, werden wir künftig erfahren.

Gedruckt mit Aschendorff'schen Schriften.

Verbesserungen.

Seite 18 Zeile 17 v. o. lies: Reiter statt: Reuter.
— 37 — 1 v. u. — 120 statt: 102.
— 60 — 1 v. o. — Assyrer statt: Assirer.
— 75 — 8 und 15 v. o. lies: Lachesis statt: Bachesis.
— 75 — 11 v. u. lies: führt statt: führte.
— 76 — 15 v. u. — Pieros — Piros.
— 86 — 12 v. o. — Rhodanus statt: Rhodenus.
— 94 — 1 v. o. } — Keleos statt: Kelnos.
— 94 — 4 v. u. }
— 95 — 1 v. o. }
— 99 — 18 v. o. — Mysterien statt: Misterien.
— 99 — 10 v. u. — Unter statt: Un.er.
— 100 — 1 v. u. — Zacken statt: Hacken.
— 129 — 4 v. u. — sie statt: sich.
— 145 — 23 v. o. — von — vor.
— 150 — 9 v. u. — ihre — ihrer.
— 151 — 16 v. u. — Althäa statt: Althea.
— 152 — 1 v. u. — ihm statt: ihn.
— 164 — 8 v. u. — Astyanax statt: Astianax.
— 166 — 10 v. o. — Feldherren statt: Feldherrn.
— 171 — 2 v. o. — lernäischen statt: lärnäischen.
— 173 — 18 v. o. — werden statt: worden.
— 215 — 20 v. u. — unterrichtet statt: unterricht.
— 224 — 4 v. o. — Schwiegermutter statt: Swiegermutter.
— 242 — 10 v. u. — der statt: die.
— 276 — 4 v. o. — sehr dunkele statt: die dunklen.
— 293 — 21 v. o. — Feldherren statt: Feldherrn.
— 305 — 1 v. o. — Farbenstriche statt: Farbenstricke.
— 322 — 9 v. o. — Milesier statt: Milesiier.
— 132 — 18 v. o. muß das nicht wegfallen.

Im Verlage der Theissingschen Buchhandlung sind auch folgende empfehlungswerthe Schriften erschienen:

Annegarn, J., Gebetbuch für die katholische Schuljugend. 8. 1828. (16 Bogen.) Druckpapier. 6 gr.
Schreibpapier 10 gr.
— — Unterricht zur ersten h. Communion für die fähigere Jugend. 8. 1830. (28 Bogen.) 16 gr.
Beelenherm, Unterricht zur h. Firmung. Zur Belehrung und Erbauung auch für Gefirmte. 8. 1824. 6 gr.
Brockmann, J. H., Leben des h. Aloysius. Ein Lese- und Erbauungsbuch für die Jugend. 2te umgearbeite u. verbesserte Aufl. 8. 1820. 14 gr.
— — Handbuch der alten Weltgeschichte. 1r – 3r Thl. gr. 8. 1800 — 3. 1r Thl. 1 Rt. 8 gr. 2r Thl. 1 Rt. 16 gr. 3r Thl. 2 Rt. 8 gr. Alle 3 Thle zusammen im herabgesetzten Preise 2 Rt. 12 gr.
Budde, Fr., Chrestomathie zur Geschichte der deutschen Sprache und Poesie für die oberen Klassen der Gymnasien. Mit grammatischen und metrischen Vorkenntnissen, und einem Wörterbuch. 2 Thl. gr. 8. 1829 — 30. 2 Rt. 12 gr.
Erster Th.: Von Ulphilas bis Haller. 1 Rt. 8 gr.
Zweyter Th.: Dichter neuerer Zeit. 1 Rt. 4 gr.
Darup, Fr., neue ganz umgearbeitete Hand-Postill oder christkatholische Unterrichtungen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. gr. 8. 1828. 2te Ausgabe. (61 Bogen.) 16 gr.
Feder, Joh. G. H., Emil, oder über die Erziehung nach bewährten Grundsätzen. 8. 1790. 1 Rt.
Flensberg, Westphalen in Hinsicht seiner Lage und deren Folgen. 8. 1817. 6 gr.
Halem, G. A. von, Leben Peters des Großen. 3 Bde. Mit Kupfern. gr. 8. 1803 — 1807. 4 Rt. 20 gr.
Kistemaker, J. H., die heiligen Schriften des neuen Testaments. Uebersetzt und erklärt. 7 Bde. Mit dem

Bildniß des Verfassers. 8. 2te verb. Ausgabe. 1825 bis 1826. Ordin. Druckpap. 5 Rt.
Ausgabe auf besserem Druckpapier. gr. 8. 6 Rt.

Kistemaker, J. H., die heiligen Schriften des neuen Testaments, übersetzt. (Ohne Anmerk.) 8. 1824. 33 ½ Bogen.) 12 gr.
Velin Druckpapier. 20 gr.
(Bei 25 Exemplaren auf Druckpap. tritt ein Parthiepreis von 10 gr. ein.)

Leben und Thaten Christoph Bernards von Galen, Bischofs und Fürsten von Münster. Aus dem Lateinischen des Johann von Alpen. Mit 1 Kupf. gr. 8. 1790. 1 Rt.

Nadermann, H. L., Am Grabe meines Erlösers. Ein Erbauungsbuch für Katholiken, vorzüglich in der Charwoche. Vierte Ausgabe. 8. 1830. 8 gr.

— — Opfer vor Gott. In Gesängen und Gebeten für Katholiken. Mit 1 Titelkupfer. Ausgabe in gr. 8. 2te verbesserte Aufl. 1826. Druckpap. 20 gr.
Schreibpap. 1 Rt. 4 gr.
Velinpap. 1 Rt. 12 gr.

— — Dasselbe in einer neuen Ausgabe in Duodez. Mit 1 Titelkupfer. 1830. Druckpap. 15 gr.
Post- und Velinpap. 20 gr.

Overberg, B., in seinem Leben und Wirken dargestellt von einem seiner Angehörigen. Mit Overbergs Bildniß. gr. 8. 1829. Geheftet. 12 gr.
Ohne das Bildniß. 8 gr.

Pieper, B. Fr., Predigten bei der ersten h. Communion der Kinder. Nach des Verfassers Tode zum Druck befördert. Mit einem Vorworte von B. Overberg. (16 Bogen.) 8. 1830. 12 gr.

Roedig, Dr., Lehrbuch der Naturgeschichte für Gymnasien. 8. 1824. 20 gr.

Schmitz, J. B., Lesebuch für nachdenkende Christen an Sonn- und Feiertagen. 8. 1817. 16 Bogen. 4 gr.

Siemers, Religionshandbuch für die mittleren Klassen kathol. Gymnasien. 1r Thl.: Glaubenslehre. gr. 8. 1831. 16 gr.

Steiner, J., Abhandlung über die wichtigsten Redefiguren. 8. 1802. 10 gr.

Toulongeon's, F. E., Geschichte von Frankreich seit der Revolution von 1789. Aus zeitverwandten Urkunden und Handschriften der Civil- und Militair-Archive. Deutsch herausgegeben von P. A. Petri. 5 Bde. gr. 8. 1804 bis 1810. Bisheriger Ladenpr. 10 Rt. Jetzt herabg. zu 5 Rt.

Waldeck, J. H., allgemein faßliche deutsche Sprachlehre für Mädchen- und Knabenschulen, mit vielen Uebungen begleitet; ein Beitrag zur Befördeung einer allgemeinen Sprachfertigkeit. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. 8. 1820. 18 gr.

— — kleinere deutsche Sprachlehre für Anfänger beiderlei Geschlechts, mit vielen Uebungsstücken. Vierte Auflage, verbessert und vermehrt, mit einem Anhange über den Gebrauch des Mir und Mich. 8. 1828. 8 gr.

— — Allgemein faßliche Anleitung zur Verfertigung schriftlicher Aufsätze im gewöhnlichen Leben. Mit sehr vielen Beispielen und Aufgaben. Für Schulen und zum Selbstunterricht. 8. 1824. 20 gr.

Im Jahre 1830 ist ferner erschienen:

Erbauungsbuch für alle Sonn- und Feiertage zur Uebung der Jugend im Beherzigen des göttlichen Wortes. Von J. H. Waldeck. 2te verb. Aufl. 2 Thle. vom 1sten Advents-Sonntag bis zum Ende des Kirchenjahrs. gr. 8. (42 Bogen.) Auf Druckpapier 1 Rt. 4 gr.
Schreibpap. 1 Rt. 12 gr.

Dieses bei seiner ersten Erscheinung sehr günstig aufgenommene und durch häufigen Gebrauch als ein sehr angemessenes Andachtsbuch für Kinder bewährte Werk ist in der neuen Auflage, deren Bearbeitung von Vielen gewünscht wurde, Eltern und anderen Erziehern der Jugend, die es noch nicht kennen, ohne Bedenken angelegentlich zu empfehlen. In edler Sprache, auch Kindern, die noch nicht kommunizirt haben, leicht verständlich, erklärt es die Evangelien und andere, der Zeit gemäße Stücke der heil. Schrift, mit steter, kräftig ins Gemüth eindringender Anwendung auf das jugendliche Leben. Es leistet an Sonn- und Feiertagen vortreffliche Dienste zu Hause und in jenen Schulen, wo eine Erbauungsstunde statt findet; wo dies aber nicht der Fall, an den Vorabenden, an welchen

doch gewöhnlich die passenden Schriftstellen in den Schulen mit anwendender Erklärung gelesen werden. Manche bedienen sich desselben auch noch bei vorgerücktem Alter, mit Wohlgefallen. Ganz besonders eignet es sich zu Geschenken.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Annegarn, Joseph,

Weltgeschichte für die katholische Jugend

Bd.: 1

Münster 1832

H.un. 9 ox-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10030960-8